anxa
85-B
16443

U 3053
acc. Apr. 1925.

STUDIEN
ÜBER CHRISTLICHE DENKMÄLER

STUDIEN

ÜBER

CHRISTLICHE DENKMÄLER

HERAUSGEGEBEN

VON

JOHANNES FICKER

NEUE FOLGE

DER ARCHÄOLOGISCHEN STUDIEN ZUM CHRISTLICHEN ALTERTUM UND MITTELALTER

SIEBENTES UND ACHTES HEFT

LEIPZIG

DIETERICH'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG

THEODOR WEICHER

1909.

DIE
ST. MICHAELISKIRCHE ZU HAMBURG
UND IHRE ERBAUER

EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DER NEUEREN PROTESTANTISCHEN KIRCHBAUKUNST

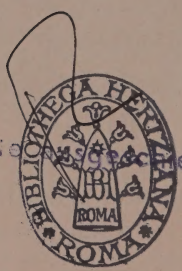
VON

DR. WALTER H. DAMMANN.

MIT 20 ABBILDUNGEN

LEIPZIG
DIETERICH'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
THEODOR WEICHER
1909.

Als Dublette abgegeben



Inhalt.

Abschnitt		Seite
	Vorbemerkungen	1
	Aufgabe 2; Material 3; Persönliches 4.	
1.	Örtlichkeit und Vorgeschichte	5
	Erster großer Michaeliskirchbau 12.	
	Der Name St. Michael 17.	
	Brand des ersten Baues 19.	
	Örtlicher Stand des Bauwesens um 1750 19.	
2.	Prey bis 1743	27
	Personalien 27.	
	Lehrzeit 28.	
	In Hamburg 31.	
	Steintorbrückenbau 31.	
	Schleusenreparaturen 32.	
	Stadtbaumeister 32.	
	Cornelius Gottfried Treu 33.	
	Kaiserhof 34.	
3.	Dreifaltigkeitskirche zu St. Georg	37
	Vorarbeiten 38.	
	Adami 40.	
	Weiterbau 42.	
	Die Martinis 43.	
	Engerth 44.	
	Abrechnung 46.	
	Vergleich mit der Altonaer Dreifaltigkeitskirche 51.	
	Bauausführung 56.	
	Dachstuhl 57.	
	Preys Stellung zur Spitalverwaltung 59.	
4.	Prey bis 1750	63
	Peterskirche zu Osten a. d. Oste 63.	
	Yachtornamente 67.	
	Katharinenpastorat 68.	
	Preys Stellung zum Bauhofe 71.	
5.	Sonnin bis 1750	77
	Sonnins Stellung in der deutschen Baugeschichte 77.	
	Frühere Tätigkeit 80.	

Abschnitt Seite

6. Leonhard Christoph Sturm 84
Persönlichkeit 84.
Werke 85.
Sciagraphia 85.
„Goldmann“ 1 u. 2. 87.
Davilerübersetzung 99.
Vademecum architectonicum 101.
Geöffneter Ritterplatz 102.
Architektonisches Bedenken 103.
Schweriner Schelfkirche 104.
Häng- oder Sprengwerke 105.
Ballhaus zu Hamburg 106.
Prodromos 112.
Ehrenpforten in Frankfurt 113.
Berliner Münzturm 114.
Schloß Neustadt a. d. Elde 116.
Architektonische Reiseanmerkungen 119.
Verneuerter „Goldmann“ 123.
7. Sonnins Verhältnis zu Sturm, technisch 133
Rellingen 134.
Hamburger Lazarethkirche 135.
Ütersen 136.
Niendorf 137.
Herzhorn 137.
Kappeln 138.
Wilster 139.
Profanbauten 148.
Ausbesserungen und Gutachten 152.
8. Sonnins Verhältnis zu Sturm, ästhetisch 163
9. Michaeliskirche, Raumgebilde 181
Kausalitätsnachweis 183.
Typologische Betrachtung 186.
Verhältnis zum sächsischen Bauwesen 192.
10. Der Turm 200

Die St. Michaeliskirche zu Hamburg und ihre Erbauer.

„Wenngleich die Betrachtung eines dem Umfange nach kleinen Staates uns die Lehre oft wiederhohlt, daß nicht der Raum und die Örtlichkeiten es sind, welche die großen Thaten und die Gedanken, welche im Leben wie in der Wissenschaft ganze Geschlechter lenken, erzeugen, so ist es dennoch zur Einsicht in die Geschichte einer Stadt unentbehrlich, die von der Natur gegebenen und von der Kunst benutzten Bedingungen der Lage, auf welchen ihr Daseyn beruht, zu erkennen; sowie es dem forschenden Geiste und dem anhänglichen Herzen, welche nie der Verbindung mit verwandten Ahnen und Vorarbeitern auf ihrem Weinberge und den Stätten ihrer sorgenvollen und freudebringenden Arbeit vergaßen, ein dringendes Bedürfnis und eine liebe Beschäftigung ist, die der Andacht ihrer Vorfahren geweihten Räume, die Hallen ihrer Beratungen und Feste, den Schauplatz mancher That, bis zu den kleinsten Äußerlichkeiten kennen zu lernen."

J. M. Lappenberg, Programm der Saecularfeier, 1828.

Die Kunstgeschichte unterscheidet sich von der allgemeinen Geschichte sehr wesentlich: sie hat nicht nur Tatsachen festzustellen und Zusammenhänge nachzuweisen, sondern sie soll auch Urteile aussprechen und begründen, — zum mindesten die Urteile, mittelst deren sie den Bereich der ihr unterliegenden Gegenstände umgrenzt. Erforschung der Wahrheit, im menschenmöglichen Verstande das letzte Ziel der reinen Geschichtswissenschaft, ist also nicht die einzige Aufgabe der Kunstkunde. Nur soweit ihr Verfahren dem der allgemeinen Geschichte genau entspricht, hat sie es mit der Wahrheit zu tun, — nicht, wo sie zum Urteil fortschreitet. „Wahres Urteil" ist ein Ausdruck ohne Sinn. Gerechtigkeit ist beim Urteil der wertgebende Begriff. Gerechtigkeit ist das Ziel der Kunstkunde, sofern sie urteilt.

Über Kunst gerecht zu urteilen ist vielleicht nur dem Gefühl gegeben, nicht dem Verstande. Aber gerade das Gefühlsurteil setzt

innige Vertrautheit mit dem zu beurteilenden Gegenstande und mit seiner Entstehungswelt voraus. So wird bei jedem Kunstwerke, das sich nicht in eine unserem Empfinden hinlänglich vertraute Reihe eingliedert, eine besondere Einstellung und Einübung unseres Gefühlsvermögens erforderlich. Dazu dient die genetische Betrachtungsweise.

Diese Betrachtungsart sucht die Bedingungen eines Kunstwerkes teils als einmalige Tatsachen, teils als Entwicklungsreihen aufzudecken und aus ihnen die bei Entstehung eines Kunstwerkes mittätigen Notwendigkeiten nachzuweisen. Sie wird in den meisten Fällen imstande sein, die einzelnen Fäden, die das geistige Gewebe einer Kunstschöpfung ausmachen, ziemlich deutlich voneinander zu sondern. Freilich, die Verknüpfung dieser Fäden, — die im Geiste des Künstlers desto verborgener und unbegreiflicher vor sich geht, je feinere Werte das werdende Werk später darstellt, — entzieht sich der Beobachtung und der Erforschung. Immerhin läßt sich ein Verständnis gewinnen, das die Verwunderung beseitigt, um der Bewunderung Platz zu schaffen.

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich in der angedeuteten Weise mit dem wertvollsten Baudenkmale Hamburgs, mit der Michaeliskirche, die seit 1750 von Prey und Sonnin erbaut wurde.

Eine genetische Betrachtung dieses Bauwerkes ergibt ganz von selbst eine Reihe von Einzelaufgaben, deren Lösungen, jede für sich genommen, wenig oder gar nicht mit dem Hauptthema zusammenhängen, in ihrer Gesamtheit aber jene urteilsvorbereitende Gefühlseinstellung bewirken.

Die Frage nach dem Bedürfnis, das den Bau veranlaßte, weist auf seine Vorgeschichte. Diese ist klarzustellen. Dabei finden auch die Bedingungen der Lage, die am früheren Bau ebenfalls wirksam waren, ihre Erledigung. Ferner wird in der Untersuchung der allgemeinen Bedingungen auch ein kurzer Überblick über die Entwicklung der ortsüblichen Bauweise bis 1750 zu geben sein.

Alsdann sind die Persönlichkeiten der beiden Erbauer nach ihrer Begabung, Vorbildung und Fähigkeit so genau darzustellen, wie es nach dem vorliegenden Material möglich ist. Die ungleiche Art dieses Materials sowie die Eigentümlichkeit beider Baumeister bringt es mit sich, daß nicht für beide Betrachtungen das gleiche Gliederungsschema angewandt werden kann.

Bei dem fast ganz unbekannten Prey handelt es sich darum, überhaupt ein Bild seines Wesens und seiner Arbeit zu gewinnen. Eine genaue Betrachtung seiner vor 1750 errichteten Bauten sowie die eingehende Berücksichtigung der auf seine Person bezüglichen

Urkunden ermöglicht eine ziemlich weitgehende Ergründung seiner Künstlerschaft.

Bei Sonnin, der als bedeutender Techniker fast allgemein richtig gewürdigt wird, ist es von Wichtigkeit, festzustellen, woher ihm, dem Mathematiker und Physiker, jene hervorragende Baukunde sozusagen über Nacht gekommen ist. Da der Name seines Lehrmeisters überliefert und der Zusammenhang mit diesem auf den ersten Blick unverkennbar ist, wird eine vergleichende Betrachtung beider mehr darstellend als untersuchend verlaufen. — Sonnins sonstige Bautätigkeit wird möglichst vollständig aufgezählt; zu ausführlicher Betrachtung ist sie künstlerisch zu unbedeutend.

Mit diesen Darlegungen sind für den in Rede stehenden Bau die Grenzen der Erscheinungsmöglichkeit ziemlich klar gegeben. Festzustellen ist noch, welche von diesen Bedingungen tatsächlich wirksam wurden. Das geschieht durch eine Betrachtung des Baues selbst.

Auch hier gilt, was Dohme über das Studium von Barockbauten schrieb (Jahrb. d. kgl. preuß. Kunstsmlgg. III, 123): „Die kunstgeschichtliche Beschäftigung muß alles in allem auf die Grundgedanken mehr Wert legen, als auf ihre dekorative Durchbildung und die Einzelheiten; demgemäß wird auch die Betrachtung der einzelnen Werke sich meist nur auf gewisse charakteristische Punkte zu richten haben.“ So beschränkt sich die Betrachtung der Michaeliskirche auf Wesen und Herkunft der Raumschöpfung, zumal das übrige Baugebilde teils ganz eindeutig dem Ortsbaustande entspricht, wie z. B. Art und Gestalt des Außenbaues, — teils, wie die Stukkaturausschmückung des Innern, ziemlich freier Künstlerwillkür überlassen blieb.

Eine andere Behandlungsweise erfordert der Turm der Michaeliskirche. Hier bietet sich zu genauer Einzelbetrachtung nur wenig Veranlassung. Um so lebhafter drängt sich angesichts des gewaltigen Wahrzeichens die Frage nach Ursprung und Geschichte solcher Holzkupfertürme überhaupt in den Vordergrund. Die Betrachtung des Kirchenbaues war ontogenetischer Art; beim Turm überwiegt das phylogenetische Interesse.

* * *

Das Material, das dieser Betrachtung zugrunde liegt, hat während der Dauer meiner Arbeit eine beklagenswerte Einbuße erfahren: der Brand vom 3. Juli 1906 vernichtete Dach und Ausstattung der Kirche — und zu empfindlichstem Verlust den Turm.

Zugleich verbrannten außer dem Bauprotokoll die in der Kirche zahlreich bewahrten Sonninschen Handzeichnungen, deren genaues Studium ich mir für den Winter des Unglücksjahres vorgesetzt hatte. Zur Kenntnis Preys und seiner Baubeteiligung hätte vielleicht eine nochmalige Durchsicht des urkundlichen Materiales der Kirche einigen Aufschluß gegeben. Auch dies hatte ich bis zu einem beabsichtigten längeren Aufenthalt in Hamburg verschoben, — leider, um es ganz zu unterlassen. Glücklicherweise ist die Erforschung des Bauvorganges schon früher mit größter Sorgfalt ausgeführt worden: die Faulwassersche Untersuchung der Michaeliskirche ist heute in jeder Beziehung ein unschätzbares Werk. Auch Geffckens Schrift, auf die ich gelegentlich zurückgreifen mußte, soll hier nicht unerwähnt bleiben.

Sehr wertvoll war es für meine Arbeit, daß ich die Urkunden des Hamburgischen Staatsarchives benutzen durfte; namentlich der Erkenntnis und Darstellung Preys kam dies zugute. — Ebenso wurde mir die Durchsicht der in Betracht kommenden Schriften des Wilsterer Kirchenarchives in zuvorkommender Weise ermöglicht.

Herr Professor Dr. Carl Neumann in Kiel beriet mich freundlichst beim ersten Plane zu dieser Arbeit. Herr Professor Dr. Georg Dehio in Straßburg schenkte ihrer Ausarbeitung gütige Teilnahme. — Förderung mit Rat und Tat fand ich in Hamburg durch die Herren Senatssekretär Dr. Hagedorn, Professor Dr. A. Lichtwark, Professor Dr. J. Brinckmann, Architekt J. Faulwasser, Dr. Chr. Walther, Dr. H. Nirrnheim; ferner in Wilster durch Herrn Hauptpastor Schwede. Allen genannten Herren spreche ich für ihre Teilnahme meinen herzlichen Dank aus.

Zu den Druckkosten dieses Buches gewährte die Bürgermeister Kellinghusens-Stiftung einen beträchtlichen Zuschuß. Der hochlöblichen Administration der genannten Stiftung bleibe ich zu dauernder Dankbarkeit verpflichtet.

1.

Die Frage nach dem Standplatze der verschiedenen Kirchen des Michaelissprengels führt zunächst auf Schwierigkeiten, wenn man die ungenaue Darstellung bei Janssen nachprüft.[1]) Janssen berichtet von zwei ummauerten Nikolai-Friedhöfen in der nordwestlichen Vorstadt, die 1564 und 1583 angelegt seien; jener, auf dem Kraienkamp, sei die Stätte der großen Kirche geworden, — dieser, auf dem Teilfelde, die der kleinen. Bei dieser Angabe ist ohne weiteres befremdlich, daß der frühere Friedhof in größerer Entfernung von der Stadt angelegt sein soll, als der spätere, obwohl beide von derselben Gemeinde gebaut wurden; sie erhält jedoch eine scheinbare Bestätigung durch eine Notiz des Chronisten der Zuverlässigen Nachricht: „1564. E. E. Rath ließ den 6. Dezember die Kirch-Geschwornen auf das Rathauss fodern, und trug ihnen für, daß man noch zwey Kirch-Höfe wollte machen lassen; als einen vor dem Stein-Thore, und den andern vor dem Möllern-Thore. Der letztere kam zustande und ist derjenige Platz, wo jetzt die neue Michaeliskirche stehet.“ [2])

Über den Friedhof von 1583 findet sich bei diesem Chronisten keine Nachricht. v. Hess[3]) läßt den Friedhof am Kraienkamp erst nach 1620 eingerichtet sein und fügt hinzu, daß er bis 1624 wenig benutzt wurde, ohne darauf Bezug zu nehmen, daß er an anderer Stelle[4]) auch den Leichenplatz von 1564 als am gleichen Orte befindlich erwähnt. Wortmann[5]) gibt mit Bestimmtheit an, daß die Friedhofsanlage auf dem Kaienkamp gleich nach Johannis 1623

[1]) J. A. R. Janssen, Ausführliche Nachrichten über die sämtlichen evangelisch-protestantischen Kirchen und Geistlichen der freyen und Hansestadt Hamburg usw. Hbg. 1826, 87 u. 93.

[2]) Versuch einer zuverlässigen Nachricht usw. der Stadt Hamburg. 1731. (Stelzner). II, 333.

[3]) J. L. v. Hess, Hamburg, topographisch, politisch und historisch beschrieben. Hbg. 1787. 2. Aufl. 1810. I 42.

[4]) Ebda. I, 463.

[5]) G. Wortmann, Ein chronologischer Zusammentrag, die Kirche und das Kirchspiel zu St. Michaelis betreffend. Hbg. 1809, 24.

begonnen sei und erörtert die strittige Frage ausführlich.[1]) Aus seinem Resultat und den übrigen Nachrichten ergibt sich der folgende Sachverhalt.

Das Nikolaikirchspiel erstreckte sich außerhalb der Stadt jenseits der damals ziemlich breiten Alstermündung über ein ausgedehntes Gelände, das hauptsächlich durch das Millerntor und das Schartor zugänglich war. In diesem Gebiet legte die Nikolaigemeinde im Laufe der Zeit mindestens vier Begräbnisplätze an.[2]) Ob der dazu verwandte Grund der Kirche schon früher gehörte oder erst für jene Zwecke angewiesen wurde, müßte eine besondere Untersuchung entscheiden. Janssen nimmt einen schon früher bestehenden Grundbesitz an, wie aus den von ihm gebrauchten Ausdrücken hervorgeht;[3]) Wortmann schreibt ausdrücklich, daß der für die Friedhöfe erforderliche Platz der Gemeinde damals erst zugewiesen sei.[4])

Auch die Beziehung der Nikolaikirche zu den in jener Gegend belegenen Ziegeleien scheint nicht ganz aufgeklärt zu sein.[5]) v. Hess will aus den Rezessen von 1483 und 1529 als „mehr als wahrscheinlich" entnehmen, daß diese Ziegeleien von Nikolai aus gegründet seien.[6]) Tatsächlich aber gibt der Wortlaut dieser Rezesse hinlängliche Sicherheit nicht einmal über die Zugehörigkeit gerade dieser Ziegelhütten zu Nikolai.[7])

Wahrscheinlich bleibt trotz alledem, daß die Nikolaigemeinde schon früh über Grundbesitz in jener Gegend verfügte. Jedenfalls machte die Beschaffung des Bodens keinerlei Schwierigkeit, als ihr 1564 die Aufgabe zufiel, für die Pestleichen jenes Jahres Begräbnisplätze herzustellen. Man benutzte dazu die damals noch weit von

---

[1]) Ebda. 102.

[2]) Über die Versuche von 1535 und 1543, in dieser Gegend Begräbnisplätze anzulegen, vgl. J. M. Lappenberg, Programm zur dritten Saecularfeyer der bürgerschaftlichen Verfassung. Hbg. 1828, 66.

[3]) Ausf. Nachr. 87: „Einen Theil jenes ihrer Kirche zuständigen Platzes."

[4]) Zustrg. 102 f.

[5]) Diese Ziegeleien werden nach Wichmann, Heimatkunde, schon 1306 erwähnt.

[6]) Topogr. I, 473.

[7]) Rec. d. a. 1483, Art. 57: „Dat man de Steene uht St. Nikolai Teigel Huse nich mag verköpen" (scil. uht der Stadt, wie Art. 56). Rec. d. a. 1529, Art. 95: „De Teigel Meester schall goot Upsehent hebben ümmer goden Teyl tho bekamen, unde dat de Eerde woll bearbeidet unde recht gebrannt warde, unde oock van den Börgern neen Vörmede edder Beer-Geldt nehmen, oock neene Steene frömbden Lüden na buten verköpen, by Verböhringe synes Ambtes; oock will E. E. Raht de Teyl Hüser verlengern, edder welcke mehr dartho bouwen."

der Stadt entfernten Orte am Milchberge[1]) und am nachmals so benannten Kraienkamp.[2]) Von diesen beiden Plätzen scheint der erste keine Umzäunung erhalten zu haben; der zweite hatte oder erhielt eine solche, wie man mit ziemlicher Sicherheit aus dem Namen, den diese Örtlichkeit später führte, abnehmen kann.[3])

Im Jahre 1583 veranlaßte das zunehmende Bedürfnis die Anlage eines regelmäßigen, dauernden Friedhofes in dieser Gegend, Man wählte jetzt einen Platz in der Nähe jener vorher erwähnten Ziegelhäuser, am Teilfelde, um der Stadt möglichst nahe zu bleiben.[4])

Dieser Friedhof wurde mit einigem Kostenaufwande ummauert und ordnungsgemäß ausgestattet. Gegen außerhalb des Stadtschutzes gelegene Begräbnisplätze lebte damals wie es scheint noch ein starkes Vorurteil, das von den Leichenträgern, denen der Weg zu weit und überhaupt die ganze Einrichtung nicht komfortabel genug war, genährt wurde. Auch mangelte einem Friedhofe ohne Bethaus in den Augen der Bevölkerung die rechte Weihe; Wortmann sagt bei einer ähnlichen, etwas späteren Gelegenheit: „Es fehlte nach der vorgefaßten Meinung des Zeitalters, einem Kirchhofe ohne Kirche der beruhigende Schutzgeist, den man sich vom Heiligthume — von der Kirche — ausgehend und über die Gräber schwebend, zu denken gewohnt war.“ [5]) Es fanden sich nur wenige Grabkäufer, von 1584—1600 überhaupt keine.[6])

So baute man im Sommer des Jahres 1600 eine Kapelle mit zwei[7]) Glocken, „damit die Toten unter dem Schalle des Geläutes in die Grube fahren und die Leichenträger, von der Witterung ungestört, ihrem Gebete mit voller Inbrunst obliegen könnten“.[8])

---

[1]) Wortmann, Zustrg. 79: „Die südlichste Obergegend der Vorstadt zwischen dem Markus-Platze und der Pohlstraße, welche sich vormals nach dem Kamp hinunterschrägte, hieß der Milchberg.“

[2]) Ebda. 102 f.

[3]) Vgl. ebda. 103. — Den Namensbestandteil „Kraien“ leiten v. Hess, Topogr. I, 463 u. a. von den Krähen her, die jenen Leichenplatz nachmals zahlreich belebt hätten. Wenn Neddermeyers Angabe (Topographie, 266), daß ein Mann Namens Kraye 1614 hier einen Platz gepachtet habe, richtig ist, so wäre dieser als Pate zu betrachten.

[4]) Vgl. immer Wortmann. [5]) Ebda. 29.

[6]) Eine Vorstellung von diesem Friedhofe und den Ziegeleien, sowie von der umliegenden Ansiedelung gibt ein Prospekt der Stadt vom Jahre 1587 in Sebastian Münsters Cosmographie, Basel 1588, wiedergegeben bei Lappenberg, Progr. 1828.

[7]) Wortmann, Zustrg. 13.

[8]) Wortmann. — Die Zuverl. Nachr. berichtet II, 452, unter dem Jahre 1602: „Die alte St. Michaelis-Kirche ward außerhalb des Möllernthores an dem

Der Bau wurde am 16. Juni gerichtet;[1]) seine Grundfläche maß, wenn man Wortmanns Berechnung aus der Gräberzahl übernehmen darf, etwa 60 : 30 Fuß; der Raum war zunächst nur zu Trauerfeiern bei Leichenbegängnissen der Nikolaigemeinde bestimmt.

Inzwischen hatte die Besiedelung des nordwestlichen Vorgeländes stark zugenommen, wie sich auf gleichzeitigen Stadtansichten verfolgen läßt.[2]) Die Bevölkerung, die sich hier einfand, unterschied sich ihrem Gesamtcharakter nach sehr deutlich von der der älteren Stadt. Der Grund dieser Verschiedenheit lag nicht nur in ihrem Pfahlbürgertum überhaupt, sondern auch in den abweichenden örtlichen Verhältnissen. Die Gegend lag höher als die alte Stadt und hatte keine Fleete wie jene, war also zur Anlage größerer Handelsbetriebe ungeeignet. Anfangs machten Sommerhäuser, Gemüsekulturen, Milchkuranstalten u. dergl. den Hauptteil der Ansiedelung aus; neben den oft erwähnten Ziegeleien zeigt eine Stadtansicht aus der Zeit zwischen 1568 und 1577 eine Seilerbahn in jener Gegend.[3]) Schon früh mögen auch Vergnügungseinrichtungen mannigfaltiger Art daselbst geblüht haben.

Gleich nach 1600 begann die große Zuwanderung aus ganz Deutschland, die durch die drohenden und beginnenden Kriegswirren veranlaßt wurde, fast das ganze Jahrhundert hindurch anhielt und den neuen Stadtteil mit erstaunlich raschem Wachstum von Süden her ausdehnte. Da erfährt man denn ohne Verwunderung, daß das recht buntscheckige Treiben dieser Leute bei der soliden Bürgerschaft lebhaften Anstoß erregte. Der Pastor Jodokus Edzardi erzählt in seiner Tempelpredigt 1646[4]) von der Zeit, „da keine Kirche allhie gewesen, da es junge Leute auch so barbarisch

---

Theil-Felde auf Kosten der St. Nikolaikirche zu bauen angefangen, und in dem 1605. Jahre vollendet", gibt aber keinen Beleg dafür; Wortmann druckt 75 eine plattdeutsche Urkunde ab, die den Bau im Sommer des Jahres 1600 geschehen sein läßt. Leider gibt er nicht an, was es mit diesem Schriftstücke für eine Bewandtnis hat. Ebenso wünschenswert wäre eine Andeutung über die Herkunft der noch genaueren Daten, mit denen er selbst die plattdeutsche Urkunde berichtigt. — Wenn die Zuverl. Nachr. mit ihrer Angabe irrt, so ist das bei der Unklarheit der fraglichen Verhältnisse nicht zu verwundern. — Vgl. jenen andern plattdeutschen Bericht des Predigers Joh. Meyer (gest. 1613), abgedr. bei Geffcken, Michaeliskirche, 1862, der den Kirchenbau 1601 begonnen worden sein läßt.

[1]) C. F. Gaedechens, Historische Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg, Hbg. 1880, 137.

[2]) Vgl. J. Geffcken, Die große St. Michaeliskirche, Hbg. 1862, 1 ff.

[3]) Lappenberg, Progr. 1828, 60.

[4]) Neu aufgelegt 1750, 4.

getrieben, daß darüber die Stadt voller Klagen gewesen ist," und schildert in seiner Grundlegungspredigt von 1649 diese Zustände folgendermaßen:[1]) „Wüste war dieser Ort was die Zeit betrifft, ehe diese Kirche[2]) gebauet, da ein rechtes wüstes Wesen in dieser Vorstadt getrieben, wie männiglich bekannt, sonderlich von der Jugend, weil sie hie nicht unterrichtet werden können, und zu weiten Kirchenwegen schlechte Lust getragen." Mit starken Ausdrücken erwähnt Janssen diese Dinge; er spricht[3]) von frecher Lasterhaftigkeit und sträflicher Gottesvergessenheit. Noch v. Hess fand ähnliches vor; freilich kennzeichnet er mehr die sozialen als die moralischen Verhältnisse, wenn er von einem Teile des Kirchspieles schreibt:[4]) „Von den Gewerben und dem Getriebe der darin nistenden Menschenmenge ist hier die Rede nicht, sonst würde die niedrigste Volksklasse und ärmere Menschengattung genannt werden. Es gehört zum Glücke der Bewohner, daß ihnen die Sonne so wenig Licht zuwirft, daß sie den Schmutz, worin sie brüten, kaum gewahr werden können." Die gegenseitige Bedingtheit von wirtschaftlichem und sittlichem Elend und alle Folgeerscheinungen der Wohnungsnot liegen hier mit erschreckender Deutlichkeit zutage.

Man darf annehmen, daß die Erscheinungen und Eigentümlichkeiten des heutigen St. Pauli in jener Vorstadt ihren Anfang und eine zeitweilige Entfaltung hatten; von dort wären sie dann durch die allmähliche Ausdehnung der Geschäftstadt weiter hinausgedrängt, bis sie sich auf dem Hamburger Berge zu ihrem jetzigen Umfange entwickelten.

Um dem aufkommenden Unwesen zu steuern, beschloß die Nikolaigemeinde den Umwohnern das Bethaus ihres Friedhofes zu gottesdienstlicher Benutzung zu öffnen. Das geschah im Jahre 1604 und hatte zwei Veränderungen zur Folge: erstens wurde von Nikolai aus ein besonderer Prediger für diese Kapelle eingesetzt,[5]) zweitens stellte man eine Vergrößerung des Kirchenraumes durch einen Choranbau her; diese Erweiterung war zu Anfang des Jahres 1605 vollendet. Von dieser ersten Kapelle scheint keine Abbildung vorhanden zu sein, weder mit noch ohne Erweiterung.[6])

---

[1]) Neu aufgelegt 1750, 11.
[2]) Nämlich die am Teilfelde.
[3]) Ausführl. Nachr. 87.
[4]) Topogr. I, 446.
[5]) 12. Sept. 1604, s. Wortmann, Zustrg. 9. Völlige Loslösung des neuen Kirchspiels von Nikolai erfolgte erst 1678 (Turminschrift, Faulwasser, MK. 1901, 7).
[6]) J. Faulwasser, Die St. Michaeliskirche, Hbg. 1901, schreibt 3, der Bau sei in Fachwerk ausgeführt gewesen, was viel Wahrscheinlichkeit für sich hat;

Schon im gleichen Jahre 1605 fand man, daß der so gewonnene Raum noch immer zu beschränkt sei, und man beschloß, einen Neubau um die alte Kapelle herum aufzuführen. Der wurde alsbald in Angriff genommen, mit Eifer gefördert und um die Jahreswende vollendet. Die endgültige Fertigstellung erfolgte im August 1606.[1])

Wortmann scheint zu wissen oder anzunehmen, daß der erwähnte Choranbau wieder verwandt wurde und eine Bestimmung für die Maße des Neubaues hergab.[2]) Geffken schreibt mit Bestimmtheit, daß der Chorbau beibehalten sei.[3]) Angesichts der Abbildungen des fertigen zweiten Baues müßte man also annehmen, daß der alte Chor mit Rücksicht auf eine Vergrößerung auch der Westteile von vornherein breiter als das alte Haus angelegt worden sei. Der alte Raum hätte dann zeitweilig eine Gestalt gezeigt, die zwar nicht ganz beispiellos ist, aber höchst ungewöhnlich genannt werden muß.[4]) In den Quellen fehlt jede Andeutung davon, daß der Chor wieder verwandt sei; die alten Abbildungen lassen jede Spur einer Zusammenstückung so durchaus vermissen, daß man die Annahme der Chorbeibehaltung als allzu unwahrscheinlich ablehnen darf.

Faulwasser gibt in seinem grundlegenden Werke über die Michaeliskirche[5]) eine Ansicht des Baues und bespricht die überlieferten Abbildungen.[6]) Dabei setzt er die Zuverlässigkeit des Rolffsenschen Stiches[7]) wohl etwas zu weit herab. Der Kupferstich von Rolffsen ist, wenn anders die Unterschrift Glauben verdient, nicht 1754 hergestellt, sondern „abgezeichnet 1745, ge-

---

einen Beleg dafür kann ich nicht ausfindig machen. Wortmann, Zustrg. 11, „aus Ständerwerk“ bezieht sich auf den zweiten Bau, und ist, wie alle vorhandenen Abbildungen erkennen lassen, irrig. Vgl. auch: Faulwasser, MK., 1901, 5. Anm.

[1]) Wortmann, Zustrg. 13. — Vgl. die Datierung der im Turmknopf niedergelegten Schriftstücke bei Friederich Wagner, Standrede bey Legung des Grund-Steins zur kleinen St. Michaeliskirche, 1754.

[2]) Anders ist nicht zu verstehen: „Allem Anschein nach, war der Umfang des im vorigen Jahre neu erbauten Chors die Ursache, daß man die äußere Breite der Kirche auf 41 Fuß beschränkte.“ 11.

[3]) Geffcken, MK., 1862, 10.

[4]) Vgl. Altenbruch an der Unterelbe. An den rechteckigen mittelalterlichen Feldsteinbau wurde um 1750 im Osten ein fast ebenso langer, breiterer Raum, ebenfalls rechteckig, in Ziegelrohbau angefügt.

[5]) Julius Faulwasser, Die St. Michaeliskirche, Hbg. 1901. Erweiterung einer früheren Jubiläumsveröffentlichung vom gleichen Verfasser.

[6]) MK., 1901, 5. Anm.

[7]) Dieser Stich liegt der Abbildung bei Geffcken, MK., zugrunde.

stochen 1750“. Die Darstellung ist freilich sehr summarisch gehalten; dennoch scheint mir die Form der Fenster mit ihrer deutlich erkennbaren „Steertwinden“-Umrahmung[1]) ganz glaubwürdig wiedergegeben. Faulwasser schreibt: „Der ... Kupferstich, der die Kirche mit hohen Spitzbogenfenstern in ausgesprochen gotischem Baustil zeigt, kann nicht als zuverlässig anerkannt

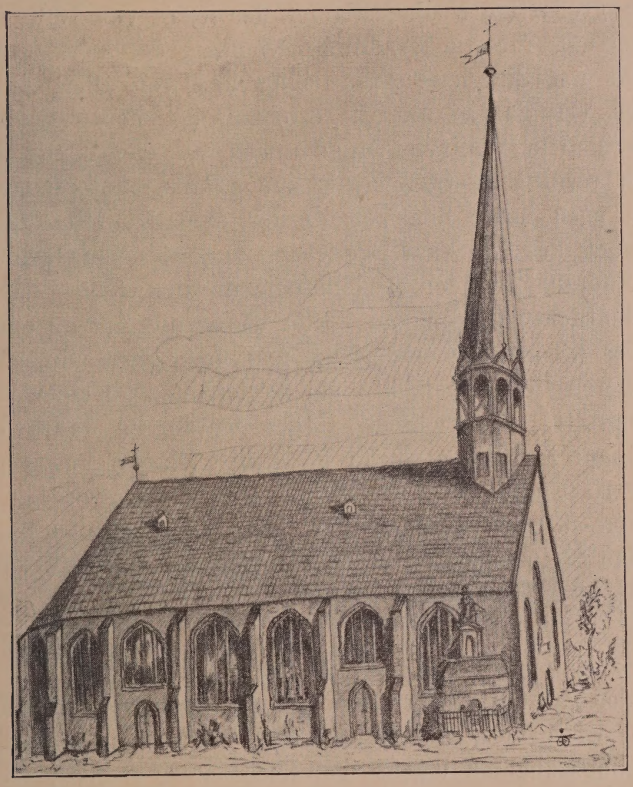


Abb. 2. **Die Teilfeld-Kirche von 1605.**
Nach Rolffsen.

werden, da um jene Zeit nirgends mehr in diesem Sinne gebaut wurde.“ Bei den sonstigen gotischen Elementen, die der Bau aufweist (Strebepfeiler, Form des offenen Turmhelmes), ist die leichte Zuspitzung der breiten flachen Fensterbogen, wie sie Rolffsen darstellt, keineswegs auffallend. Es hat sich in dieser nördlichen Gegend, — wie auch andernorts —, gotisierende Bauweise eben

[1]) Ortsübliche Bezeichnung für bestimmte, tauartig gedrehte Formsteine.

noch lange erhalten. Der Fenstersturz, den Faulwasser andeutet, wird in der Hamburger Gegend erst hundert Jahre später beliebt.[1])

Die Kritik des ganz unbrauchbaren Schenkschen Stiches ist natürlich durchaus berechtigt.

Die Stadtansicht von Dirksen, um 1610, zeigt die Kirche in zu kleinem Maßstabe, als daß über die Fenster daraus etwas abzunehmen wäre.[2])

Die großartige Neubefestigung der Stadt von 1620 schuf die Voraussetzung für die fernere Entwicklung der Vorstadtgemeinde. Rücksicht auf die neue Ansiedelung und vor allem militärische Bedenken veranlaßten die Einbeziehung des nordwestlichen Vorgeländes.[3]) Die Wallanlagen, die sich von der Lombardsbrücke auf dem rechten Alsterufer bis zur Elbe hinunterziehen, kennzeichnen noch heute den Verlauf der damaligen Befestigung und den Umfang des der Stadterweiterung zugewiesenen Geländes. Der rasche Zudrang fremder Bevölkerung in dies Gebiet nahm einen außerordentlichen Umfang an. Bald wurde die Anlage eines neuen Friedhofes wiederum erforderlich, und man ging nunmehr daran, den früheren Pestleichenplatz am Kraienkamp zu einer dauernden Begräbnisstätte einzurichten.[4]) Dies wurde im Jahre 1623 bewerkstelligt: der Platz wurde mit einer Planke umzogen, — da die frühere Umzäumung vermutlich schadhaft geworden war, — und Bänke wurden aufgestellt.[5]) 1643 ersetzte man die Planke durch eine Steinmauer, da schon der Gedanke, eine größere Kirche zu bauen, lebhaft geworden war.[6])

* * *

In der Tat hatte sich schon so bald das Bedürfnis nach einem größeren Kirchenraume herausgestellt. Von der Intensität der Bevölkerungszunahme macht man sich einen Begriff, wenn man

---

[1]) Vgl. z. B. die Kirche in Billwärder a. d. Bille, erb. 1737—1739 von Joh. Nik. Kuhn; G. Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler II, 40.

[2]) Jan Dirksen oder Diricksen, 1613, Querfol. 1845, vom Ver. f. Hamb. Gesch. lithographisch faksimiliert; beschrieben von Lappenberg, Ztschrft. II, 494 ff.; wiedergegeben in „Hamburg und seine Bauten“ und in dem Jugendbuche: „Kriegsfahrten der Hamburger“, neuerdings auch in Melhop, Althamburg. Bauweise, 1908, Abb. 4.

[3]) C. F. Gaedechens, Histor. Topogr. Hbg. 1880, 124: Einbeziehung des Milchberges und des Eichholzes.

[4]) v. Hess, Topogr. I, 42 f.

[5]) Wortmann, Zustrg. 24. — Gaedechens, Topogr. 141.

[6]) Wortmann, Zustrg. 39. — Pasmann, Hamburg. Denkmahl, Hbg. 1690, 93.

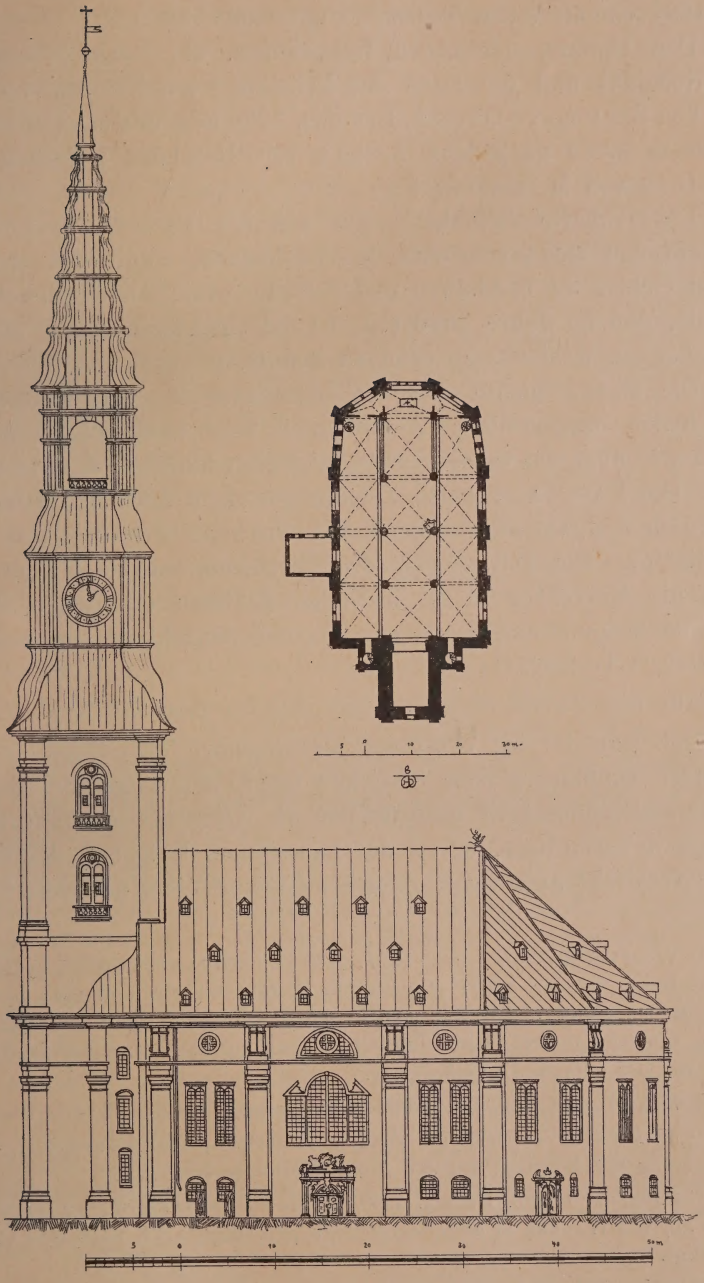


Abb. 3. **Die Kraienkamp-Kirche von 1649.**

diese Tatsache mit der Anzahl der infolge der Seuchen von 1624 bis 1627 eingetretenen Todesfälle zusammenhält.[1])

Den Umfang der neuen Befestigung, die starke Besiedelung der Neustadt und die Lage des Friedhofes am Kraienkamp zeigt eine von Sebastian Dattler, Dresden, 1636 geschnittene Gedächtnismünze,[2]) sowie auch eine Ansicht von Hamburg zwischen 1643 und 1649 von M. Merian.[3])

Die lebhafte Bemühung des eifrigen Pastor Edzardi verbreitete den Gedanken eines Kirchneubaues, wußte die erforderlichen Gelder zu beschaffen und beförderte die Angelegenheit dergestalt, daß im Jahre 1649 (26. 4.) die Grundsteinlegung auf dem Friedhof am Kraienkamp erfolgen konnte.[4])

Die Baugeschichte dieses Gotteshauses ist von Faulwasser ausführlich dargestellt.[5]) Abbildungen sind zahlreich vorhanden, sodaß wir über das Aussehen dieses Baues hinlänglich unterrichtet sind. Die Faulwasserschen Zeichnungen sind nach den 1692 hergestellten Pergamentaufnahmen des Tischlers Johann Jungmaack angefertigt. Die Darstellung des Kircheninnern bei Faulwasser zeigt die Korrektur eines in vielen Blättern erhaltenen Stiches von Schönemann und Bernhard, der die Ansicht des Raumes perspektivisch verzerrt.[6])

Für den Zweck dieser Arbeit genügen folgende Angaben.

Der Bau ist bis etwa zur Kämpferhöhe eine Schöpfung des Altonaer Bildhauers oder Tischlers Christoph Corbinus, der auf der Grundsteininschrift ausdrücklich als Architekt genannt wird.[4]) Gurlitts Vermutung, er sei der bauleitende Ratsherr, der eigentliche Architekt aber Bartholomäus Groeneveldt gewesen, ist da-

---

[1]) Wortmann, Zustrg. 1624—1627: 5023 Leichen in der Vorstadt beerdigt. — Vgl. v. Hess, Topogr. I, 37: „Eine große Anzahl Gänge, und eine unzählige Menge Buden, Sähle und Hütten sind bloß zum Obdach für geringere Menschenclassen angelegt, und die haushälterische Benutzung des kleinsten Winkels zeugt schon von der damaligen Volksmenge."

[2]) Hamburgisches Münz- und Medaillenvergnügen, 1753, Achtes Stück.

[3]) M. Merians Topographia Saxoniae Inferioris, 1653, Tafel XX. — Die Vereinigung der Neustadt mit der Altstadt erfolgte 1668.

[4]) Pasmann, Hamb. Denkm. 1690, 98 druckt die Inschrift der Grundsteinplatte ab, von Wagner in seiner Grundlegungspredigt, 1751, nach dem Original berichtigt.

[5]) MK., 1901, 10 ff. Die Quellen finden sich aufgezählt in Faulwasser, MK., 1886.

[6]) S. Faulwasser, MK., 1901, 126.

nach abzulehnen.[1]) Faulwasser berichtet, wahrscheinlich auf Grund einer 1906 mit den übrigen Urkunden zugrunde gegangenen Rechnungsnotiz, daß der Bauhofmeister Groeneveldt, — der sonst am Bau nicht wieder genannt wird, — dem Corbinus bei der Abschnürung geholfen habe.

Corbinus scheint bald nach dem 19. Oktober 1652 gestorben zu sein.[2]) Peter Marquard, ein Zimmermeister aus dem Vogtlande, der wahrscheinlich kurz vor 1650 nach Hamburg gekommen war, und hier bald den Auftrag zur Erneuerung des Katharinenturmes erhielt, vielleicht auch mit der Nikolaigemeinde wegen Wiederaufbau des ihrigen in Unterhandlung stand, übernahm die Fortführung des Kirchbaues am Kraienkamp. Gurlitt weist auf die Ähnlichkeit der alten Michaeliskirche mit der Marienkirche in Zwickau hin.[3]) Da nun Peter Marquard zusammen mit seinem Verwandten, dem Zimmermeister Joachim Marquard,[4]) 1671—1672 den Marienturm in Zwickau nach dem genauen Muster des Hamburger Katharinenturmes erneuerte, darf man wohl annehmen, daß Marquard von jeher Beziehungen zu Zwickau hatte und daß er schon früh auf die Gestaltung des Bauplanes der Kraienkampkirche Einfluß gewann. Nachweislich wird seine Tätigkeit jedoch erst, nachdem der Bau die erwähnte Höhe erreicht hatte.

Mit Auslassung der ursprünglich geplanten steinernen Kreuzgewölbe setzte er 1659 den Dachstuhl auf,[5]) sodaß die Einweihung der Kirche am 14. März 1661 erfolgen konnte.[6]) Die Turmweihe geschah am 9. März 1669.[7]) Zuletzt wurde die Decke in Form

---

[1]) C. Gurlitt, Geschichte des Barock usw. in Deutschland, 51. — Beachte auch: Corvinus erhält 1638 den Auftrag, für die Hamburger Katharinenkirche einen neuen Altar zu bauen. J. Faulwasser, Die Katharinenkirche, Hbg. 1896, 26.

[2]) Faulwasser, MK., 1901, 17.

[3]) A. a. O.

[4]) Steche, Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Kgr. Sachsen, Dresden, 1884, XII, 84, zweifelt, ob Peter Sohn oder Bruder des Joachim gewesen sei. Nach Hamburger Quellen, — Faulwasser, MK., 1901, 18 —, scheinen sie Brüder gewesen zu sein. Ein Johann Marquard — vielleicht der Vater? — wird schon 1741 als Zimmermeister in Hamburg erwähnt: Zuverl. Nachr. III, 984; V, 2, 699. — Eine Hamburger Familie waren die Marquards trotz ihres niedersächsischen Namens wohl nicht; denn von Peter wird seine Herkunft aus Plauen i. V. oft erwähnt. Doch werden sie in Hamburg auch später noch als Bautechniker genannt.

[5]) Zuverl. Nachr. III, 749.

[6]) Zuverl. Nachr. III, 789. — Wortmann, Zustrg. 45.

[7]) Zuverl. Nachr. III, 960. — Joh. Surland, Turmweihpredigt, neu aufgelegt 1750.

von hölzernen Kreuzgewölben eingezogen. Die Arbeit muß 1671 fertig gewesen sein; denn in diesem Jahre begann die Stuckierung des Gewölbes, die im Sommer 1673 vollendet wurde. Die zuverlässige Nachricht sagt davon: „Es sieht dasselbige wohl aus, absonderlich die drei Gefache, die ein Italiener gemacht hat.“ [1])

Der Raum stellte sich dar als eine dreischiffige Hallenkirche, mit Kreuzgewölben auf toskanischen Säulen, ohne Querhaus; alle drei Schiffe hatten einen gemeinsamen fünfseitigen Chor, ähnlich der Katharinenkirche zu Hamburg; dieser ziemlich seltene Chorgrundriß kann von einschiffigen Bauten, wie sie auf dem Lande als regelmäßige Form auftreten, hergeleitet werden und als naheliegende, vorteilhafte Lösung für protestantischen Kirchenbau grundsätzlich Anerkennung finden. Im Falle der Michaeliskirche hoben jedoch die beiderseitigen dreieckigen Einbauten für Sakristei und Garvekammer die einheitliche Innenwirkung wieder auf. Es wird sich zeigen, daß diese Chorbildung, gerade auch mit ihren Einbauten, für den zweiten großen Michaeliskirchbau wesentlich mitbestimmend wurde.

In jedem Seitenschiffe befand sich eine Empore, deren Anbringung bei Faulwasser nicht recht klar dargestellt ist; sicher nahm sie, wie aus dem Grundrisse ersichtlich ist, die ganze Breite des Seitenschiffes ein. Die Sitzplätze auf diesen Emporen waren schwer zugänglich. — Von den vier Jochen des hölzernen Kreuzgewölbes entfiel eins schon auf den Raum zwischen dem ersten schwach konvergierten Chorseitenpaar. — Da die Kanzel an der südlichen Mittelsäule angebracht war, ergab sich auch hier die oft besprochene Schwierigkeit der Gestühlsanordnung, für die eine grundsätzliche Lösung nicht gefunden wurde.

Das schlichte Äußere, — Ziegelrohbau mit Verwendung von Werkstücken an Gewänden, Gesimsen usw. — war lediglich durch pilasterartig ausgebildete Strebepfeiler gegliedert, deren Übergang zum Dache umgekehrte Volutkonsolen vermittelten. Schmuckformen waren nur bei den Portalen zur Anwendung gekommen, soviel sich erkennen läßt in lockerem Barock. Die Fenster, klein und mit Rücksicht auf die Emporen in zwei Stockwerken angebracht, waren unten von plumpen Verhältnissen und ohne jede künstlerische Ausgestaltung; oben hatten sie eine Form, die an die Fensterlösung ländlicher Fachwerkkirchen erinnert. Das Dach zeigte die Gestalt eines mächtigen Sattels und war in drei Reihen übereinander dicht mit Luken besetzt.

[1]) Zuverl. Nachr. III, 982.

Vom ganzen urteilte der zum Absprechen geneigte Leonhard Sturm: „Die Michaeliskirche hätte als ein neues Gebäude vor eben die Kosten weit besser können gebauet werden.“ Damit hatte er bei seiner wissenschaftlichen Einsicht in die Erfordernisse des protestantischen Kirchenbaues freilich recht; doch entbehrte der Bau nicht einer gewissen Monumentalität und Freiräumigkeit, — er konnte seinesorts füglich als eine immerhin beträchtliche Leistung gelten. Recht wohl verstehen wir es heute, daß den Zeitgenossen des Brandes von 1750 das zerstörte Werk als ungewöhnlich großartig in der Erinnerung fortlebte.

* * *

Die Zueignung an den Erzengel Michael, dem Mittelalter für Totenkapellen geläufig, muß bei diesem späten, von Anfang protestantischen Bauwerke verwundern; der Name ist um so auffallender, als es protestantischer Auffassung und Gewohnheit durchaus widerspricht, Kirchen nach Heiligen zu benennen. So war es der Wunsch Edzardis,[1]) das neue Haus möchte Salvatorkirche heißen.[2]) Als trotzdem der alte Name auch auf die neue Kirche übertragen wurde und haften blieb, bemühten sich die Geistlichen fortgesetzt, den Gedanken, es sei der erschaffene Engel Michael gemeint, abzulehnen; vielmehr habe man an den ungeschaffenen Engel, den Großfürsten Michael, den Sohn Gottes selbst, dabei zu denken.[3])

v. Hess[4]) und Wortmann[5]) meinen, der Name stamme daher,

„a) daß die Ao. 1600 erbauete Kapelle um Michaelis fertig geworden;

---

[1]) Vgl. das Titelblatt der Tempelpredigt von 1646.

[2]) Geffcken, MK., 11, meint, man habe schon früher auch die alte kleine Kirche so genannt; für diese Annahme kann ich keinen Beleg auffinden.

[3]) Friederich Wagner, Grundsteinlegungspredigt, Hbg. 1754, 25 f. „Engel des Herrn“, Sach. I ff. „Welches alles denn genugsam zu erkennen giebet, daß dieser Engel des HErrn kein erschaffener Engel gewesen, sondern der unerschaffene Engel des HErrn, der selber wahrer GOtt ist, und doch von dem HErrn unterschieden wird, und mithin eine göttliche Person der hochgelobten Dreyeinigkeit sey, und zwar die andere Person der GOttheit, der Sohn GOttes, usw. ... Und durch diesen Engel des HErrn verstehen nicht nur christliche, sondern auch selbst ältere jüdische Ausleger den Michael, den Erz-Engel, oder Fürsten der Engel.“ — Vgl. Neubauer, De Michaele Archangelo non creato sed Creatore, und: De Michaele Messia; Giessen. Ferner: Calovii, Bibl. illustr. (Dan. X und Zach. I) und: Oporini, Erläuterter Zacharias.

[4]) Topogr. I, 42. [5]) Zustrg. 94.

„b) daß die neue Kirche Ao. 1605 auf Michaelis-abend unter Dach gekommen und an demselben Tage der Kranz darauf gehangen, und

„c) daß die Einsetzung derselben in alle kirchlichen Rechte um Michaelis 1606 geschehen, vielleicht auch wohl die erste Communion an diesem Michaelisfeste darin gehalten."

Von diesen Daten ist einzig feststehend, das unter b), und bei diesem handelt es sich mit der Kranzfeier gar nicht um den Michaelistag (29. Sept.), sondern um den Vorabend, wodurch die ohnehin unwahrscheinliche Annahme, daß vom Heiligen des Richttages der Bau seinen Namen empfangen haben sollte, vollends hinfällig wird. Der Annahme des umgekehrten ursächlichen Zusammenhanges zwischen Richtdatum und Kirchenname steht hingegen nichts im Wege.

Die Möglichkeit, daß eine frühere katholische Kapelle den Namen hergegeben haben könnte, wie das bei den älteren hamburgischen Kirchen durchweg der Fall ist, und wie noch Pastor Wagner 1754 „sehr vermutlich" findet, wird von Wortmann entschieden bestritten. Vielleicht dürfte die Untersuchung einer einstweilen noch unverständlichen Stelle in Wilckens Ehren-Tempel, die den Namen St. Lucienkapelle gibt, hierüber Aufschluß bringen.[1])

Der Mangel brauchbarer Nachrichten zwingt, sich mit der Tatsache zu bescheiden, daß die Kapelle zunächst nach ihrer Lage als die Kirche „draußen" oder „vor dem Millerntore" bezeichnet wird, 1612 aber schon St. Michael heißt.[2])

Die Übertragung dieses Namens auf die Kirche am Kraienkamp geschah durch die Inschrift auf der Grundsteinplatte:[3])

Haec, Michael, tua Sancta Domus; doceantur in illa
Perpetuo purum Dogma Fidesque Salus!

* * *

[1]) Nic. Wilckens, Hamburgischer Ehren-Tempel, Hbg. 1770, 457. „Der Mond ohne Schein sey demnach die alte Kirche gewesen, als sie noch außer der alten Stadt gelegen und eine Capelle der Hauptkirchen St. Nicolai gewesen, wie sie denn von den Mitteln dieser Kirche zuerst 1604 gebauet und den Namen St. Lucien erhalten" usw. — Referat der Antrittspredigt des Haccius von 1680. Einige Angaben jedoch, — unter ihnen am auffälligsten die Namensnennung —, sind ungestützte Zusätze, wenngleich sie sich nicht als solche zu erkennen geben. Vgl. Michaelischer Eintritt von G. Haccius, Hbg. 1680, 48. Vgl. auch den plattdeutschen MS.-Bericht, den Geffcken, MK., 1862, 12, Anm. abdruckt, der zwischen 1609 und 1613 verfaßt ist und ebenfalls mit aller Bestimmtheit von der „Nienkerke vor dem Mellerendore up S. Lucienkerckhaue" spricht.

[2]) Gaedechens, Topogr. 137.

[3]) Beilage A zu Wagners Grundsteinlegungspredigt, 1751.

Am 10. März des Jahres 1750 traf den Turm ein Blitzschlag, der nicht nur die Holzteile des ganzen Baues vollständig vernichtete, sondern auch das Mauerwerk stark beschädigte und für den Wiederaufbau fast gänzlich unbrauchbar machte.[1])

Ein bisher ungedruckter zeitgenössischer Bericht schildert das Ereignis kurz und anschaulich:

„Das gerechte Göttliche Verhängnis hatte gewollt, daß bey einem, um die gegenwärtige Jahreszeit sonst ungewöhnlich, am Dienstage den 10ten dieses Monaths Märtz des Vormittags gegen 11 Uhr entstandenen Gewitter, vermittelst eines von einem fürchterlich knallend begleitet gewordenen Donnerschlage sich geäuserten heftigen Wetterstrahls, die Spitze des neuen St. Michaelis Kirch Thurms unvermerkterweise entzündet worden, und, nachdeme das Feuer zwo gantzer Stunden sich inwendig verhalten gehabt, umb etwa $1^1/_4$ Uhr aber, man solches mit allgemeiner bestürtzung in einer auf einmahl ausgebrochenen hellrothen Flamme erblickte, der Thurm in Zeit einer halben Stunde in die Kirche herunterstürtzte, und solchergestalt zusamt diesem schönen Gebäude, ohne daß einige Rettung möglich fiele, leider völlig eingeäschert ward."

* * *

Zur Leitung des Ersatzbaues wurden zwei in Hamburg ansässige Baumeister erwählt, die naturgemäß mit den in Hamburg üblichen Baustoffen und mit hamburgischen Handwerkern zu arbeiten hatten. Da von diesem Umstande die Ausführung und nachmalige Erscheinung des Baues wesentlich mitbestimmt wird,[2]) scheint es

---

[1]) Ausführliche Beschreibung des traurigen Ereignisses im Hamburg. Münz- und Medaillenvergnügen, 1753, 322 ff. — Weitere Darstellungen geben die auf den 19. März verordneten Bußpredigten von Friederich Wagner, Erdmann Neumeister, Johann Ludwig Schlosser, Ernst Friedrich Mylius, Daniel Rücker, Henrich Hoeck, Joachim Zimmermann, Johann Andreas Nolting, Peter Gericken u. a. Vgl. ferner die Illustrierten Flugblätter und: Hamburg. Correspondent von 1750, Nr. 40 u. 41, und den Bericht des kurfürstl. Sächs. Residenten Gabriel von der Lieth, Mitt. d. Ver. f. Hamb. Gesch. Bd. VII, Heft 2, 306. — Der abgedruckte Text findet sich in einem Protokoll des St. Georger Kirchbaues, Donnerstag, den 19. März, 1750. Hamburg. Staats-Archiv, VIII, C, 1, p. 129.

[2]) Goethes Worte: „Kein Kunstwerk ist unbedingt, wenn es auch der größte und geübteste Künstler verfertigt: er mag sich noch so sehr zum Herrn der Materie machen, in welcher er arbeitet, so kann er doch ihre Natur nicht verändern. Er kann also nur in einem gewissen Sinne und unter einer gewissen Bedingung das hervorbringen, was er im Sinne hat, und es wird derjenige Künstler in seiner Art immer der trefflichste sein, dessen Erfindungs- und Einbildungskraft sich gleichsam unmittelbar mit der Materie verbindet, in welcher er zu

angezeigt, den damaligen Stand des hamburgischen Bauwesens aus der vorausgehenden baulichen Entwicklung zu erkennen und kurz zu überblicken.[1])

Der älteste Steinbau, der in Hamburg errichtet wurde, war der von Bezelin gebaute Mariendom, der 1066 zerstört wurde.[2]) Er lag auf der einzigen festen Höhe, die im Gebiete der damaligen Ansiedelung die Elb- und Alsterniederung überragte, — ein Umstand, der seine steinerne Ausführung erleichtert und mit veranlaßt haben mag. Denn auf dem umliegenden Schwemmland, — das nördliche Jakobikirchspiel gehört seiner Entstehung nach einer jüngeren Zeit an — wurde der Grundschwierigkeit wegen noch auf lange Zeit hinaus fast ausschließlich, etwa bis 1600 noch überwiegend in Fachwerk gebaut, wodurch sich eine mäßige Baulast und eine natürliche Verbindung des Hauses mit dem hölzernen Fundamentrost ergab. Das städtische Fachwerkhaus bildete hier ein bestimmtes, durchweg angenommenes Muster aus, und Hamburg blieb mit eigentümlicher Sonderstellung in den backsteinbauenden niederdeutschen und slavischen Ländern vom Rhein bis zur Ostsee — Fachwerkstadt.[3])

Der Typus dieses städtischen Ständerbaues löste die hochgegiebelte Straßenfront der Lichtgewinnung und der Baulastverminderung wegen in mehreren Stockwerken völlig zu Fenstern auf, wobei das Ständerwerk selbst die äußeren Anschlagrahmen der Fenster ersetzte. Mit seinen Beischlägen und Utluchten[4]) hat sich dies Haus in vielen Beispielen bis auf den heutigen Tag auch in Hamburg erhalten, obwohl Brand, Freihafenanlage und Sanierungsabbruch die Mehrzahl solcher Bauten vernichtete. Jede

---

arbeiten hat" („Material der bildenden Kunst", Werke in 40 Bdn., Cotta, 1857, Bd. XXXI, 29) behaupten ihre Geltung, auch wenn man in weitester Auslegung unter Materie die Gesamtheit aller Bedingungen, oder positiv: alle Lösungsmöglichkeiten einer künstlerischen Aufgabe begreift, und enthalten so verstanden eine Rechtfertigung der Methode der vorliegenden Arbeit.

[1]) Der vorliegende summarische Überblick muß für diesen Zweck genügen. Erschöpfende Darlegung dieser Materie, freilich ohne den historischen Zusammenhang zu betonen, gibt W. Melhop in seinem Buche: Alt-Hamburgische Bauweise, Hbg. 1908.

[2]) G. Dehio, Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen. Berlin, 1877, I, 259 f.

[3]) G. Pauli, Hamburgische Baureste, in: Das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe, Hbg. 1902, 156.

[4]) M. Heyne, Das deutsche Wohnungswesen, Leipzig, 1899, 216 ff.

beliebige Sammlung von Ansichten aus Alt-Hamburg zeigt das unbedingte Überwiegen derartiger Häuser in jedem Straßenbilde.[1])

Der gleiche Typus hat auch in niederländischen Städten mit gleichen Bodenverhältnissen bedeutende Verbreitung gehabt, obwohl dort der Backsteinbau auch für kleinere Wohnhäuser weit früher in Aufnahme kam, als in Hamburg. Wie es scheint, wurden in den Niederlanden vielfach wertvollere Fachwerkbauten seit der Mitte des 16. Jahrhunderts abgängig; denn die Steinhäuser, die an ihre Stelle traten, nahmen geradezu die Formen der alten Fachwerkfront an. Sehr bekannte Beispiele des so entstandenen Fassadentypus bietet Antwerpen in seinen prächtigen Zunfthäusern am großen Platz;[2]) auch das Rathaus zeigt in den beiden Hauptgeschossen der Rücklagen jene langen Fensterreihen, die nur durch die Versteinerungen der ehemaligen Ständer unterbrochen werden.[3])

Diese Versteinerung der Fachwerkfassade wurde in den Niederlanden, — wie es scheint, namentlich in den spanischen Provinzen, — so gebräuchlich, daß sie als Fassadenmuster vielfach auch nach Deutschland übernommen wurde. Hier bedeutet sie für den Bauforscher ein beliebtes Anzeichen niederländischen Einflusses.

Ein spätes Vorkommen dieser Erscheinung zeigt der Mittelbau des Bremer Rathauses, 1612, der ganz und gar jenen holzgerahmten Glaskästen, den Utluchten, der Fachwerkhäuser entspricht.

Noch sieben Jahre jünger ist die Sandsteinfront des Hamburger Kaiserhofes.[4]) Sie trägt ebenfalls den Charakter eines solchen versteinerten Fachwerkhauses als eins der ganz wenigen Häuser dieser Art, die in Hamburg überhaupt errichtet wurden. Auch der sogenannte Ziegelhausteinbau, der in den Niederlanden und an allen Orten niederländischer Beeinflussung, bis nach Kopenhagen und Danzig, eine so hohe Blüte entwickelte, fehlt in Hamburg fast gänzlich. Dieser Ausfall steht mit der langen Dauer des Fachwerkbaues in engem Zusammenhang. Noch 1692 erbaute man unmittelbar vor den Toren der Stadt im damaligen Villenvororte Hamm eine Fachwerkkirche. Als Beweis für das sehr späte Vor-

---

[1]) In Melhops Alt-Hamb. Bauweise zeigen den fraglichen Typus u. a. die Abb. 197, 198, 203, 204, 206, 210, 212, 214, 228, 229, 268, 273.

[2]) Womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß gerade diese Häuser an die Stelle ehemaliger Fachwerkbauten traten.

[3]) Diese Erklärung der eigenartigen Fassadenform scheint mir zutreffender als der Hinweis auf die Riesenfenster der Hochgotik.

[4]) 1619; abgebrochen 1873; im nördlichen Hofe des Museums für Kunst und Gewerbe wieder aufgebaut; vgl. Melhop, a. a. O. S. 55, Abb. 20 ff.

kommen von Fachwerkbauten unter Kunstaufwand sind ferner zu nennen die Häuser am Teerhof 47/48, die der Neuordnung der hamburgischen Bahn- und Marktverhältnisse neuerdings leider zum Opfer fallen mußten. Die reizvolle Ornamentik ihrer beiden Rokokoportale zwang, sie frühestens auf 1750 zu datieren, — wahrscheinlich waren sie noch jünger.[1])

Diejenige Steinbauform, die in Hamburg allgemein an die Stelle des Fachwerkes trat, war erst das Backsteinhaus der Barockzeit, das uns in vielen Beispielen erhalten und wohlvertraut ist. Diese Form stellt sich dar in jenen mehrstöckigen, fast immer unverputzten Ziegelbauten, deren Schönheit einzig und allein auf der geschmackvoll abgewogenen Fensterverteilung beruht. Im Bewußtsein dieser Wirkung werden die Fensterrahmen weiß gestrichen, sodaß die Gliederung sich mit großer Deutlichkeit aus der Frontfläche heraushebt. Immer sitzt der meist gerade Fenstersturz unmittelbar unter dem Entlastungsbogen; bei folgerichtiger Durchbildung wird die Füllung unterhalb der Fenster ein wenig eingezogen, sodaß die Fensterpfeiler lisenenartig vortreten. Als schmückendes Beiwerk tritt oft ein volutenbesetzter Giebel vor das meist gebrochene Dach. Das Portal, oft aufgetreppt, wird mit leichtem Zierwerk, bisweilen von anmutigster Formengebung, ausgestattet. Einbeziehung des Oberfensters in diese Portaldekoration, ein in Italien geprägtes, aber selten angewandtes Motiv,[2]) ist in Hamburg bei Bauten der geschilderten Art fast ausnahmslose Regel.

Die Konstruktionsweise dieser Häuser: ein Mauerpfeilergerüst, in das die Füllungsflächen als sekundäre Bauteile eingespannt sind, ist zu einfach, als daß sie irgendwelche Schlüsse erlaubte. Nur das läßt sich aussprechen, daß die Backsteingotik bei Bauten ähnlicher Form und Zweckbestimmung vielfach genau so verfuhr, nur daß an der Stelle des die Stockwerkteilung bezeichnenden scheit-

---

[1]) An älteren Fachwerkbauten mit künstlerischer Ausbildung lassen sich nachweisen:
1522: Pferdemarkt 28;
1536: Eichenholzpfeiler mit Renaissancedekoration im Hamburg. Museum für Kunst und Gewerbe;
jünger: Ständer als Pilaster mit Kapitellen ausgebildet: Messberg 1, Rödingsmarkt 52, Kajen 34, kl. Bäckerstr. 29, Pelzerstr. 21;
vielleicht noch jünger: Reimerstwiete 23—28.
Vgl. Melhop, a. a. O. Abschn. VI.

[2]) S. Beilage S. 25.

rechten Entlastungsbogens glatt hochgeführte Füllungen mit eingeschnittenen Fenstern vorhanden waren.[1])

Daß diese Bauform von den Holländern nach Hamburg mit-

Abb. 4. **Die Versteinerung der Fachwerkfassade.**
A. Fachwerkhaus, Hamburg. B. Steinbau, Antwerpen.

[1]) So namentlich an den Giebeln. — Den Zusammenhang des gotischen Lisenensystems mit den in Rede stehenden Hamburger Bauten veranschaulichen als Mittelglieder z. B.: Auf niederländischem Boden: das Almosenierhaus zu Amsterdam, eine Reihe von Bauten aus Brügge und Ypern. Auf niederdeutschem

gebracht wurde, kann angesichts der genau entsprechenden Bauten in Holland und allen Städten holländischen Einflusses kaum bezweifelt werden.[1]) Solcher Einfluß war in Hamburg von etwa 1575 bis um 1650 sehr bedeutend.[2]) Auch geradezu für das Bauwesen Hamburgs lassen sich im 17. Jahrhundert unmittelbare Beziehungen nach Holland nachweisen.[3]) In den Niederlanden, wo sich der Kunstbau, — mit teilweisem Rückgriff auf das Fachwerk, — zum Sandstein- und Ziegelsandsteinbau entwickelte, scheint man also für die Zwecke des einfachen Wohngebäudes das gotische Rohbacksteinhaus in der schlichtesten Weise weitergebildet zu haben. Daß aber gerade der allersimpelste Nutzbau am ersten kolonisatorische Ausbreitung erfuhr, ist ohne weiteres natürlich.

Eine letzte Aufnahme holländischer Einflüsse auf das hamburgische Bauwesen zeigt sich dann in jenen, auch von Gurlitt erwähnten[4]) Bauten des Hugenottenstiles, die sich von der früheren, eben geschilderten Reihe dadurch unterscheiden, daß sie über den bloßen Nutzen hinaus dem Bau auch eine gewisse Stilerscheinung, sozusagen einen kunstgeschichtlichen Charakter mitteilen wollen. Ihren Anschluß an die allgemein-europäische Stilentwicklung kennzeichnen sie durch Verwendung sandsteintäuschenden Zementputzes und antikischer Schmuckformen.[5])

Nikolaus Kuhn, ein zweifellos hochbedeutender Künstler, stand formal dieser Hugenottenkunst nahe, war aber sonst ein an großer Kunst geschulter Baumeister und ersichtlich bemüht, das provinz-

---

Boden: der Giebel des Schifferhauses in Lübeck, 1535; Güstrow: Mühlenstr. 48, 1539, Domplatz 14, 1585. In Hamburg selbst: Ehem. Treppengiebel Ness 6; s. W. Melhop a. a. O. Abb. 8. [Die von Gurlitt, Bar. in It. 196, und von Wölfflin, Ren. u. Bar. gekennzeichnete römische Lisenenbildung hat mit der hier besprochenen Erscheinung nichts zu tun.]

[1]) Siehe Melhop, a. a. O. 73.

[2]) Vgl. P. Herz, Unser Elternhaus, Hbg. 1902, 15 ff. — Zuverl. Nachr. III, 332. — Fabricii memoriae Hamburg, VI, 138. — Mitt. d. Ver. f. Hamb. Gesch. I, 30. II, 147. V, 66. VI, 33. VII, 14. VIII, 102 ff. Ferner Adelbert Matthäis und Hermann v. Trenkwalds Aufsätze in: Das Hamburg. Mus. f. Kunst u. Gewerbe, Hbg. 1902, 306 u. 338.

[3]) Über holländische Ingenieure in Hamburg s. P. Herz a. a. O. — Bartholomäus Janssen Groeneveldt, hamburgischer Baumeister von 1635—1659, stammte aus Amsterdam. 1662 wurde Hans Hamelow nach Holland geschickt, um ein Modell für ein neues Baumhaus zu holen; von den mitgebrachten Rissen wurde einer wirklich ausgeführt. Zuverl. Nachr. III, 753 ff. — So viel beispielsweise. Erschöpfung dieser Frage kann hier nicht angestrebt werden.

[4]) Gesch. d. Bar. usw. in Deutschland.

[5]) Vgl. bei Melhop a. a. O. z. B. Abb. 74 f.

mäßige Nutzbauwesen Hamburgs zu unmittelbarem Anschluß an die große europäische Kunstbewegung heraufzuführen. — Persönliche Umstände belangloser Natur hinderten ihn, die Geltung einzunehmen, die seinen Fähigkeiten gebührte.[1])

Der Hugenottenstil, der sich von vornherein auf Bauten von einigem Anspruche beschränkt hatte, trat ziemlich zurück. Jene holländische Nutzbauform behauptete sich; ja, an der Altonaer, St. Georger, an der großen und kleinen Michaeliskirche griff sie sogar auf den Kirchenbau über.

* * *

Beilage.

Das älteste Vorkommen der Vereinigung von Portal und Oberfenster fand ich am Pal. Venezia, Rom. Wenn dies Portal nicht der späteren Restauration durch Orazio Turriani angehört, was nach der Formengebung höchst unwahrscheinlich ist, wird es aus der Erbauungszeit, um 1460, stammen. Daß Giuliano da Majano der Architekt sei, wie Letarouilly, Édifices de Rome moderne, behauptet, wird von H. Strack, Baudenkmäler Roms, bestritten. — Auch sonst findet sich in Italien das Oberfenster mit dem Portal in Beziehung gesetzt, allerdings in strengster Form: stets ist ein Balkon Vermittler zwischen den beiden Baugliedern. Der Pal. Torrigiani in Florenz zeigt zwar den Balkon, der das Fenster über dem Portal auszeichnet, setzt ihn aber einfach über dieses, ohne die Möglichkeit einer Vereinigung beider auch nur anzudeuten. Weit jünger als der Pal. Venezia sind einige Beispiele, die den Balkon des Oberfensters mit dem Portal zusammenkomponieren und gleichzeitig jenes durch eine besondere Dekorationsweise aus der übrigen Fensterflucht herausheben: Rom, Pal. Farnese, Villa di Papa Giulio, Pal. Quirinale, Pal. Madama; Florenz, Pal. Renuccini; Siena, Villa Santa Colomba, — wenn die Zuschreibung an Baldassare Peruzzi richtig ist, ein ziemlich frühes Beispiel. Nur den Balkon mit dem Portal vereinigt, ohne besondere Auszeichnung des Oberfensters, zeigen: Florenz, Casini di Livia; Pisa, Pal. Sanfreducci. Einen auf gleichem Gedanken beruhenden oberen Aufbau über dem Portal haben in Italien z. B. auch: Como, Dom, Mailand, Sta. Maria presso S. Celso. Dohme schreibt: „All diese hohen, über den Eingängen sich erhebenden Aufbauten, die entweder durch ein in reicher Kartusche steckendes Wappen, oft mit den Wappenhaltern zur Seite, oder gar in Mezzanin-artiger Stockwerkgliederung gebildet sind, gehen direkt oder indirekt auf niederländische Sitte zurück.“ (Gesch. d. deutschen Baukunst, 320.) Doch dürfte dieser Satz recht schwer zu beweisen sein. Der Ziegelsteinbau und der Rollwerkstil, die beide in den Niederlanden ihre höchste Ausbildung erfuhren, bevorzugen allerdings solche Portalaufbauten in Form von Inschrifttafeln oder Bildnischen. Damit mag in vielen Fällen die

[1]) Über Joh. Nik. Kuhn s. Allg. Dtsche. Biogr. XVII, 340. — Hamburg. Künstlerlex. I, 138, Hbg. 1854, und H. J. L. Meyer, Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg, Hbg. 1801; ferner: W. Melhop, Althamb. Bauw. 120 ff.

niederländische Beziehung dieser Erscheinung erschöpft sein. Im Grunde geht sie auf die Attika des Triumphbogens, und also wieder auf Italien zurück. Den formalen Zusammenhang, — natürlich nicht etwa geschichtliche Abhängigkeit, veranschaulicht die Reihe:

um 1545: Dresdner Schloßportal des Paduano;
um 1570, vielleicht früher: Hofportal der alten Residenz in Bamberg;
um 1585: Universitätsportal Würzburg.

Beispiele für Portalaufsätze in Form von Inschriftplatten:

in Sachsen: Pirna, Niedere Burgstraße 1, um 1540; Waldenburg, Stadtkirche, um 1575; Schloß Frauenstein, 1586;
ferner: in Lüneburg, Rathaus, Ochsenmarktfront, um 1565;
in Lübeck, Füchtinghof, 1639;
in Dänemark: Kopenhagen, Heiligegeistkirche, Frederiksborg, Konsulgebäude, Kirche; Kronborg, Kirche, — und unzählige andere.

Auch die Türaufsätze der Holzschnitzkunst gehören hierher, — vorzügliche Beispiele in den Rathäusern zu Bremen, Lüneburg, Lübeck usw. Tafelförmigen Portalaufsatz hat der Heidelberger Ottheinrichsbau, um 1560, das Schloß zu Aschaffenburg, um 1610, usw. — Dieselbe Sache zu einer Bildnische erweitert zeigt z. B. in Braunschweig ein Haus am Bankplatz und eins in der Reichenstraße. Ferner, in stattlicher Ausbildung: in Luxemburg, Kathedrale; in Brüssel, Beguinenkirche; in Como, Dom; in Würzburg: Michaelstor der Festung Marienberg, und: Stifthaugerkirche. Das letzte Beispiel zeigt diese Nische in völlig architektonischer, fensterartiger Gestaltung und scheint die gerade in Würzburg häufige Ausbildung eines solchen Oberfensters an späteren Bauten hervorgerufen zu haben: Salzniederlage in der Domstraße (1695), Neumünsterkirche, Schönbornkapelle, Theaterstr. 4, Hofstr. 10 u. a. Überhaupt scheint dies Motiv da, wo es vorkommt, jeweils eine örtlich besondere Ausbildung erfahren zu haben. Von charakteristischer Ähnlichkeit sind z. B. die beiden in Heilbronn noch vorhandenen Kombinationsportale: Kirchbronnenstr. 10 und Kieselmarkt 2 (Archiv). Beide Male wird der Zusammenhang zwischen Portal und Oberfenster nur durch flächiges, lose hinaufgeranktes Ornament äußerlich markiert; die Anstrebung ist unverkennbar. Eine so regelmäßige Ausbildung des Motives, und eine so durchgehende Anwendung, wie in Hamburg, habe ich nirgends sonst beobachten können. Daß es vereinzelt in den entferntesten Gegenden Deutschlands und an Bauten jeder Stilperiode vorkommt, mögen neben den schon erwähnten die folgenden Beispiele dartun: München, Residenz; Wien, Palais Kinsky; Schlesien: Schloß Plagwitz, 1560; Schloß Carolath, 1611; Jauer, kathol. Pfarrkirche, 1620; Liegnitz, Steinmarkt 3, Ende 18. Jahrh. Frühe Beispiele solcher in die Portalbildung einbezogenen Oberfenster zeigen noch ein altes Hofportal am Rathaus zu Rothenburg o. T. und das Treppenportal am Rathause zu Görlitz, 1537, von Wendel Rosskopf. — Daß es möglich sei, auch nur für alle hier erwähnten Beispiele greifbare niederländische Beziehungen verantwortlich zu machen, ist mir unwahrscheinlich. Der architektonische Gedanke einer solchen Vereinigung von Portal und Oberfenster liegt so nahe, daß eine örtliche Festlegung des gemeinsamen Ursprunges kaum zulässig sein dürfte.

2.

Der Bau, dessen Voraussetzungen in dieser Arbeit dargelegt werden sollen, ist trotz seiner späten Entstehung noch vorwiegend aus sich, seinen Bedingungen und Zwecken heraus geworden, nicht sowohl von seinen Baumeistern geschaffen. Wie er in seiner äußeren Erscheinung noch unverkennbare Spuren des Mittelalters an sich trug, so entsprach er auch in der Art seiner Entstehung weit mehr jenen gewaltigen Dauerbauten des Mittelalters als den Genieschöpfungen seiner eigenen Zeit in Dresden, München, Wien, Würzburg, Berlin oder wo immer.

Dennoch würde es nicht angehen, die Persönlichkeiten der Erbauer außer Acht zu lassen; im Gegenteil: gerade weil sie den treibenden Gedanken ihrer Zeit weniger eigene Farbe mitzuteilen vermochten, die allgemeine Richtung also unmittelbarer wiederspiegeln als jene genialen Baumeister, sind sie uns leichter verständlich und — in gewissem Sinne — interessanter.

Seit dem dreißigjährigen Kriege war es nicht selten vorgekommen, daß Männer aus den verschiedensten Berufsklassen, namentlich Maler und Tischler, hochbedeutende Bauschöpfungen entwarfen und leiteten; auch die Erbauer der Michaeliskirche, Prey und Sonnin, waren nicht eigentlich Architekten. Prey war Steinmetz, also doch wenigstens Bauhandwerker. Sonnin aber, der Philosophie und Mathematik studiert hatte, war lange Zeit als Inhaber einer optischen Werkstatt tätig gewesen, bevor er — nahezu vierzigjährig — seinen ersten und vorläufig einzigen Bau begonnen hatte: eine Bierbrauerei!

* * *

Prey stammte aus Gotha.[1]) Sein Geburtsjahr ist unbekannt. Einen ungefähren Anhalt dafür gibt eine Bemerkung Reinkes bei

[1]) Hamburger Staats-Archiv, Cl. VIII, No. 16, Bauhofsprotokoll, Lit. B, 1719—1744, Vol. I, pag. 232.

Schlichtegroll, die ihn älter sein läßt als Sonnin.[1]) Viel ist mit dieser Angabe nicht gewonnen. Es ist denkbar, daß Reinke sich diese Beziehung nur so zurechtlegte, um zu erklären, weshalb die Aufgabe, bei der Grundsteinlegung eine Rede zu halten, gerade Prey zufiel; von der Rangbestimmung durchs Los[2]) scheint er nichts zu wissen. Jedoch zwingt nichts zu diesem Zweifel. Nehmen wir also die Richtigkeit der Reinkeschen Bemerkung an, so bleibt der terminus ante quem immer noch doppelsinnig, da man nicht weiß, ob Reinke das Geburtsjahr Preys genau kannte oder ob er nur allgemein wußte, daß jener älter war als Sonnin. Im ersten Falle wäre Prey vor 1709 geboren; denn das hält Reinke für das Geburtsjahr Sonnins. Im zweiten Falle könnte Preys Geburtsjahr vielleicht noch bis an 1713 vorgerückt werden, da in diesem Jahre Sonnin wirklich geboren ist.

Wahrscheinlich wird man gewußt haben, daß Prey älter war als Sonnin, ohne Beider Geburtsjahr genau zu kennen. Prey ist also sicher vor 1713, möglicherweise noch vor 1709 geboren. Als er Ende 1750 mit der Bauleitung beauftragt wurde, scheint er noch nicht in hohem Alter gestanden zu haben; doch findet sich darüber nirgends auch nur die geringste Andeutung. Auch die ganz kurze Bemerkung des Zimmerpoliers Bielitz in seiner Kranzrede vom 20. Dezember 1757, die auf den am 1. Dezember eingetretenen Tod Preys Bezug nimmt, gibt keinerlei Anhalt.[3]) Nach der ganzen Haltung der Überlieferung muß man einstweilen annehmen, daß er bei seinem Tode noch in mittleren Jahren stand; er dürfte also bald nach 1700 geboren sein.

Ebenso undeutlich bleibt Preys vorhamburgische Wirksamkeit; Geffcken berichtet auf Grund der Bauprotokolle von einer Tätigkeit Preys in Wien, ferner in Dresden, an der Kreuzkirche, und am königlichen Schlosse in Kopenhagen.[4]) Also auch über seine Ausbildung sind wir auf Vermutungen angewiesen.

In Wien mag er als Bildhauerlehrling seine Ausbildung begonnen haben; die großen Wiener Bauwerke jener Zeit boten dazu

[1]) Fr. Schlichtegroll, Nekrolog auf das Jahr 1794, II, 19. Gotha, 1796, von J. Th. Reinke; ebenso in Reinkes Sonninbuch 42.

[2]) Faulwasser, MK., 1901, 60.

[3]) „Unter denen Blumen der Freude ... bemerke ich auch einige Cypressen, welche mir die gefühlige Empfindung von dem Verlust eines meiner Herren Baumeister erneuern, den Gottes allein guther Rath vor wenig Wochen in die Unsterblichkeit zu versetzen beschlossen hat."

[4]) Geffcken, MK., 1862, 60 f. Vgl. seine Quellenangabe in Ztschr. f. Hamb. Gesch. IV, 185 ff.

mannigfache Gelegenheit; — vielleicht arbeitete er bei Donato Felice d'Allio, vielleicht bei Fischer von Erlach, — doch eher noch bei Hildebrand: stilistisch ist hier keine Entscheidung möglich. Daß von der großartigen architektonischen Gestaltungsgewalt Fischers in Preys Bauten nicht der leiseste Nachhauch zu spüren ist, gibt freilich keinerlei Anhalt. Aber auch in der Einzeldurchbildung, in der Haltung und Stimmung der bildhauerischen Zierformen hat Prey nichts, was irgend auf Fischer zurückwiese. Der gehalten, aber unverkennbar, in Fischers Werken ausgesprochene Zug zur Klassizität,[1]) fehlt bei Prey anfangs vollständig, klingt später leise an, gewinnt bei ihm aber nie auch nur entfernt die Bedeutung wie etwa bei Sonnin. — Preys geschmeidig elegante Linienführung bei Einzelformen scheint französische Rokokoschulung zu verraten; dem italienischen Barockgeschmack, der bei Fischer so deutlich hervortritt und auch bei Hildebrand vernehmlich ist,[2]) steht sie fern. Man könnte denken, daß Prey unter Hildebrand, — oder vielmehr unter Le Fort du Plessy, — an der letzten Ausgestaltung des Wiener Belvedere (1693—1724) gearbeitet habe; doch bliebe das eine gänzlich freie Vermutung. Zudem würde das Dresdner Studium Preys hinreichen, um seine Formengebung zu erklären. Immerhin darf man wohl annehmen, daß er in Wien Gelegenheit hatte, sich eine gewisse bildhauerische Geschicklichkeit anzueignen; die Plastik war dort an den großen Architekturwerken jener Zeit in hervorragendem Maße beteiligt.

Wenn ferner berichtet wird, Prey habe in Dresden an der Kreuzkirche gearbeitet, so kann damit nicht, wie man zunächst denken möchte, der Neubau der im Jahre 1897 abgebrannten Kirche gemeint sein, da der Grundstein zu dieser erst 1764 gelegt, die Einweihung 1792 vollzogen wurde.[3]) Vielmehr muß es sich um Reparaturen an der nachmals, 1760, bei der preußischen Beschießung in Brand geratenen gehandelt haben, — wenn nicht überhaupt die Bezeichnung irrig ist. Dies vermutete Faulwasser; er änderte daher in seinem zweiten Buch über die Michaeliskirche die durch

[1]) Säulenhalle von St. Karl Borromäus, Wien; Altaraufbau der Kollegiatkirche in Salzburg.

[2]) C. Gurlitt, Gesch. d. Bar. usw. in Deutschland, Stuttg. 1889, 210 ff. Zu Preys Formengebung vgl. die Giebelkartuschen der St. Georger Kirche, leider sehr durch Farbe verschmiert; die Turmsilhuette des gleichen Baues, namentlich aber das überaus reizvolle ovale Fensterchen im Giebel des Katharinenhauptpastorates s. Faulwasser, Katharinenkirche, und Dehio, Handbuch II, 176.

[3]) Grundsteinlegung 16. 7. 1764, nicht 1763, wie Gurlitt, Bar. in Deutschld., 405, schreibt. Vgl. P. Schumann, Barock und Rokoko, Lpzg. 1885.

Geffcken überlieferte Angabe „Kreuzkirche", die er selbst in seiner Schrift von 1886 beibehalten hatte, in „Frauenkirche" um.[1]) Mit gleicher Berechtigung könnte man die zeitlich entsprechenden Pöppelmannschen Bauten der Friedrichstädter Kirche (1728—1730) und der Dreikönigskirche (1732—1757)[2]) mit Prey in Verbindung bringen; doch würde durch solche Vermutungen nicht das mindeste gewonnen sein.

Von den überall in Deutschland und namentlich in Sachsen damals besonders lebhaften Bestrebungen zur Gewinnung eines protestantischen Kirchenraumes ist auch Prey nicht unbeeinflußt geblieben; wenigstens scheint er sich der Aufgabe ziemlich klar bewußt zu sein. Unverkennbar erstrebt er einen zentralen Raumeindruck im Bähr-Schmidtschen Sinne; doch schließt er sich in der Grundrißgestaltung eng an die örtlich nächstliegenden Vorbilder an, wie er überhaupt nahezu seine ganze Architekturfähigkeit durch Anpassung an die in Hamburg zunftübliche Bauweise erlangt zu haben scheint.

Auch an Preys Kopenhagener Tätigkeit können sich höchstens Vermutungen knüpfen. Möglicherweise wandte er sich schon bald nach der Feuersbrunst von 1728, die weit über 1650 Häuser zerstört haben soll,[3]) dorthin, in der Erwartung, viel Arbeit zu finden; vielleicht erst beim Regierungsantritt des baufreudigen Frederik V.[4]) Am wahrscheinlichsten ist mit jenem „königlichen Schloß" Kristiansborg gemeint, das Kristian VI. 1733—1740 aufführte, nachdem er einen erst 1727 vollendeten Bau gänzlich wieder hatte abreißen lassen.[5])

Gleich nach dem Brande von 1728 begann in Kopenhagen der Neubau des Rathauses am Alten Markt. Etwa zu Preys Kopenhagener Zeit also muß der Ratsturm im Bau gewesen sein. Daß

---

[1]) Faulwasser, MK., 1901, 55.

[2]) Gurlitt, Bar. in Deutschld., 402.

[3]) Der dänische Vitruv, Kopenhagen 1746, I, 22. „Das Feuer brach am 20. Okt. abends unweit des Westertores aus und griff mit einer solchen Heftigkeit um sich, daß innerhalb 48 Stunden der beste und schönste Teil der Stadt in die Asche gelegt ward. 74 Straßen und öffentliche Plätze, 1650 Wohn-Häuser, 5 Kirchen, die Universitäts-Gebäude mit angehörigen 4 Collegiis, das Rathhaus, ein Theil des neuen Waysen-Hauses und verschiedene andere öffentliche Gebäude sind bis auf den Grund abgebrannt."

[4]) Frederik V., 1746—1766, (Graf Bernstorff) legt seit Sept. 1749 die Frederikstadt, um Amalienborg herum, an. S. Erwin Volckmann, Kopenhagen und Südschweden, Rostock 1902.

[5]) Dän. Vitr. 27 ff.

Prey ihn im Gedächtnis oder in der Skizzenmappe mit nach Hamburg brachte, läßt ein Vergleich dieses Turmes mit dem der St. Georger Kirche kaum im Zweifel.[1])

Gegen Ende des Jahres 1736 wurde Prey als Steinmetzmeister in Hamburg anerkannt.[2]) Wann er dorthin gekommen war, ist unbekannt. Wahrscheinlich schon vor seiner Rezipierung als Meister erwarb er das Hamburger Bürgerrecht, dessen Besitz ihm im Jahre 1743 bezeugt wird.[3])

1737 verheiratete er sich mit einer Hamburgerin[4]) und bezog eine Wohnung mit Werkplatz am Teilfelde, die er bis zu seinem Tode innegehabt zu haben scheint.[5])

Schon aus dem folgenden Jahre finden sich bemerkenswerte Mitteilungen über Prey in den Bauhofs- und Kämmereiprotokollen, die überhaupt ein ziemlich reiches Material über Preys Hamburger Tätigkeit bieten. Die bisher verkannte Bedeutung dieser Künstlerpersönlichkeit rechtfertigt es, solche Mitteilungen wortgetreu und in größerem Umfange anzuführen.

Am Steintorbrückenbau, der nach Rissen und schriftlichen Aufsätzen des Generalmajors von Loos ausgeführt wurde, hatte sich ein „Controlleur“ mißliebig gemacht und war ausgetreten. von Loos empfahl Prey zur Anstellung; er wurde der Kämmerei vorgeschlagen:

(8. April 1738): „Weil bey sobewandten umbständen man auf ein anderes subjectum, welcher die Direction an des Ausgebliebenen Stelle, bey sothanener arbeit wieder führen könte, nothwendig und zwar fördersahmst dencken müssen, er eine gewisse Persohn,

---

[1]) Ebda. I, Tab. XCIII.

[2]) Ein richtiges Steinmetzamt scheint zu jener Zeit in Hamburg nicht bestanden zu haben.

[3]) Hamburger Staats-Archiv, I, 6, Bauprotokoll der St. Georger Kirche, Preys Kontrakt.

[4]) Weddebuch d. a. 1735. Eintragung von 1737: „Michaeliskirchspiel, Johan Leonhard Preu, mit Jungfer Dorthe Duggeners, seel. Hinrich Duggeners nachgelassenen ehel. Tochter. Die Hochzeit auf Pulshof am Dienstag den 27. Aug. Halbe Hochzeit. Steinmetzer auf Teelfelde, auf Sahl. Vier Musikanten nach der Mahlzeit.“

[5]) Sicher noch 1746. H. St.-A. VIII, A. 3. Baumaterial-Conto-Buch zum neuen Kirchenbau (St. Georg) von Anno 1743—1764, d. 20. Nov. fol. 5. Fuhrkonto des Fuhrmannes Haverbeck. Gewöhnliche Eintragung: „x Fuhr gehauene Steine von Prey.“ Ein paarmal nur: „Gehauene Steine.“ Einmal: „Gehauene Steine vom Theilfeld.“ Wenn „Prey“ und „Theilfeld“ verschiedene Bestimmungen wären, hätte die Unterscheidung nicht zwischendurch ein paarmal fortgelassen werden können. Zudem ist der Fuhrlohn der gleiche: 1 M. 12 Schg.

nahmens Johann Leonhard Prey aus Gotha gebürtig, welcher seit $1^1/_2$ Jahr als Meister in hiesigem recipirt wäre, und seinem Schwiegervater an dem Thurmbau zu St. Catharinen assistirt, überdies auch einen guten Riß macht, und bey allen seinen ihm aufgegebenen quaestiones zu seinem Vergnügen gründlich aufgelöset, bereits gefunden hätte." [1])

Die Kämmerei genehmigte Preys Anstellung und protokollierte am 9. April 1738:

„Herr Amsinck und Herr Poppe nomine Senatus brachten an, daß der Bau-Controlleur Steiner, welcher bis daher am Stein-Thors Bau employret worden, geschrieben, daß er nicht weiter assistiren könte. Wann nun der Herr General Major Loos einen Steinhauer nahmens Brey [2]) hätte aufgefunden, welchen er examiniret und befunden, daß er nicht allein einen guten Riß machen kan, sondern auch das Bauen ex fundamento, was das Mauerwerck anlanget, kündig ist, so vermeinte er diesen dazu zu emploiiren. Senatus wäre der Meynung, daß man ihm acceptiren könte, weil nothwendig jemand dazu müste gebraucht werden, der die Aufsicht habe, dieser Stein-Hauer prätendirte, anstatt daß der vorige Bau-Controlleur täglich 4 M. und des Sonntags $^1/_2$ Rthlr. bekommen, alle Werckeltage 3 M., des Sonntags nichts, habe bey den Thurm Bau zu St. Catharinen mitgebauet. Placet." [3])

Aus dem September des Jahres 1738 findet sich eine Notiz, daß Prey, der hier als „Ingenieur" bezeichnet wird, dem Senat eine Denkschrift nebst drei Rissen über den Bau einer gemauerten Schleuse am Heidkrug und über Reparaturen der Sandfelder Schleusen eingereicht habe.[4]) Die in Betracht kommenden Arbeiten wurden jedoch einem Zimmermeister aus Eppendorf, namens Bachmann, übertragen.[5])

Gegen Neujahr 1739 wurde die seit mehreren Jahren offene Stelle eines Stadtbaumeisters neu ausgeschrieben; unter den sieben Bewerbern, die sich dazu meldeten, befanden sich auch „Architect Prey, Aufseher bey dem Steinthorbrückenbau" und ein Zimmermeister Kriek (Kryck) aus Bergedorf, mit dem Prey am Steintor und später auch am St. Georger Kirchenbau zusammen arbeitete.

[1]) H. St.-A. Cl. VIII, No. 16, Bauhofsprotokoll, Lit. B. 1719—1744, Vol. 1, pag. 232.

[2]) Das B aus einem ursprünglichen P korrigiert; im Register sowohl unter B als „Brey", als auch unter P: „Prey".

[3]) H. St.-A. Kämmereiprot. d. a. 1737, pag. 300.

[4]) H. St.-A. Kämmereiprot. d. a. 1738, pag. 81.

[5]) H. St.-A. Bauhofsprot. Register 197.

Gewählt wurde Cornelius Gottfried Treu, der von hannöverischen Ministern empfohlen worden war.[1]) Dieser Treu arbeitete jedoch so schlecht, daß er noch vor Ablauf der vereinbarten dreijährigen Probezeit am 7. Dezember 1741 entlassen werden mußte. Der Vorsitzende des Bauhofes, Wichmann Lastrop, ließ dazu protokollieren:

„Und hiermit ist der Bauhof eines in Theoria etwas bewanderten, aber in Praxi unerfahrenen, und das Publikum viele unnütze Ausgaben, so durch schlechte Angaben verursachet worden, vom Halse loß geworden, wovor man billig denenjenigen, welche dieses Werck mit Ernst getrieben und es allen starcken Widerstand ohnermessen, durchgeholet, ursache zu dancken hat, zumahlen da sowohl wir als unsere successores, wann es anderst ausgefallen wäre, tödtlichen Verdruß und beständige Contradiction würden zu erwarten gehabt haben.“[2])

Treus Leistungen scheinen ein derartiges Urteil allerdings zu rechtfertigen: das von ihm angelegte „feuersichere“ Dach des Pulvermagazins blieb undicht, so daß das Regenwasser durchsickerte. — Bei der Sternschanzenwache hatte er vergessen, Tür- und Fensterzargen gleich mit zu versetzen, so daß diese nachträglich angeschraubt werden mußten und ebenfalls undicht blieben. — Beim Bau der Lombardsbrücke wichen die Mauern noch fast während der Verfertigung aus, so daß kostspielige Reparaturen erforderlich wurden. — Auch machte Treu sich beim Publikum im höchsten Grade unbeliebt. Der Senat berief zur Prüfung seiner Arbeiten den Lübecker Stadtbaumeister Petrini, der eine für Treu höchst ungünstige Denkschrift hinterließ. Nach einigen Verhandlungen willigte der Senat in die von der Bürgerschaft verlangte Entlassung dieses Mannes, die dieser gleichzeitig selbst erbat, da das Publikum „einen odium generale auf ihn geworfen habe“.

Seine unrühmliche Amtsführung ist für Preys Geschichte wichtig, weil ohne Zweifel die groben Fehler des amtlichen Bauwesens in dieser Zeit die spätere eigenartige Stellung Preys zum Bauhofe mit begründeten. —

Durch die Einsetzung eines Stadtbaumeisters wurde Preys Arbeit am Steintorbrückenbau zunächst in Frage gestellt. Die Kammer wünschte aus Ersparungsrücksichten seine Amtsenthebung; die Senatskommissare, Amsinck und Poppe, meinten seiner noch nicht entraten zu können, — vielleicht, weil ihnen der neue Bau-

[1]) H. St.-A. Bauhofsprot. Lit. B, pagg. 281—284.

[2]) Ibid. pag. 369.

meister von vornherein nicht sonderlich leistungsfähig schien. Man beschloß Ratsentscheidung anzurufen.[1])

Im Februar und März dringt die Kammer beim Rat wiederholt auf Preys Abschaffung.[2]) Die Senatsantwort vom 9. März[3]) führt aus, daß die beste Ersparnis in der Verwendung eines zuverlässigen Aufsehers bestehe. Der Baumeister habe zu solchem Geschäft gar keine Zeit. Man solle Prey, der von Anfang an mit dem Steintorbau gut Bescheid wisse, beibehalten, zumal auch die Steinmetzarbeit, „wovon er die beste Wissenschaft hätte", noch lange nicht fertig sei. Trotzdem will die Kammer die Beibehaltung Preys nicht bewilligen und weist die Sache nochmals an den Rat zurück. Der Senat besteht jedoch auf seinem früheren Entscheide.[4])

Unterm 29. April findet sich die endgültige Eintragung:

„Ward H. Poppe und Herrn Jentsch wegen Prey dem Aufseher des Steinthors Brückenbau in Antwort gegeben: Verordnete haben derselben angebrachte Gründe wegen Prey in Erwägung gezogen, und sind deswegen mit E. Hochw. Rath einig, daß derselbe bis zu gäntzlicher Ausarbeitung des Stein-Thors werde beybehalten, sobald aber solches fertig, würde die Sache von selbst cessieren."

Gleichzeitig mit diesen Verhandlungen erwog man die Umgestaltung des Kaiserhofes,[5]) der 1619 erbaut war und zu Preys Zeit der Stadt gehörte. Auch in diesem Falle ist aus den bloßen Protokollangaben deutlich zu erkennen, daß der Senat sich mit seinen Plänen und Vorschlägen mehr auf Preys Gutachten stützt, als auf die Meinungen des Bauhofes und der Kämmerei.

Der Senat hatte die Absicht, das Grundstück nicht von der Hand zu geben, womöglich auch das Haus nicht wieder zu vermieten, sondern für städtische Zwecke zu verwenden. Er sah sich darin durch ein noch 1738 von Prey eingefordertes Gutachten bestärkt.[6])

Dieses gibt ausgearbeitete Reparaturvorschläge nebst Rissen, und ist inhaltlich deswegen interessant, weil auch Prey, der sonst

---

[1]) H. St.-A. Kämmereiprot. d. a. 1738, pag. 188.

[2]) Ibid. pagg. 207 u. 213.

[3]) Ibid. pagg. 222 ff.

[4]) Ibid. pag. 250.

[5]) Abgebildet in „Hamburg und seine Bauten", Hbg. 1890, 25. 1873 abgebrochen; Fassade im Hamb. Mus. f. Kunst u. Gewerbe.

[6]) Vgl. H. St.-A. Kämmereiprot. d. a. 1738, pagg. 25 ff. u. 180 ff.

vom studierten Architekten durchaus nichts an sich hat, darin die „Regeln der Baukunst“ und die „Regularität“ als ästhetische Beweisgründe auftreten läßt. — Trotz der „irreguleren“ Fassade will er vorgeschriebenermaßen nur die Innendisposition ändern, da mehr auf „den etwanigen Gebrauch der Stadt, als auf den äußern Zierrad“ gesehen werden soll. Alle Außenwände bleiben; die Scherwände werden so ausgeteilt, daß beim Eingang an der Reichenstraße ein großer Raum für das Niedergericht, sowie Nebenzimmer entstehen. Sonstige Reparaturvorschläge beziehen sich auf den Kamin im zweiten Stock, auf das sehr schadhafte Dach und auf eine „neue Haupt Treppe und Thür Portal von Bremer Graustein“. Ferner heißt es: „Anlangend die auswendige Mauren, oder den äußern Prospekt an der Seite gegen der Reichenstraße an der ersten Etage die Treppen sambt den Portal auszubessern, die altmodische Zierrathen abzuhauen und zu erneuern . . . den Giebel anlangend, so würde nöthig seyn, daß man selbigen die übermachte Last abnehme, und die alten Peramiden und Kugeln wie auch die alte gotische[1]) Architektur abbreche, und den Giebel mit den daran befindlichen Steinen auf eine leichte Manier verfertige, würde als dieses nicht nur eine Zierrath, sondern auch der ganzen Fronde eine große Beyhülfe geben.“

Anfang 1739 meldete sich ein Mieter für den Kaiserhof, der erklärte, mit einigen geringeren Reparaturen das Haus übernehmen zu wollen. Der Senat gestattete schließlich, trotz anfänglichen Widerstandes, der Kammer die Vermietung. Nach Treus Gutachten vom 6. Februar wurde die Reparatur durch den Bauhof ausgeführt; — sie kostete zwei bis dreimal soviel, als Treu veranschlagt hatte, — und der Mietskontrakt kam zustande.[2])

Im Jahre 1743 begann Prey sein Hauptwerk, die Dreifaltigkeitskirche in St. Georg. Hier arbeitete er im engsten Zusammenwirken mit dem Bürgermeister Poppe, der ihn als Senatskommissar beim Bauhofe kennen gelernt hatte. Im Fortgange der Bautätigkeit gewann Prey das Vertrauen der beiden Patrone Poppe und Widow in immer steigendem Maße, sodaß sie schließlich seinem Urteil fast unbedingt Geltung zuerkannten und ihm weitgehende

[1]) Natürlich im italienischen Sinne: „verworren“. Vgl. Ztschrft. f. dtsche. Wortforschung, IV, 1 u. 2, 133. G. Lüdtke, „Gothisch“.

[2]) Kämmereiprot. d. a. 1738, pag. 203. Bauhofsprot. d. a. 1739, pag. 316. — In den Jahren 1756—1759 wurde der Kaiserhof doch, wenigstens zeitweilig, für Niedergericht und Corps de Guarde eingerichtet. Bauhofsprot. Lit. D pagg. 284, 296, 357.

Vollmachten auch in fernliegenden Geschäften zugestanden. Poppe, dessen machtvolle Persönlichkeit durchdringende und beherrschende Geistessicherheit mit rücksichtslos aufs größte gerichteter Willensspannung vereinte, scheint in Prey den Künstler gefunden zu haben, den er zur raschen und richtigen Vergegenständlichung seiner Ansichten und Pläne brauchte.

Wie Prey durch dies Verhältnis zu Poppe in seinen heftigen Gegensatz zum Bauhof hineingeriet, wird sich an einem späteren Beispiel drastisch zeigen.

3.

Die einzige Nachricht über den St. Georger Kirchenbau gab das „Historisch-theologische Denckmahl“ von Pastor Hoeck.[1]) Es enthält außer einer Reihe von Festpredigten Henrich Hoecks „kurzgefaßte documentierte Nachricht von der alten 1748 völlig abgebrochenen St. Georgs Kirche in der Vorstadt vor Hamburg“ und acht Tafeln mit Kupferstichen, die den neuen Bau darstellen. Sie sind von Prey selbst gezeichnet, von J. Haas gestochen und zeigen:

Tab. I. Turmfassade und Grundriß der alten Kirche.
„ II. Südfassade der alten Kirche.
„ III. Die beiden Grundrisse der neuen Kirche.
„ IV. Turmfassade der neuen Kirche.
„ V. Südfassade der neuen Kirche.
„ VI. Längs- und Querschnitt der neuen Kirche; zeigt deutlich die Dach- sowie die Turmbaukonstruktion. Das Zimmerwerk ist durchaus verstanden und klar dargestellt; überhaupt sind die Stiche korrekt und sauber, namentlich die Innenansichten in den Schnitten wirken recht gut.
„ VII. Altar in Grundriß und Aufriß.
„ VIII. Aufriß des Orgelprospektes.

Das Buch bietet kaum mehr als die Gewißheit von Preys Urheberschaft und Nachricht über die hauptsächlichsten Baudaten. Genaueres findet sich in den Bauprotokollen, Rechnungsbüchern und sonstigen Baudokumenten, die das hamburgische Staatsarchiv bewahrt.

---

[1]) Henrich Hoeck, Historisch-theologisches Denkmahl der in St. Georg neu erbauten Heil. Dreyeinigkeitskirche, nebst einer Historischen Nachricht von der alten St. Georgs-Kirche. Hbg. 1750. Mit einer Abbildung der Baumedaille von 1747, gestochen von Pingeling. — Den Patronen des St. Georgspitals, den Bürgermeistern Poppe und Widow gewidmet. — Das Exemplar der hamburgischen Stadtbibliothek trägt auf dem Titelblatt die handschriftliche Notiz: „Donum viri Magnifici Cornel. Poppe, Consulis Hamb.“

Für den beabsichtigten Neubau waren Modelle, Risse und Vorschläge von dem Artilleriecapitaine Spanniger und von Prey eingereicht worden. Die derzeitigen Spitalpatrone, die Bürgermeister Cornelius Poppe und Konrad Widow, entschieden sich nach Einholung des Gutachtens von Professor Dornemann für Preys Entwurf. Der Kontrakt mit dem „Bau-Inspectore" Prey, vom 8. Juli 1743, ist erhalten.[1]) Der „Ehrenveste und Kunsterfahrene" Meister wird „in dem auf seine in dergleichen Fällen allbereits bewiesene Geschicklichkeit und Treue zuverlässig gesetzten Vertrauen" zum Baumeister ernannt, verpflichtet sich auf seinen der Stadt geleisteten Bürgereid, und erhält zugesagt „die Summe von Drey-Tausend und Sechs Hundert Mark lübisch, und diese dergestalt zu entrichten, daß bey aus der Erde gebrachten Fundament Er davon den vierten Theil und folglich alljährlich nach proportion des avanzierenden Baues sein quotum und zwar das letztere, wann die Kirche völlig ausgebauet und eingeweiht seyn wird, baar in guten 5 Stücken erheben solle, womit er gänzlich vergnüget und friedlich zu seyn bezeuget."

Da die alte Kirche während der Dauer des Neubaues noch in Gebrauch bleiben sollte,[2]) so bildete die Platzfrage den Gegenstand

---

[1]) H. St.-A. St. Georgsspitalverwaltung I, 6. Protocollum über den Bau der neuen Hospitalskirche zur Heil. Dreyeinigkeit in der Vorstadt St. Georg, — angefangen Ao. 1743, mense Julio, eingeweihet Ao. 1747, d. 26. Oktobr. und mit allem Zubehörigen vollendet Ao. 1752, d. pmo. Septembr. in copia, von Poppe beglaubigt.

[2]) Wie Hoeck, Histor.-theol. Denkm. 5 ausdrücklich besagt. Die von Pingeling sehr schlecht gezeichnete Vignette der gleichen Schrift zeigt im Hintergrunde die noch stehende alte Kirche. Die vorläufige Beibehaltung der alten Kirche bezeugen im gleichen Werke noch: der Abhandlungstitel „Kurtzgefaßte usw. von der 1748 völlig abgebrochenen ... Kirche" und die Inschrift auf einem der Stiche von Prey-Haas „... und nach Erbauung der heil. Dreyeinigkeitskirche, nahe an derselben, abgebrochen worden 1748". Janssen, Ausf. Nachr., Hbg. 1826, schreibt in für die Unzuverlässigkeit seines Buches bezeichnender Weise wörtlich: „Nachdem die alte völlig abgebrochen war, legte man zu der gegenwärtigen Kirche, den 24. Sept. 1743 den Grundstein," obwohl er Hoeck, Denkm. als Quelle anführt! — H. St.-A. Bauprot. pag. 16: „Übrigens aber bleibt die alte Kirche, außer 3 Fuß, die hinterm Chor abgenommen und wieder mit Dielen zugekleidet werden müssen, damit währenden Baues der Gottesdienst darinnen ungehindert fortgesetzt werden kan, beybehalten." Aber pag. 30: „Wann übrigens erwehnet worden, daß hinterm Chor der alten Kirche etwa drey Fuß vermuthlich würden eingekürtzet und solches Vacuum mit Dielen zugekleidet werden müssen, so hat dieserwegen es sich gezeiget, daß ein solches nicht nöthig gewesen sey, indem man nur an dem unteren Ende des äußersten, an der Chormauer stehenden Pfeilers etwa ein bis anderthalb Fuß abnehmen

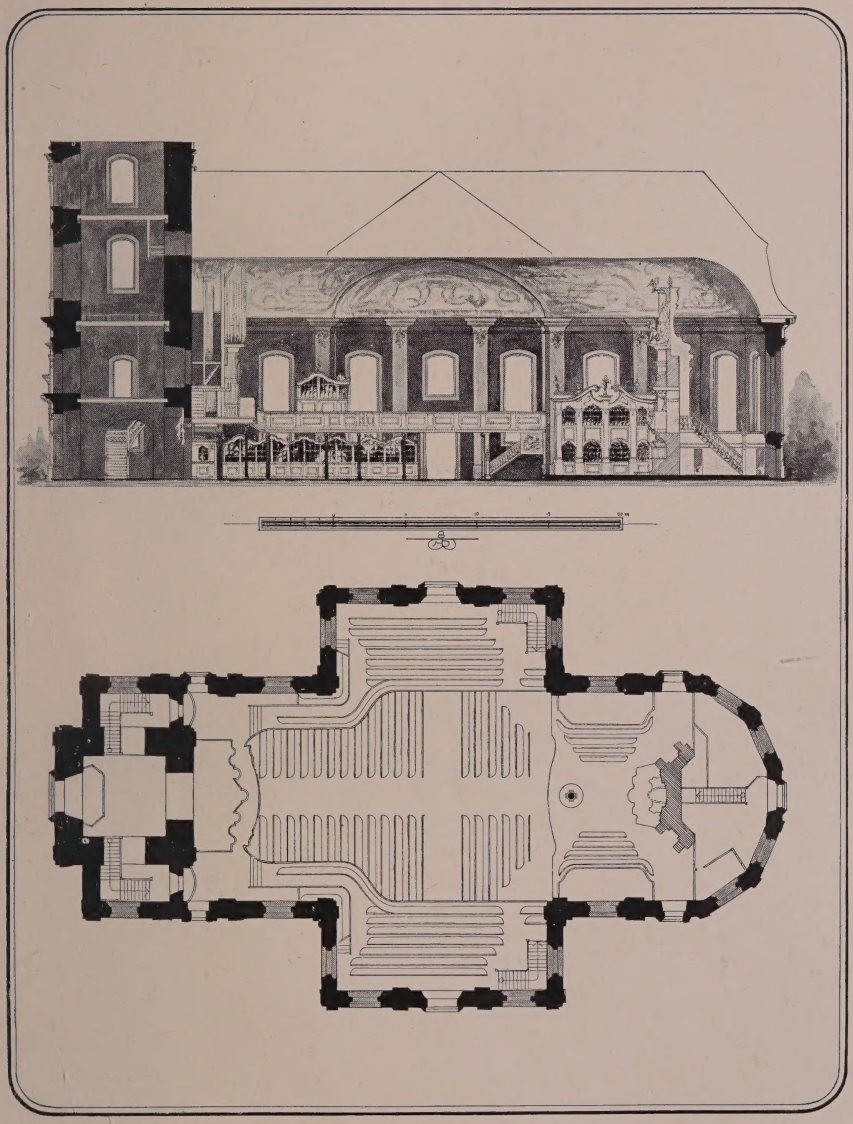


Abb. 5.

Die Dreifaltigkeitskirche in Hamburg—St. Georg.

Grundriß und Längenschnitt ursprünglicher Zustand.

besonderer Erörterungen. Preys Vorschlag, die Kirche ohne Rücksicht auf die Himmelsrichtung so anzulegen, daß sie dem vom Steintore Herankommenden eine interessante Ansicht gewährte, wurde nach vorheriger Ablattung und sorgfältiger Prüfung, unter Zuziehung des Professors Dornemann, zur Ausführung angenommen.[1]) „Es wird diesem nach die face des Thurms, soviel es immer zu erzwingen möglich gewesen ist, auf die Mitte des großen Weges vom Stein Thor gerichtet, welcher zugleich auf die Haupt Einfahrt des Kirchhofes führt, und werden demnächst die zwo übrige Einfahrten von der Koppel und Alster Seite gegen die so benahmte beide Creutzfiguren angeleget werden, seynde ansonst die Lage dieser neuen Kirche so beschaffen, daß der Altar beynahe völlig im Norden zu stehen kommt."

Zur Ausführung der Mauerarbeiten wurden die Maurermeister Johann Joachim Schuldt und Christian Brügmann angenommen. Zu Zimmermeistern wurden bestellt: Hieronymus Peter Reeders und Johann Hinrich Kryck.[2])

Besonders sorgfältig glaubte man bei der Fundamentierung vorzugehen.[3]) Jedoch übersah man, was bei den damaligen Verhält-

---

dorffen, mithin dergestallt währenden Baues, die Alte Kirche gantz unversehret erhalten bleiben kan." Beim Turmrichtfest der neuen Kirche sagte der Bleideckermeistergesell Heidelund in seiner von der Turmspitze herab gehaltenen Rede: „Indem ich hier zu meiner Rechten hinunter sehe, erblicke ich den Thurm der alten Kirche sehr tief unter meinen Füßen. Du kleiner Thurm! Was dünkt dich von diesem, der nun deine Stelle vertreten und deinen Nahmen erben soll? Lass dich es nicht verdrießen, dein Haupt zu neigen, und der Zeit, die alles vertreibet, zu weichen." Die Schilderung des Abbruches Bauprot. pag. 103; — pag. 92—100: Inventar und Inschriftensammlung der alten Kirche.

[1]) Das Aussehen dieser stattlichen Allee vor Anlage des neuen Bahnhofes zeigt ein Gemälde von Max Liebermann in der Hamburger Kunsthalle. — Auf die Beziehung der Allee zur Kirche machte schon aufmerksam: J. H. Hübbe, Ansichten der Freien Hansestadt Hamburg, 110, Frankf. a. M. 1824. — Der angeführte Text: H. St.-A. Bauprot. unterm 3. Aug.

[2]) H. St.-A. Bauprot. pagg. 13, 20.

[3]) H. St.-A. Bauprot. pagg. 27 ff., pag. 30. „Es ist diesem nechst dem Allerhöchsten zum Preise die über alles Vermuhten gar vortreffliche Beschaffenheit des Fundaments (Baugrund) billig noch zu gedencken." Durch Graben und Bohren hatte man folgendes festgestellt: Fast die ganze Ausdehnung des Bauplatzes nahm eine etwa 2 m mächtige Schicht schwarzer Erde, mit Sand vermischt, ein. Darunter lag etwa 5,16 m tiefer Lehm, der nach unten zu immer fester wurde, „dergestalt, daß solcher, wann er eine Stunde an der Luft gelegen, fast Steinen hart geworden." Grundwasser wurde auf der ganzen Baustelle nicht gefunden. An der nördlichen Vierungsecke zeigte sich eine geringe Fläche von etwa 1,32 qm mit „rohtem Bergsand" statt Lehm, der aber als Fundament für ebensogut gehalten wurde, wie der Lehm. An der südöstlichen Ecke des Baues

nissen vielleicht verzeihlich ist, die schwach treibende Sandschicht, die die Festigkeit des Bauwerkes im Laufe der Zeit stark beeinträchtigte. — In den Abmessungen des Fundamentes ging man etwas zaghaft vor; dabei wurden die Bankette viel zu niedrig und erstaunlich breit angelegt, sodaß sie bei der geringsten Neigung der darüberstehenden Mauer durchbrechen mußten.[1])

Am 14. Februar 1744 sandte POPPE die PREYSchen Baupläne an einen Kaufmann namens CHR. TH. SEYLER in Dresden, damit dieser sie zur Beurteilung den daselbst berühmten Baumeistern vorlege. Nach vier Wochen erhielt POPPE die Risse zurück. Der Landbaumeister ADAMI hatte sie für fehlerlos erklärt und „bloß nach der ihme eröffneten Haupt Anlage einen von ihme entworffenen Haupt Riß mit der faciade des Thurms und zweenen Grund Rissen sehr sauber ausgearbeitet, und mit vielen Ornamenten, wie die inn- und äußere einrichtungen in betracht des Ansehens und der Zierde verbessert werden könnten, ausgeschmücket, mit überschicket.“ [2])

Der sehr gefällige, schmuckreiche Entwurf ADAMIS, der seine Herkunft aus Dresdener Schule deutlich erkennen läßt, wird nebst den ADAMI eingesandten PREYSchen Zeichnungen, die an Routine sehr dagegen zurückstehen, in der hamburgischen Kommerzbibliothek

---

zeigten sich Spuren eines ehemaligen Fischteiches (also Ecke Koppel- und „Spadenteich“); in einer Fläche von etwa 6,75 qm war hier der Boden auf eine Tiefe von 1,72 m etwas morastig; man rammte hier 60 Stück Pfähle von 2,30 m Länge, deren Zwischenräume mit eingestampftem Steingruss aufgefüllt wurden, und setzte „solchergestalt besagten Strich mit dem übrigen herrlichen Fundamente in einem völlig gleich guten Stande.“ Die vom Bauhofe ausgeliehene Ramme war vom 28. Aug. bis zum 7. Sept. in Betrieb. Die Fundamentgrube wurde 3,44 m tief ausgehoben, oben 4 m, unten 2,58 m breit. Darin wurde auf einer schwachen Grusung eine etwa 70 cm hohe Felslage (Steine aus Langenhorn und vom Schäferkamp) mit eingerammter Grusschüttung aufgebracht, und über einer Abgleichung mit alten Ziegelsteinen die eigentlichen Fundamentbankette aufgeführt; und zwar: 1,36 m hoch, im Schiff 2 m, am Turm 2,85 m breit, wobei die Pfeiler noch Vorlagen von annähernd 30 cm erhielten; darüber wurde 1,43 m hoch und 1,57 m bezw. 2,15 m dick aufgemauert, ungerechnet die Vorlage. Darauf sollte dann der eigentliche Sockel angelegt werden.

[1]) Alle Angaben über den gegenwärtigen Bauzustand danke ich teils persönlichen Mitteilungen des Herrn Architekten JULIUS FAULWASSER in Hamburg, des Leiters der Konservierungsarbeiten an der Kirche, teils entnahm ich sie seinen Ausführungen im Kirchlichen Anzeiger für St. Georg, I, 51 und II, 43, 44, 45, — teils fand ich sie durch eigene Beobachtung.

[2]) ADAMI erhielt in Anerkennung seiner Mühewaltung einen Portugaleser im Werte von M. 78.—. Das in dieser Angelegenheit aufgewandte Porto betrug 2 M. 12 Schg. H. St.-A. VIII, D, 1, Capitalbuch der neuen Kirche zu St. Jürgen unterm 9. Mai 1744.

bewahrt. Er zeigt im wesentlichen eine Übersetzung des Preyschen ins Reichere, künstlerisch Gewandtere, Flottere. Als wichtigste Unterschiede ergeben sich dabei folgende Momente:

1. Durch eine einfache und geistreiche Verschiebung der Längsmauern wird für die Turmtreppen eine äußerst elegante, bequeme Anlage geschaffen.

2. Der Chor wird zu einem reinen Halbrund ausgebaut und nimmt in befriedigender Lösung die Emporetreppen auf.

3. Die Empore, mit Aus- und Einschwingung — unverkennbares Vorbild für die entsprechende Anlage der späteren Michaeliskirche — rund herumgeführt, wird so angeordnet, daß der mittlere Teil der Stützen in einer Kreisperipherie liegt, zu welcher das außerhalb dieses Kreises liegende Gestühl und das auf der Empore konzentrisch angelegt ist. Innerhalb des Kreises steht das Gestühl, kreisförmig abgeschnitten, senkrecht zur Hauptaxe, sodaß die Gemeinde das Gesicht dem Chor und Altar zukehrt.

4. Die Kanzel aber wird in der Mitte der westlichen Langwand angeordnet, sodaß die auf den Bänken innerhalb des Kreises im Schiff sitzende Gemeinde nur mit großer Unbequemlichkeit der Predigt folgen könnte. Auf den meisten westlichen Plätzen würde der Prediger schlecht oder gar nicht zu sehen sein.

5. Wie es scheint, ist durchgehends Sandsteinverkleidung geplant. Der Turm, schlanker als der von Prey, ist ganz von Stein. Ein Mansartdach mit breiter, ornamentierter Zwischenborde und Schieferdeckung wird vorgeschlagen. Die Fenster werden mit Rücksicht auf die Empore in zwei Stockwerke zerlegt; sie zeigen gefällige Verhältnisse und flüssige, nicht überreiche Renaissanceornamentierung.

Es ist keine Frage, daß Prey aus dem Adamischen Entwurf für seinen Bau noch allerlei Verbesserungen hätte übernehmen können. Doch scheint er sich auf dergleichen garnicht eingelassen zu haben. —

Sehr bezeichnend ist die verschiedene Aufmachung beider Entwürfe. Preys Blätter sind handwerksmäßig plump und klotzig, ohne jedes Geschick im Grundriß; besser, einigermaßen gefällig vorgetragen und Sauberkeit anstrebend, im Aufriß. Adamis Pläne zeigen trotz eiliger, flüchtiger Anfertigung eine bestechende akademische Gewandtheit, Glätte und Reinlichkeit des Vortrages; überall erkennt man die Hand eines Mannes, — Adamis oder seines Gehülfen, — der gewohnt ist, einen architektonischen Entwurf in

genauer Anschmiegung an den künstlerischen Gedanken mit allen Feinheiten einer ausgesuchten Captatio „hinzuzaubern". —

In längerer Beratung zwischen Poppe, Widow, Prey und Dornemann wurde die Ausführung des Adamischen Planes „wegen zu großer Kostbarkeit der vielen Ornamente" abgelehnt, hingegen man „es sich zur hinlänglichen Beruhigung dienen lassen, daß an unseres Bau Meisters Plan und Anlage nichts auszusetzen gefallen sey, mithin im Nahmen Gottes die entschließung gefasset, hierauf allweiter fortzufahren."

Die Grundsteinlegung erfolgte am 24. September 1743. Die zinnerne Inschriftplatte, die mit dem Grundstein verlegt wurde, war vom Kannegießer Brockmann angefertigt; die Inschrift selbst hatte Pastor Hoeck abgefaßt. Der Stein liegt an der Südostecke des Turmes.[1])

Am 9. November war das Fundament über die Erde herausgebracht; das Mauerwerk wurde für den Winter zugedeckt und die Arbeit einstweilen eingestellt. Nur die Planierungsarbeiten um die Kirche herum wurden noch zu Ende geführt.

Am 23. März 1744 wurde die Bautätigkeit wieder aufgenommen.

Über die zweckmäßigste Anlage der Kanzel beriet man des längeren. Von vornherein bestand die Absicht, trotz einiger Einwendungen, sie mit dem Altar organisch zu vereinigen. Prey wollte ursprünglich Kanzel und Altar weiter zurücklegen. Er mußte mehrere Risse und Modelle vorbringen und vereinfachen, ehe die heutige Stellung und Form des Kanzelaltares gewählt wurde.[2])

Am 30. September war das Mauerwerk bis zum Dachstuhl fertig, und man begann mit dem Richten. Am 31. Oktober wurde die Aufsteckung des Kranzes, den die Töchter der beiden Bürgermeister, Anthonetta Elisabeth Widow und Elisabeth Poppe, aufgeputzt hatten, unter festlichen Veranstaltungen vorgenommen. Prey bewirtete die Patrone sowie die übrigen Gäste mit Thee und

---

[1]) Bauprot. pag. 23. Die Inschrift lautet: JESU CHRISTO Domino Nostro Lapidi Totius Ecclesiae fundamentali Electo Pretioso Sacer esto Hic Lapis Primus et Angularis Templi Novi in Suburbio Georgiano Exstructi et Sacro Sanctae Trinitati Consecrati quem regnante Carolo VII. Roman. Imperatore semper Aug. Temporibus quidem Bellicosis, ast Republica et Ecclesia Hamburg. Per Dei Gratiam Quietis Liberis Florentibus Annuente Senatu Laetante Ministerio Sacro Applaudente Civitate Tota non sine Piis Votis Posuere Ecclesiae Patroni Coss. Magnif. Dr. Cornelius Poppe, Dr. Conradus Widow J. U. L. D. XXIV. Sept. Ano. MDCCXLIII. Pastores erant Dr. Henricus Hoeck, Dr. M. Christianus Henricus Müller.

[2]) Bauprot. pagg. 44 ff.

Caffé und erhielt als Gegengeschenk zehn Dukaten. Die Festlichkeit wurde in der nahebelegenen „Floete“ abgehalten.

Die Kranzrede des Zimmerpoliers Vogeler, die „je mehr sie von den sonst in solchen Fällen hergebrachten gemeinen Ausdrückungen unterschieden, desto größeren Beifall sich erworben“ hatte Erdmann Neumeister, Pastor zu St. Jakobi, aufgesetzt.

Am 5. Dezember war das Kirchendach mit blauen Pfannen fertig eingedeckt, und man stellte die Arbeit für die Dauer des Winters ein.

Für die vorfallenden Schlosser- und Schmiedearbeiten war inzwischen der Meister Johann Hermann Iven verpflichtet worden. Auch der Lieferungskontrakt mit dem Orgelbauer Johann Dietrich Busch war bereits abgeschlossen.

Im Februar 1745 verfertigte Prey zwei ausführliche Modelle für den Kanzelaltar, über dessen allgemeine Gestalt man bereits früher beschlossen hatte. Von den beiden Modellen wurde das mit den leichteren Zierraten zur Ausführung bestimmt.

Am 9. April wurde der Kontrakt mit dem italienischen Stuckateur Joseph Martini wegen der am Altar und an der Decke auszuführenden Stuckaturarbeiten abgeschlossen. „Es verpflichtet sich nemlich Sr. Martini, 1°. die Arbeit an den Altar, soviel desselben Architectur überhaupt betrifft, von Gips Marmor in denen erfordert und erwehlet werden Couleuren, gleich der von ihme übergebene Anschlag in mehrere besagt nach aller möglichen Vollkommenheit und 2°. nicht weniger mit gleichmäßigem Fleiße das Kirch Gewölbe ausweise des ebenermaßen producirten und genehmigten risses sub signo Q zu verfertigen, wohingegen usw.“ ihm Materiallieferung, Stellung eines Handlangers und M. 1950 Curt. zugesagt werden.[1]) Bei der Ausführung der erwähnten Arbeiten unterstützte ihn sein jüngerer Sohn Carlo Donato, der noch bis 1749 am Bau mit Stuckaturarbeiten beschäftigt wurde. Die bedungenen Leistungen waren Ende September 1745 fertig gestellt.[2])

Francesco Antonio Martini, der ältere Sohn des Joseph, erhielt am 9. Oktober 1745 den Auftrag, das mittlere Feld der Deckendekoration nach seinem Entwurf ex apocalypsi: das Lamm auf dem Stuhl mit den anbetenden Ältesten usw. al fresco auszumalen; „seyende ansonst auf seine Anfrage zu Ausmahlung der übrigen beeden Felder, die resolution bis dahin, daß dieses fertig seyn würde,

[1]) Ibid. pag. 57.

[2]) Die Wappen in den beiden Querhausgewölben sind die der Familien Widow und Poppe.

ausgesetzt.“ Vom 6. bis 30. November malte FRANCESCO geheißenermaßen auch die beiden anderen Felder aus; in das Chorfeld kam die erste Person der Gottheit nach Es. VI; in das Orgelfeld die dritte Person nach Matth. III.[1])

Unterm 5. September 1746 wurde den beiden älteren Künstlern ein rühmendes Zeugnis ausgestellt, in welchem die Baupatrone ihre volle Zufriedenheit mit ihren Leistungen bezeugen.[2])

Am 15. Oktober 1748 erhielt FRANCESCO MARTINI M. 150.— als Bezahlung für das noch heut erhaltene Gemälde am Turmboden; es stellt ein paar sitzende allegorische Frauenfiguren dar, deren eine den Grundriß der Kirche in der Hand hält.

Von besonderem Interesse ist der Kontrakt mit dem Holzbildhauer JOHANN GEORG ENGERTH, vom 17. April 1745.[3]) Von

---

[1]) Bauprot. pag. 69.

[2]) H. St.-A. I, 5, pag. 42, No. 27. „Ertheiltes Testimonium An den Stuccatoren Joseph Martini aus Milano. Wir Cornelius Poppe und Conrad Wiedow Lt. Bürgermeistere der Kayserl. freyen Reichs-Stadt Hamburg und jetziger Zeit Patroni des in der Vorstadt St. Georg belegenen Hospitals thun kund und bezeugen hiermit für jedermänniglich, wasmassen Vorzeiger dieses Sr. Francesco Martini aus Milano gebürtig, nachdeme ihme von uns in der allda unter unserem Directorio neu erbaueten Heiligen Dreyeinigkeitskirche, die in deren Gipsdecke befindliche drey Plavons mit Gemählden al fresco auszustaffieren aufgetragen, außer deme aber auch von ihme nebst seinem Vater Sr. Joseph Martini ein Theil der sonst erforderten Gips-Marmor- und Stuccatur-Arbeit mit vollführt ist: insbesondere und überhaupt, alle solche Arten der Arbeit untadelhaft und rühmlichsten Fleißes verfertiget, mithin darinnen die ihm beywohnende Experientz und Geschicklichkeit in solcher Masse zu Tage geleget hat, daß nicht nur unser seits wir darob eine vollkommene Zufriedenheit zu schöpfen Ursache sondern auch er bey allen Kunst erfahrenen und Kennern einen durchgängigen Beyfall sich daher zu erwerben das Glück gehabt; Wann demnach wir, den besagten Sr. Francesco Martini mit völliger Zuversicht allen denenjenigen die bey vorhabenden Bauen seiner benötiget seyn dörffen, zu Hohen und Geneigten Wolwollen, auf sein geziemendes Ansuchen bestermaßen zu empfehlen uns nicht entlegen können als haben des Endes und zu hinlänglicher Bestärckung alles Vorbemeldten, denselben gegenwärtiges Testimonium willfährigst ertheilen anneben ein solches mittelst unserer eigenhändigen Unterschriften und beygedruckten Petschaften corroboriren wollen. Actum Hamburg, d. 5. Septembr. 1746.“ — Am 19. Sept. 1746 erhielt JOSEPH MARTINI außer der letzten Rate der ihm kontraktlich zustehenden Summe zwei Portugalöser. FRANCESCO bekam 10 Dukaten à 6 M. 40 Schg., CARLO 5 Louisd'or à 13 M. 1 Schg. H. St.-A. VIII, D. 1. Capit.-Buch d. neuen Kirche zu St. Jürgen. — Der Marmorgips des Altares wurde im Sept. 1757 durch einen zugereisten, angeblich 114 Jahre alten Tausendkünstler, Namens Baron ANDREAS VON CREUTZ, wieder aufpoliert. H. St.-A. VIII, C. 1, Protocollum der Heyligen Drey Einigkeitskirche in St. Georg. Ao. 1747—1806.

[3]) H. St.-A. Bauprot. pag. 59.

diesem Engerth heißt es nämlich im Bauprotokoll: „. . . mit dem in St. Georg sich niedergelassenen und ansässig gemacht habenden . . .“ und im Spitalprotokoll, 1745, 24. Juli: „Auf ansuchen Johann Georg Engerts, welcher die Bildhauer und Vergüldungs Arbeit in der neuen Kirche übernommen und um sich in St. Georg zu setzen, den ? schen Garten an der Koppelstraße umb 4000 M. erkauffet hat, sind demselben die Umschreibungsgebühren zu $2^1/_2$ % remittirt.“ [1])

Es ist also nicht daran zu zweifeln, daß es sich hier um jenen J. G. Engerth handelt, der in der 1742—1743 erbauten Hauptkirche zu Altona die Kanzel schuf.[2]) Der neuen Arbeit wegen zog er nach Hamburg-St. Georg.

In seinem Kontrakt übernimmt Engerth „die Verfertigung der in der neu erbauet werdenden heiligen Dreyfaltigkeitskirche erforderlichen Bildhauerarbeit an dem Altar, der Cantzel, Orgell, und wo sonsten, es bestehe dieselbe in großen oder kleinen Figuren, Laubwercke und anderen Zierrathen, wie die nahmen haben mögen.“ Alles, was sich in der Kirche an Holzschnitzerei und Kunsttischlerarbeit findet, wird also von ihm herrühren. Wie es scheint, arbeitete er von 1745—1751 für die Kirche.

Am 11. Dezember wurde die Bauarbeit einstweilen wieder eingestellt.

Im Jahre 1746 wurde der Bau soweit gefördert, daß, „was zuvörderst das äusere betrifft, die Kirche und der Thurm mit allem daran gehörigen Mauerwercke und auszierungen der Steine Metzarbeit zustande gebracht, auch die erste Pyramide des Thurmes bereits gerichtet und verschälet worden, mithin die beede Kuppeln sammt denen dazwischen befindlichen Durchsichten dergestalt fertig liegen, daß sie nechster Tage ebenfalls gerichtet werden, infolglich man zu der nach üblichen Handwercksgebrauch erforderlichen Solennen aufsteckung des Crantzes und Flügels wird schreiten können.“ [3]) Gleichzeitig waren innen Altar und Orgel mit allen Verzierungen fertiggestellt, die Wände völlig verputzt und einmal geweißt, die Gräber eingerichtet, das Gestühl aufgestellt, Emporen und Treppen instand gesetzt.

---

[1]) H. St.-A. I, 6. Protocollum des Hospitals St. Georg, in Angelegenheiten desselben und der dazu gehörigen Ländereyen, als Langenhorn, Kleinen Borstell und Struckholtz, item der Berne, von Anno 1743 den 16. Maii bis Anno 1751 Matthiae, in Copia cum annexo. pag. 35.

[2]) Dehio, Handbuch II, 7.

[3]) H. St.-A. Bauprot. pag. 79, 22. Okt. 1746.

Am 8. November wurde das Turmrichtfest abgehalten; unter umständlichen, ausführlich beschriebenen Feierlichkeiten ging die Aufsteckung des Richtkranzes, sowie des Knaufs und der Flügel vor sich.[1])

Die durch den Meister Peter Rathjens ausgeführte Kupferdeckung des Turmes,[2]) die Einrichtung des Glockenstuhles,[3]) die Aufhängung der Glocken,[4]) und ähnliche Arbeiten nahmen jedoch noch soviel Zeit in Anspruch, daß die Übernahme und Einweihung der Kirche erst am 26. Oktober 1747 vor sich gehen konnte. Prey überreichte bei dieser Gelegenheit ein vielleicht selbstverfaßtes langes strophisches Gedicht in Alexandrinern, in dem er, „das wenigste von seiner schuldigsten Dankbarkeit gegen die Magnificos, Hochedelgebohrene, Hochweise Herren Patronen zu St. Georg . . . ehrerbietigst“ abstattet.[5])

* * *

Neben diesen geschichtlichen Baudaten mögen die wichtigsten wirtschaftlichen mitgeteilt werden.

---

[1]) Rede welche nach Vollendung der in St. Georgen neuerbaueten Kirche zur Heil. Drey Einigkeit genannt bey der am 8. Novembr. 1746 geschehenen Aufsteckung des Thurm-Krantzes gehalten worden durch den zu diesem Bau bestellten Zimmer Pallier, Christoph Vogler aus Arnstadt in Thüringen. Hamburg, Gedruckt und zu bekommen bey Rudolph Beneke. / verfaßt von Pastor Hoeck /.

Rede welche bey Aufsetzung des Knaufs und Flügels auf den neu erbaueten Thurm der neuen Kirche zur Heiligen Drey-Einigkeit in Sanct George am 8. November im Jahre 1746 gehalten worden von Jakob Petersen Heidelund / Bleideckermeistergesell / Hamburg. Gedruckt und zu bekommen bey Rudolph Beneke. / verfaßt von Pastor Zimmermann /.

[2]) H. St.-A. Bauprot. pag. 78.

[3]) Ibid. pag. 89, 18. Mai 1747: „Hatte bei Richtung des Glockenstuhls im neuen Thurm ein sonst getreuer und nüchterner Tagelöhner, nahmens Hermann Holste das Unglück, durch die Bodenluke in die Kirche herunter zu stürtzen und zu Tode zu fallen, wessen Witwe großer Armuth halber unter die Kirchen-Armen aufgenommen ist.“

[4]) H. St.-A. Bauprot. pagg. 72—77.

[5]) Hbg. gedruckt bey Conrad König, E. Hochedlen Hochweisen Raths Buchdrucker. — Die Stelle, die darauf Bezug nimmt, daß Prey kein Hamburger ist, lautet z. B.:

„Mit Königlichem Muth, mit weisestem Vertraun
Faßt David den Entschluß, dem Herrn ein Haus zu baun.
Er rufte Fremdlinge (Chr. I, 22, 1) so, wie Ihr mich hießt kommen,
Die Steinmetz hauten Stein, der Bau ward unternommen.“

Zur Rechnungsführung wurde der Schenk Johann Eibert Gossler angestellt.[1])

Nach mittelalterlicher Weise hatte man mit dem Bau begonnen, ohne auch nur die geringste Vorstellung davon zu haben, wie die erforderlichen Gelder zu beschaffen seien. So notiert Poppe im Spitalprotokoll am 1. Juli 1744: „Wir immer mehr durch nötige Anschaffung der mancherley Matterialien auch fortlauffender Tage- und arbeitslohn anschwellende schwere Bau-Kosten unserer neuen Kirche, welche nicht allein den bisherigen Geld-Vorrath gäntzlich verschlungen, sondern auch mich besonders schon jetzo in einen beschwerlichen Vorschus von über die 8000 M. Bco. gesetzet haben, veranlassen bey übernommenen solchen so nötigen als wichtigen Wercke einen nicht geringen Kummer, und wir finden dannenhero nach mehrmaliger sorgfältigst vorgehabter überlegung, wie und welchergestalt deme abzuhelfen sey, zumalen im Voraus mit hinlänglicher Gewisheit auf den aus der im gang seyenden Collect zu hoffenden Zuschus wenig zu rechnen ist, kein anderes Mittel übrig, als nur darum uns zu bemühen, ob nicht etwa auf des hospitals Credit bey Löblr. Admiralitet und sonst guten Leuten gegen Verpfändung desselben Ländereyen und sonstiger immobilium in leidlichen Zinsen auf einer der Wiederbezahlung halber so lange als thunlich zu bedingende Zeit die erforderliche Gelder zu negotiiren und herbey zu schaffen seyn dörfften. Solcher entschließung zufolge haben des Herrn Bürgerm. Widow Hochweisht. bey heute gehaltenen Consessu admiralitatis vorderhand auf eine Anleihe von 10—14000 rthlr. Bco. angetragen, auch darzu die Einwilligung auf vors erste 3 Jahr zu $2^1/_2$ % p. a. in curt. erhalten.“[2])

In der verworrenen Stilisierung dieses Eintrages scheint sich immerhin einige Unruhe des verantwortlichen Bauherrn abzuspiegeln. — Außer der erwähnten wiederholten Anleihe bei der Admiralität fanden sich „sonst gute Leute“ in großer Zahl, die zu dem für diesen Zweck angesetzten Zinsfuß von 3 % p. a. zum Teil unbedeutende, zum Teil größere Summen herliehen.[3]) Dazu kam der Erlös mehrerer Holzauktionen in den Walddörfern des Spitals, — schwierig zu berechnende Einnahmen, weil die Käufer mit der Bezahlung lange im Rückstand blieben, gelegentlich auch der Preis

[1]) Über Johann Eibert Gossler siehe die Mitteilung von Nirrnheim in den Mitt. d. Ver. f. Hamb. Gesch. VII, Heft 3, No. 9 u. 10.

[2]) H. St.-A. Spitalprot. pag. 23.

[3]) Die Gesamtsumme der für den Kirchenbau leihweise aufgenommenen Gelder betrug: M. 183047,—.

wegen schlechten Ausfalles der Fällung teilweise zurückvergütet werden mußte; — ferner der Ertrag aus freiwilligen und Beckensammlungen, aus dem Gräberverkauf, aus dem Verkauf eines Brauerbes mit Wohnhaus an der Depenau und aus allerlei Lotterieveranstaltungen. Endlich bewilligte der Senat nicht nur gewisse Steuervergünstigungen, sondern er ließ für den Bau auch Gelder anweisen. Ebenso stifteten die Oberalten einen gewissen Zuschuß.[1])

Diesen Einnahmen, deren Gesamtergebnis kaum mehr festzustellen ist, stehen bis Ende 1749 folgende Ausgaben gegenüber, die das Hauptbuch,[2]) begonnen am 9. Juli 1743, in zusammenfassenden, von Poppe und Widow als richtig bestätigten Posten unter den angegebenen Daten anführt:

---

[1]) Alles in den Protokollen aufgeführt:

	M.	Schg.
Freiwillige Sammlungen	15925	10
Gräberverkauf*)	18030	—
Beckensammlung	1463	14
Verkauf des Brauerbes	17300	—

*) Es befanden sich 31 Gräber unter der Kirche. Kirchenprot. v. 1747—1806, pag. 11.

Den Gedanken einer Kirchenbaulotterie billigte der Senat am 2. Okt. 1745 mit dem Beding, „daß zugleich die allhiesige St. Jakobi Kirche einen gewissen Antheil genießen soll“ und die Geschäftsleitung dem Wohl-Ehrenvesten, Großachtbaren und Wohlfürnehmen Herrn Johann Havemester übertragen werde. Man verfuhr demgemäß und erhielt am 6. Okt. die Genehmigung des Lotterieplanes. Für den St. Georger Bau ergab sich 1746 ein Überschuß von M. 1105, der in der nächsten Staatslotterie wieder angelegt wurde. Spitalprot. pag. 59. Leider verdünnte sich der Überschuß bei diesem Manöver 1747 auf 782 M. 4 Schg. pag. 75. Daraufhin vereinbarte die Bauverwaltung mit der Staatslotterie für die nächste Verlosung Halbanteil bei Gewinn und Risiko. Diese halbschlächtige große Lotterie ergab 1748 für den Kirchbau den Überschuß von 15 702 M. 2 Schg. Curt. Schon am 7. Aug. 1743, Spitalprot. pag. 16, erhielt die Bauverwaltung die Vergünstigung, daß die sonst geforderten 4 Schg. für jedes Faß Segeberger Kalk vom Kalkhof, das außerhalb der Tore verbraucht wurde, nicht bezahlt zu werden brauchten. 1744 ließ der Rat durch die Kämmerei für den Bau die Summe von 2500 M. Curt. anweisen, da „seith undencklichen Jahren das Hospital alljährlich zu der Cantorey eben so vieles als sämtliche Hauptkirchen der Stadt, nemlich 500 M. an die Cämmerey contribuire“. Zum Bau der Kirche in Billwärder a. d. Bille (Dehio, Hdbch. II, 40) und etwa gleichzeitig zum Turmbau in Ochsenwärder (Dehio, Hdbch. II, 323) hatte der Senat je 500 M. gegeben. Für den St. Georger Bau wurde um 1000 M. nachgesucht. Der Senat stiftete daraufhin „privatim“ 5000 M. Die Oberalten gaben über 1000 M.

[2]) H. St.-A. VIII, D. 1, Capitalbuch St. Georg.

	M.	Sch.	Pf.
Bis zum 17. März 1744	37164	12	—
24. Juli 1745	111274	11	—
30. Sept. 1746	103638	11	—
Apr. 1748	120414	5	6
11. Okt. 1749	51026	7	—
Vom 9. Juli 1743 bis zum 11. Okt. 1749 . .	423518	14	6

Zu Beginn des Baues belief sich der Taglohn für einen Maurergesellen auf 20 Schilling, für einen Polier auf 24 Schilling. Eine kleine Lohnbewegung unter den Zimmerleuten endete schnell mit dem Fortzug der Unzufriedenen.[1])

Von den sonstigen Angaben der Rechnungsbücher interessieren in diesem Zusammenhange höchstens die Prey betreffenden Notierungen.

Als Steinmetz lieferte Prey alle erforderlichen Werkstücke selbst. Das Baumaterialkonto zählt rund 260 „Fuhr Gehauene Steine von Prey“ auf, sodaß man sich angesichts des Baues verwundert, wo denn all diese Werkstücke hin verbaut sind, zumal die Lieferungen vom 17. Februar 1744 bis zum 12. März 1749 andauerten.

Prey erhielt für diese Lieferungen nach und nach die Summe von etwa 30 222 Mark ausbezahlt.[2]) Wenn man damit das vereinbarte Architektenhonorar von 3600 Mark vergleicht, das noch nicht

[1]) Poppe berichtet darüber im Spitalprotokoll, pag 55, unterm 11. Aug. 1746: „Nachdeme bey seith etwa 14 Tagen angefangener Richtung des Kirch Thurms des Richtel-Geldes halber zwischen den Zimmermeistern und Gesellen sich ein Misverständnis hervorgethan und soweit verbreitet gehabt, daß letztere sämtlich nicht allein den Bau-Platz verließen, sondern auch in ein ohnweit der Kirche belegenes Krug-Haus sich versammelten und allerhand bedrohentliche Reden gegen die Meister und den Pallierer äußerten, so habe zur Vorbeugung alles besorglichen Unheils mich gemüssiget gesehen, in Abwesenheit des Herrn Gen. Lieutent. von Wurmb bey dem p. t. das Comando habenden Hn. Ober Lieut. Raschen die unverweilte Verfügung zu machen, daß seith vorgestern 4 Dragoner, die auf der Hofmeisterey verpfleget werden, hinausgeschicket sind, um nebst einer über das angeordneten starcken Soldatenpatrouille tag und nacht nötigerorten fleißig zu patrouilliren, dieser anblick war von so einer guten Wirkung, daß nicht allein die erwehnten Gesellen bald auseinandergegangen, sondern auch, wie mir heute das amt versichern ließ, nach erhaltener Kundschaft von hier gewandert sind: worauf ich denn diesen morgen die gemachten Anstalten durch den Herrn Obrist Lieutent. wieder einstellen lassen.“

[2]) H. St.-A. Baumaterialienkontobuch und Capitalbuch. — 1745, am 30. März findet sich folgende Aufrechnung:

An Johann Leonhard Prey für Stein Metz Arbeit laut dessen Rechnung M. 11651. 3,

0,85 % der Baukosten beträgt, so ergibt sich, daß die Tätigkeit Preys lediglich als Handwerkerleistung bewertet wurde, — zu einer Zeit, wo der Typus des freien Architekten längst von glänzenden Persönlichkeiten vertreten wurde.

Für den Grundstein nebst Deckel erhielt Prey M. 20. Als Festgeschenk bei der Grundsteinlegung wurden ihm fünf Dukaten, das sind 35 M., eingehändigt.[1]) Sonstige Gratifikationen lassen

---

worauf ihm schon bezahlt worden:

30. April 1744 . . .	3000,—		
11. Juni	1200,—		
4. Aug.	2000,—		
7. Okt.	1000,—		
11. Dez.	1000,—		
29. Jan. 1745	1200,—		
	M. 9400,—	restieren ihm:	M. 2251. 3,
		welche ihm laut Quittung bezahlet:	2245.—.

Prey scheint seine Forderungen auf zwei verschiedenen Rechnungen, die zeitlich ineinander greifen, vorgetragen zu haben. Denn am 29. Dez. des gleichen Jahres findet sich die Eintragung:

An Joh. Leonh. Prey: laut dessen Steinmetz Rechnung: 6601, darauf er empfangen 29. März . . . . . 1500.—
und nun den Rest dieser Rechnung mit . . . . . 5100.—
6600.—

Doppelnotierung derselben Summe erscheint als ausgeschlossen, da der obigen Aufrechnung die Einzeleintragungen an den betr. Daten genau entsprechen.

Ferner erhielt Prey für Steinmetzarbeit:

			M.
1746	27. Aug.	. . . . .	3400.—
1747	21. Febr.	auf Abschlag seiner unter Händen habenden Arbeit	1000.—
	23. Juni	. . . . .	1000.—
	12. Aug.	. . . . .	1000.—
	14. Nov.	Steinmetzarbeit an den Gräbern	1000.—
1748	22. Jan.	. . . . .	1000.—
	25. Mai	. . . . .	2669.11
1749	18. Febr.	. . . . .	900.—

Am 15. Mai 1751 erhält Prey für Steinmetzarbeiten, die jedoch nicht mehr zum Kirchenbau zu gehören scheinen, nochmals 1167 M. 6 Schg. Die 1188 M. 12 Schg., die Prey am 30. Juli 1746 erhält, scheinen sich nicht auf Steinmetzarbeiten zu beziehen. Denn am 27. Aug. findet sich: An Prey, für Steinmetzarbeiten, M. 3400.—. Im Monat August 1746 wurde von Prey aber nur eine einzige Fuhre „Gehauene Steine“ abgeholt.

[1]) Wie alle Wertangaben nach altem Gelde. Hamburgische Währung: 1 M. Curt. = 16 Schg. = 16 mal 12 Pfg. 1871 stellte man die Wertgleichung auf: 2,5 M. Curt. = 3 M. Reichswährung.

erkennen, daß die Bauherren mit Preys Tätigkeit wohl zufrieden waren und seine besonderen Dienstleistungen willig belohnten. So finden wir 1744 im Hauptbuch die Bemerkung: „An den Baumeister Prey für dessen vielfältige Mühe, Taxation des verkaufften Holtzes und Verzeichnung sowohl als Hämmerung der zur Scheidung (Bauzaun?) dienenden 218 Bäume usw. M. 150.“

1744, 31. Oktober, bei Aufsteckung des Kranzes erhielt Prey 10 Dukaten (72 M. 8 Sch.).[1])

1746, am 8. November, beim Turmkranzfest erhielt er einen Portugaleser im Werte von 69 M. Bco.

Bei der Einweihung am 26. Oktober 1747 schenkte man ihm aus Anlaß des Festes 100 Spec. Dukaten im Werte von 721 M. 14 Sch. Die veranstaltete Mahlzeit wurde ihm vergütet mit 505 M. 12 Sch. Ferner überreichte man an Preys „Ehe Liebste für ihre verschiedene und wegen der heutigen Tractamente gehabte Bemühung“ 1 Portugaleser im Werte von 75 M. An Preys Gesinde als Trinkgeld: 8 M.

Aus dem Jahre 1750 findet sich eine Notiz: „Prey erhält für Reparaturen an den Prediger Häusern und auf der Hofmeisterei M 1610.“

Einen gewissen Verdienst hatte Prey vielleicht auch an den durch ihn vermittelten Materiallieferungen, die er aus eigener Tasche vorschußweise bezahlte. So finden sich wiederholt schwedische Fliesen notiert, für die er Bezahlung empfängt. Eine ähnliche Eintragung, vom 30. Oktober 1745 lautet: „An Joh. Leonh. Prey für erkauffte und bezahlte Bohlen und Diehlen, wie auch Modellen nebst andere Unkosten lt. dessen Rechnung: 1262 M. 5 Sch.“

* * *

Schon ein oberflächlicher Vergleich der St. Georger Dreifaltigkeitskirche mit der in Altona überzeugt davon, daß Prey bei der Anlage seines Grundrisses den im Jahre zuvor von Cai[2]) Dose aufgestellten Altonaer Bauplan gut kannte.[3])

Die Grundrissidee ist bei beiden Kirchen völlig die gleiche. Die etwas verschiedene Art der Turmeingliederung erklärt sich

[1]) Die Bewirtung der Gäste wurde ihm mit 88 M. besonders vergütet. „Das Mädgen auf der Fleute“ erhielt 8 M.

[2]) Dose hieß Cai, nicht Gerd, wie gelegentlich angegeben wird.

[3]) Grundrisse in: Hamburg u. seine Bauten, Hbg. 1890, 78 u. 83.

aus dem Umstande, daß bei der Altonaer Kirche der alte Turm[1]) wieder verwandt werden mußte; so wurde beim St. Georger Bau ein innigerer Zusammenschluß von Schiff und Turm erreicht.

In ihren Verhältnissen unterscheiden sich die Grundrisse allerdings ganz wesentlich. Hier ist die St. Georger Lösung der Altonaer weit überlegen; Doses Grundriß erscheint geradezu als rückständig, wenn man ihn mit dem protestantischen Kirchenbauwesen jener Zeit vergleicht. Er verrät in nichts die Bekanntschaft mit den damals allgemein lebendigen, schon 1712 von Sturm so scharf formulierten Anforderungen an einen protestantischen Grundriß. Daß Dose überhaupt die Kreuzform wählte, soll dafür nicht als Beleg dienen. Trotz Sturms Bemerkung, der Kreuzgrundriß sei der allerschlechteste, läßt sich feststellen, daß das richtig gezeichnete griechische Kreuz große Vorteile bietet, — doch diese Erkenntnis spricht sich in Doses Grundriß nicht aus. Wenn die Altonaer Kirche neben den unzähligen nahezu unbrauchbaren Schöpfungen des 19. Jahrhunderts als guter protestantischer Bau erscheint, so liegt das an der damals geläufigen, überaus günstigen Konstruktionsmethode, am Aufriß; neben dem zeitgenössischen Vergleichsmaterial erweist sich der Grundriß der Altonaer Kirche als durchaus unentwickelt.

Für die gewählte absolute Axenlänge sind die Kreuzflügel zu schmal; der tiefe, nur dreiteilig geschlossene Chor verstärkt diesen Fehler. Die weite Ausladung der Querflügel hätte bei folgerichtiger Durchbildung einer querhausähnlichen Anlage zu einer guten Lösung führen können; dazu aber steht der Altar viel zu weit zurück. Daß eine solche Anlage übrigens nicht entfernt beabsichtigt war, beweist die Länge des Vorderflügels.

In der Benutzung dieses Musters durch Prey zeigt sich deutlich, daß Prey als Architekt unsicher war, — was sich aus der mangelnden Fachschulung leicht begreifen läßt —, daß er aber die vorliegende Raumaufgabe, die Doses Grundriß wenig berücksichtigt, lebhaft empfand und bemüht war, dieser empfundenen Forderung gerecht zu werden.

Das Axverhältnis ist bei beiden Kirchen genau gleich, wenn man die Längsaxe von der hinteren Turmkante bis an die Verbindungslinie der ersten Chorknickung mißt. Die Übereinstimmung

[1]) Erbaut 1688—1694 von Jakob Bläser, Zimmermeister in Altona, s. Denkschrift zur Erinnerung an die erste Saecularfeier der Dreifaltigkeitskirche zu Altona, Altona 1843, und: Kurze Beschreibung der an der Elbe belegenen Stadt Altona, Hbg. 1862.

der absoluten Maße kommt dabei zunächst nicht in Betracht. Die ganze Altonaer Längsaxe, einschließlich Turm und Chor, von Außenkante zu Außenkante, ist in St. Georg gleich Chor Außenkante bis Kirchenfront Außenkante. Der Chor hat in beiden Bauten, von der ersten Knickung ab gemessen, gleiche Tiefe; die Chormauer ist in St. Georg fünfteilig, wodurch der Raumschluß fließender und der Raum selbst freier wird als bei der mehr schlauchartigen Altonaer Anlage.

Die Flügelbreite ist bei beiden Kirchen in Quer- und Langhaus gleich; die St. Georger verhält sich zur Altonaer wie 18 : 13,5. Dadurch wird der Raumeindruck gänzlich verändert und, im Hin-

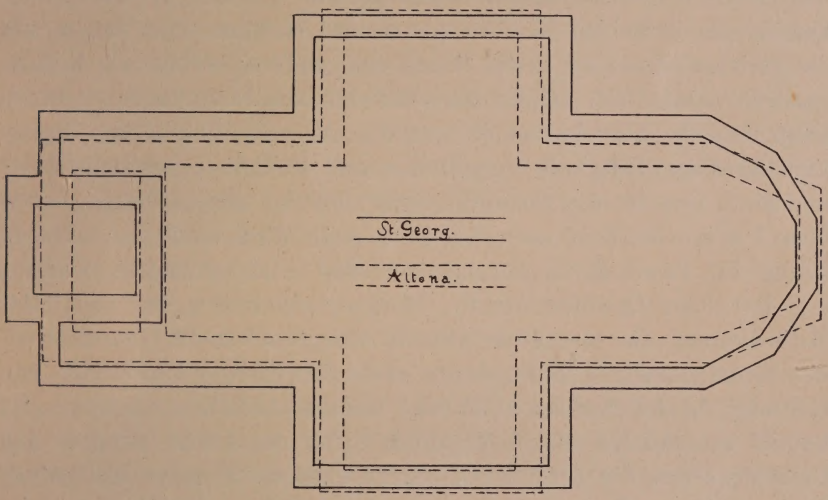


Abb. 6. **Die Grundrisse der Trinitätskirchen in St. Georg und Altona.**

blick auf die Erfordernisse des protestantischen Gottesdienstes sowie nach dem ästhetischen Gefühl geurteilt, in St. Georg günstiger. Es entsteht eine erheblich größere Vierungsfläche und an diese schließen sich die Nebenflügel freier, offener, einheitlicher an, als bei der Durchdringung der engeren Häuser. Um dies Verhältnis richtig beurteilen zu können, muß man allerdings die St. Georger Kirche bei künstlicher Erleuchtung sehen. Die Fehler der Aufrißgestaltung, die wesentlich nur bei Tage empfindlich sind, vernichten die Raumgröße vollständig. Übrigens verkümmert auch der übergroße und — abweichend von Preys erstem Plane — zu weit vorstehende Kanzelaltar in etwas die an sich mögliche Raumwirkung.

Wenn Sturm die Kreuzkirchen als schlechthin verwerflich be-

zeichnet, so geht er dabei von der allerdings denkbar ungünstigsten Form der Schweriner Schelfkirche aus, bei der schmale Flügel lang hinaus gezogen sind. Weit günstiger stellt sich dies Verhältnis in Altona. Bewußte Neigung zur Zentralisierung zeigt sich in St. Georg. Die Entwicklung dieser Typenreihe zu einer schlechthin idealen Lösung gibt dann die Michaeliskirche. —

Der quadratische Turm ist in St. Georg soweit in die Kirchenfront hineingeschoben, bis die Strecke: Kirchenfrontflucht bis hintere Turmmauer Hinterkante gleich der ganzen Altonaer Turmtiefe, und folglich der Rest beider Längsaxen ebenfalls gleich wird. So genau war es Prey darum zu tun, die innere Axenlänge und damit das Verhältnis beider Raumaxen beizubehalten. Da nun die Länge des Querhauses in beiden Kirchen gleich ist, so kann man sagen, um die gleichen Axen sei in St. Georg eine andere, verbesserte Kontur gezogen. Daß Prey seinem Entwurf den von Dose zugrunde legte, kann danach kaum bezweifelt werden. Andrerseits muß man Preys künstlerischer Tätigkeit Verständnis und Fähigkeit durchaus zuerkennen. Das in der Sonninliteratur übliche absprechende Urteil über Prey, von dem noch die Rede sein wird, muß zunächst in Bezug auf Preys Befähigung entschieden zurückgewiesen werden.

Die hohe Qualität des St. Georger Grundrisses, die zweifellos Mitbedingung für die gute Akustik des Raumes ist,[1]) kommt in der Raumwirkung allerdings nur unter besonderen Umständen zur Geltung, da der Aufbau nicht viel weniger als alles versieht. So kommt es, daß bei einem Vergleich nicht der Pläne, sondern der Gebäude selbst die Altonaer Kirche der St. Georger so weit überlegen scheint. Erst das neuerdings, im Sommer 1906, geschickt angelegte elektrische Licht[2]) ermöglicht es, die Raumschönheit fast restlos zu genießen.

Die Einsicht und Gestaltungskraft, die Prey bei der Festsetzung des Grundrisses bewiesen hatte, reichte offenbar für die Durchführung des Baues im Aufriß nicht mehr aus. Dies erklärt sich hinlänglich aus der Unsicherheit Preys in Bezug auf die technische Ausführung.

Was beim Betreten des Innern den Genuß des Raumbildes sofort empfindlich beeinträchtigt, und nur schwer überwunden wird, ist der unbehagliche Eindruck der viel zu niedrigen Fenster. Diese Wirkung ist umso peinlicher, als schlechterdings kein Grund ein-

[1]) S. Kirchl. Anz. f. St. Georg, I, 24.

[2]) Ausgeführt von der Firma Dieterichs & Löffelhardt. Hamburger Fremdenblatt, 9. Sept. 1906.

zusehen ist, weshalb sie nicht höher hinaufgeführt sind. Über ihnen befindet sich eine kahle hohe Obermauer, deren Wirkung geradezu erdrückend genannt werden muß. Auch bei der Betrachtung von außen ergibt sich kein Grund für diese Höhenbeschränkung. Über den Fenstern liegt ein umlaufender Verputzstreifen; über diesem, bis zum Gesims, wieder unverputzte Ziegelfläche. Die Bedeutung dieses Putzstreifens ist zunächst unerfindlich; man hätte ihn fortlassen oder mindestens für die Fenster durchbrechen können, die dann gut 40 bis 50 cm an Höhe gewinnen würden, ohne daß diese Veränderung die künstlerische Wirkung der Massenverteilung im Äußern irgend beeinträchtigt hätte. Erst wenn man diesen Putzstreifen bis zum Turm verfolgt, erkennt man seine eigentliche Bedeutung: für die schmale Strecke der Turmfront motiviert er sich nämlich als — zweiteiliger Architrav. Der Ziegelstreifen darüber, am Turm ebenfalls verputzt, stellt einen Fries vor, der mit Kranzgesims und Architrav zusammen nun ein vermeintlich einwandfreies Gebälk abgibt. — Solche Beobachtungen veranschaulichen das unentwirrbare Gewebe der europäischen Kunstentwicklung: die letzte Ursache jener unverständigen Anordnung an der St. Georger Kirche steckt in Vitruvs decem libri, — und alle die Scamozzi, Vignola, Blondel, Sturm und wie sie heißen, sind mit ihren anspruchsvollen Erörterungen über die regelrechte Säulenordnung mit daran schuld, daß die St. Georger Kirche diese unnötige Beeinträchtigung ihrer Raumschönheit erfahren mußte. Solche weitherwirkende Mitarbeit läßt sich an Irrtümern und Fehlern weit eher entdecken, als an Schönheiten und Vollkommenheiten eines Kunstwerkes; sie ist an diesen nicht weniger beteiligt.

Eine weitere Beeinträchtigung des Raumeindruckes der St. Georger Kirche veranlassen die Emporen und eingebauten Betstübchen. Zumal diese, die lediglich aus dem praktischen, heutzutage anders und besser erfüllten Bedürfnis der Heizmöglichkeit heraus entstanden sind, verursachen beim Raumgenuß empfindliche Störungen. Durch die edle Schönheit ihrer Tischlerarbeit und Holzschnitzerei vermögen sie jedoch ihr Dasein vollauf zu rechtfertigen. — Für die Emporen kannte oder ersann Prey das überaus günstige, wenn auch in der Ausführung hier noch unschöne System der eisernen Vertikalträger.[1]) — Die fast in allen protestantischen Kirchbauten spürbare Schwierigkeit, die Fenster mit den Emporen räumlich in Einklang zu bringen, überwand Prey nicht: die Fenster werden durch die Emporen der-

[1]) Von den Emporenstützen handelt H. St.-A. VIII, A. 3 Baumaterialcontobuch z. n. Kb., St. Georg:

art verbaut, daß man die völlige Ratlosigkeit des Architekten dieser Schwierigkeit gegenüber deutlich herausfühlt.

Zu den Raumfehlern des Aufbaues gehört auch, daß der Kanzelaltar, an sich stattlich und zu allen Zeiten mit Recht bewundert, für die kleine Kirche viel zu massig ist und infolgedessen den künstlerisch unbefriedigenden Eindruck des Hineingestelltseins macht.

Was sonst an Mängeln des Aufbaues zu erwähnen ist, betrifft Fehler der technischen Ausführung, die auf größte Unsicherheit Preys in solchen Dingen schließen lassen. Die zahllosen, jederzeit von neuem erforderlichen Reparaturen, deren Anzeichen sich in der heutigen Erscheinung des Baues deutlich genug zu erkennen geben, zeugen davon.

Am gefährlichsten erscheint wohl die merkwürdige, an mittelalterlichen Backsteinbauten gelegentlich beobachtete Art der Aufmauerung.[1]) Anstatt nämlich in Absätzen hochzumauern, ließ man die Wände sich innen nach oben zu verjüngen, während sie außen in lotrechter Fläche aufgeführt wurden. Durch den Druck der Balkenlage erfolgte notwendigerweise ein starkes Ausweichen der Mauerpfeiler nach außen, zumal das Mansartdach der Muldendecke wegen auf den Querverband in Traufhöhe verzichten mußte. Diese Ausbiegung der Mauerpfeiler erfolgte namentlich am Chor mit so prompter Regelmäßigkeit, daß man zunächst versucht ist, die überraschende aber wohlgeschwungene Kurve für beabsichtigt zu halten.

Seltsam und auf die Dauer ganz unbrauchbar war auch die Ausführung der im flachen Segment gezeichneten Fensterstürze. Man hatte auf Ziegelschlußsteine verzichtet; statt nun die Zementfugen, die von selbst Keilform annehmen, bogenschließend wirken zu lassen, — was bei gutem Mörtelmaterial geschehen kann und geschieht, — suchte man die Bogenform durch eine große Zahl eingefügter Eisenkeile zu erzwingen. Diesem Verfahren kam von vornherein nur eine geringe, für längere Zeit überhaupt keine statische Qualität zu. Mitten über den so hergestellten Fensterbogen wurden verschiedentlich Dachbinder angeordnet; dies dürfte eine kundige Bauführung auch den solidesten Fensterbogen nicht zumuten.

1746, Hinrich Baden, Credit
6. Apr. 2187 Pfd. 4 Eiserne Pfeiler mit Platten 1093. 8.
Johann Hermann Iben, Credit
12. Juli. 4 Neue 8eckige Pfeiler mit 4 breite ausgeschweifte Platen 2262 Pf.
9. Dez. 1936 Pf. 2 neue 8eckige Feiler mit 2 Breite ausgeschweifte platen und 6 vorschührte Schnirckel und Lauber.

[1]) Z. B. am Bardowieker Dom.

Kleinlich-vorsichtige Häufung eiserner Verankerungen bedeutet eher Gefahr als Sicherung für ein Bauwerk, wenn nicht auf Verzinkung und Einbettung die größte Sorgfalt verwendet wird. Die Reparatur von 1905 mußte an der St. Georger Kirche eine ganze Anzahl schädlicher Anker hinter den Werkstücken der Portale abhauen, bevor die Ersatzwerkstücke angebracht wurden, da die Anker durch ihr Verrosten den Sandstein dauernd stark angriffen. Wie sehr später Sonnin in diesen technischen Dingen seinem Mitarbeiter überlegen war, bewies er gerade in der Frage der Verankerung: er lehnte es ab, den Holzkörper des Michaelisturmes mit dem Mauerwerk zu verankern, weil selbst ein Sturm von 100 Fuß in der Sekunde nicht vermögend sei, den hölzernen Turm herunter zu werfen.[1])

Schwierig ist die Frage nach dem Urheber der Zimmerkonstruktion des Dachstuhles, der Deckenverschalung und des Turmes. Faulwasser, der als Sachverständiger die Konstruktion ausgezeichnet und bewunderungswürdig nennt,[2]) nimmt an, daß der Zimmerpolier Christoph Vogeler aus Arnstadt in Thüringen der Meister des St. Georger Dachstuhles sei. Daß Prey von der Zimmerkonstruktion viel verstanden habe, ist zunächst schon deshalb unwahrscheinlich, weil er von der Bildhauerei, nicht etwa von der Tischlerei herkam. Doch ist zu beachten, daß Prey sich an den Bemühungen, für die Michaeliskirche einen Dachstuhl zu gewinnen, später mit selbständigen Entwürfen beteiligte,[3]) die von den damaligen Beurteilern denen Sonnins weit vorgezogen wurden. Auch wäre es erstaunlich, wenn ein Turm wie der St. Georger von einem Manne entworfen wäre, der vom Holzverbande garnichts verstände.

Aus gewissen Angaben scheint hervorzugehen, daß der Dachstuhl auf dem Zimmerplatze von Johann Kock auf dem Borgesch abgebunden wurde.[4]) Einzelne Gebälkteile lieferten Jochen Preiser und Claes Griem.[5])

Preiser und Griem werden an anderen Stellen überhaupt nicht erwähnt.

Johann Kock, der merkwürdigerweise als „Schnittger" bezeichnet wird,[6]) als solcher jedoch keinesweges tätig ist, wird von Anfang

[1]) Reinke, Sonnins Leben.

[2]) Kirchl. Anz. f. St. Georg, II, 44. — Faulwasser ist der Verfasser des Abschnittes über Zimmerkonstruktionen im Handbuch des Architekten I.

[3]) Faulwasser, MK., 1901, 65.

[4]) H. St.-A. Baumaterialkonto St. Georg, pag. 57.

[5]) Ibid. pagg. 19. 20. 33 ff. [6]) Ibid. pag. 8.

an am Bau mit gewöhnlichster Zimmermanns- und Tischlerarbeit beschäftigt. Er liefert Kalkhacken, repariert die Handrammen, macht eine Sandkiste, macht eine Tür zum „Contor“ (Baubude), usw.[1]) Er arbeitet sehr viel für die Kirche, zeitweilig mit 19 Gesellen.[2]) Man hat ihn danach als Anfertiger der Rüstungen und ähnlicher grober Zimmerarbeiten zu denken.

Die „Zimmer Leiten Rolle“[3]) nennt als am Bau beschäftigte Zimmermeister ferner Hieronymus Peter Reders und Johann Heinrich Krieg, der wohl mit dem sonst erwähnten, stets verschieden buchstabierten Kryck identisch ist. Ihre Tätigkeit scheint sich auf rein handwerkliche Dinge erstreckt zu haben. Jedenfalls findet sich kein Anhalt, etwas anderes anzunehmen. Die letzte auf Krieg bezügliche Eintragung geschieht am 28. Oktober 1747; Reders arbeitete noch bis 1751. In den Rollen dieser beiden Meister werden nicht weniger als drei verschiedene Vogeler aufgeführt.

Nikolas Vogeler, Zimmergesell bei Krieg, steht zuletzt in der Rolle vom 18. Januar bis 27. Februar 1745; sein letzter Arbeitstag ist der 30. Januar.

Adam Vogeler tritt als Gesell bei Reders zuerst vom 13. Juli 1750 ab auf.

Johann Cristoph Vogeler, der unter Meister Reders als Polier arbeitet, wird zum letzten Male aufgeführt in dessen Rolle vom 18. Mai bis 20. Juni 1744; sein letzter Arbeitstag ist der 23. Mai. Dieser Umstand ist auffällig genug; denn daß Christoph Vogeler noch bis zur Vollendung des Turmes am Bau mitarbeitete, ergibt sich aus den Protokollerwähnungen. Der Ausdruck „durch den zu diesem Bau bestellten Zimmerpallier“, der im Titel seiner gedruckten Kranzrede vom 8. November 1746 vorkommt,[4]) und sein frühes Ausscheiden aus der Rolle könnte vielleicht so gedeutet werden, daß er nach dem 23. Mai 1744 trotz der Bezeichnung Polier in mehr selbständiger Stellung, etwa als Konstrukteur des nun in Arbeit zu nehmenden Dachstuhls, später des Turmes, beschäftigt worden sei. Doch ist gerade bei Vogeler, der später einen ziemlich fragwürdigen Lohnanspruch in langwierigem Prozesse[5]) vertrat, sehr unwahrscheinlich, daß eine solche Wirksamkeit

[1]) Ibid. pag. 30, Konto von Juli bis Sept. 1743, s. auch pagg. 45 ff.
[2]) Ibid. pag. 8.
[3]) H. St.-A.
[4]) S. S. 46 Anm. 1.
[5]) Faulwasser, MK., 1901, 71, Anm.

Abb. 7.

Die Dreifaltigkeitskirche in Hamburg—St. Georg.

völlig unerwähnt geblieben wäre: weder die Protokolle, noch die Rechnungsbücher geben für eine derartige Arbeit Vogelers irgend einen Anhalt. Bei der im Bauprotokoll ausführlich geschilderten Festlichkeit wird er durchaus nur als Polier behandelt: er erhält außer dem herkömmlichen neuen Kleide aus feinem Tuch ein Geschenk von zwei Dukaten, vier Spec. Talern, — genau soviel, wie für den ersten Gesellen des Bleideckermeisters in den Kranz gehängt wurde.

Wenn Prey von Kock verschiedentlich Lieferungen von Schnittholz „zum Modell" fuhrenweise erhält, so kann es sich dabei, wie aus dem Datum dieser Fuhren, am 4. Dezember und am 29. Dezember 1744, hervorgeht, nicht mehr um ein Dachmodell gehandelt haben, da das Dach schon am 31. Oktober fertig gerichtet war. Mit ziemlicher Sicherheit ist anzunehmen, daß Prey dies Holz zu den beiden Kanzelmodellen verwandte, die er am 6. Februar 1745 vorlegte.[1])

Die Frage nach dem Urheber der Zimmerkonstruktion der St. Georger Kirche läßt sich vorderhand nicht beantworten.

* * *

Im urkundlichen Material über den Bau der St. Georger Kirche findet sich eine Reihe von Zeugnissen für die persönliche Bedeutung Preys und für die hohe Schätzung, in der er bei den Männern stand, für die und mit denen er arbeitete.

Beachtenswert ist, wie seine Stellung und Befugnis in den Ländereien des Spitals an Einfluß wächst: entsprechend dem steigenden Vertrauen, das die Patrone ihm zuzuwenden sich veranlaßt sahen.

Eine Eintragung des Spitalprotokolles vom 11. und 12. September 1743[2]) lautet: „Haben wir die Gräntzen der Hospitals-Ländereien vermittelst angestellter Kloppjagd bezogen", jedoch nur einen Hasen erlegt. „Da auch bei dieser Gelegenheit der Baumeister Prey zu Auszeichnung einiger für die neue Kirche benöthigter Eichbäume hinausberuffen war, so sind des Behufs in unserer Gegenwart angehämmert": 50 Stück in Langenhorn und 50 Stück in der Berne. Im Dezember, zur Fällung der angehämmerten Stämme, war Prey wieder draußen; zur sachlichen Beaufsichtigung war ihm der Kirchenknecht von Jakobi, Hagemann,

[1]) H. St.-A. Bauprot. pag. 56.
[2]) H. St.-A. Spitalprot. pag. 9.

„welcher von dem Holtzwesen eine gute Wissenschafft hat", beigegeben. Im Juli 1744 sucht Prey wieder in Langenhorn Holz aus; diesmal allein. Ebenso im Januar 1745 in Langenhorn und in der Berne. Von einer solchen Tätigkeit Preys wird von da ab sehr häufig berichtet.[1]) Gelegentlich einmal ist er in der Begleitung eines der Bürgermeister draußen;[2]) gewöhnlich arbeitet er nach freiem Ermessen, schlägt Holz für den Turmbau oder zum Verkauf an, führt Flurvermessungen aus[3]) oder trifft gelegentlich eines Orkanschadens in den Beständen der Spitalländereien die erforderlichen Vorkehrungen, da die Patrone beschlossen hatten, „der direction und Vorsorge des Baumeisters Prey, nach der ihme darzu beiwohnenden hinlänglichen Wissenschafft auch seiner uns sattsam bekannten Treue und Dexteritaet, es völlig zu überlassen": am 3. Januar 1748 wird an den Vogt Heyn Gerhard Krohn in Langenhorn eine scharfe Verordnung ausgefertigt, in welcher Vogt und Bevölkerung von Langenhorn „bei willkührlich schwerer Strafe" gehalten sind, ihm dabei gehorsam und dienstbar zu sein.[4])

Überhaupt gewinnt Prey im Laufe der Zeit der Landbevölkerung gegenüber fast die Geltung eines Stellvertreters der Patrone. Er wird mit repräsentativem Auftreten betraut, verliest Mandate usw.[5]) Im Jahre 1747 besorgt er sogar einen neuen Pächter für die Berne und leitet das Taxationsverfahren beim Auszuge des vorigen.[6]) Daß er in der Wahl des Mannes sehr unglücklich ist, — dieser wird noch im gleichen Jahre wegen seiner „äußersten Trägheit und niederträchtigen Conduite" entlassen, — wird ihm von den Patronen so wenig zum Vorwurfe gemacht, daß sie vielmehr von der Einsetzung eines neuen Pächters absehen, „zumalen ohnehin dem Baumeister Prey die Direction des Landwesens und der dortigen Haushaltung anvertrauet bleibt".

Neben gelegentlichen kleinen Bauarbeiten, die Prey für das Spital ausführte,[7]) hatte er auf der Berne, dem oft erwähnten Landgut, ein bequemes Lust- oder Herrenhaus, „wie dergleichen in vorigen Zeiten jedesmahl allda gewesen", zu errichten. Er entwarf ein solches Lusthaus über einer Grundfläche von 5,74 . 14,92 qm

[1]) Sept. 1745. ibid. pag. 39. — 18. März 1746. — Febr. 1747.
[2]) 29. Juli 1745.
[3]) 5. Aug. 1745, ibid. pag. 36.
[4]) Ibid. pag. 61.
[5]) Pag. 62 u. pag. 65.
[6]) Ibid. pagg. 70ff.
[7]) Z. B. den Pferdestall des Pastor Hoeck zu verlegen, 1746.

und legte den Riß am 28. August 1747 vor. „Solcher ward genehmigt, und ihme den Bau fördersamst zu bewerckstelligen aufgetragen, seinde des behufs zwey draußen ohnweit des Hauses stehende alte große Pollsohrige[1]) Eichen darzu angewiesen, die Steine, Kalck und Feuerholtz aber von den Materialien der neuen Kirche, zumalen diese aus dem verkaufften Berner Holtze einen erklecklichen Zuschus genossen hat, dazu zu nehmen beliebt, als welche hiernechst von den Langenhörnern in Hofe die ersten dahin werden angefahren werden.“ [2])

Am 20. September „ist zu dem beliebten neuen Herren-Hause auf der Berne durch den Baumeister Prey in unserem Nahmen, weil wir selbst nicht zugegen seyn könten, der Grundstein geleget worden, und am 11. Oktober ist das Herrn Haus in der Berne gerichtet und mit üblicher Solennitet der Crantz auf selbiges gestecket worden, wobei es sich gefüget hat, daß des Herrn Pastors Hoecke Wohl Ehrwürden, da Sie bey vorgewalteter angenehmer Witterung eben eine Lustfahrt dahin vorgenommen gehabt, solchem actui mit beygewohnet haben“.

Man darf annehmen, daß das Haus vor Beginn des Winters fertiggestellt wurde. Wie es scheint, war es ein sehr leichter, nur auf kurze Zeit errichteter Bau, — wie dergleichen früher „jedesmal“ dagewesen. Schon im Mai 1748 hatte Prey das Haus mit den Materialien der abgebrochenen Kirche zu reparieren.

Sonstige Nachrichten über diesen Bau habe ich nicht auffinden können. —

1748 lieferte Prey auf Verlangen Risse und Vorschläge, wie der St. Georger Deich auszubauen sei, sowie für die Anlage des neuen Kirchhofes.[3])

Etwa zur gleichen Zeit wurde an Stelle des Hofmeisters, „dessen besonderes Betragen und andere höchst bedencklich vorwaltende Umstände, welche, um seiner zu schonen, stillschweigend übergehe, in keine wege gestatten wollen, demselben solche zu übertragen“, Prey mit der Verwaltung der neuen Kirche betraut, wobei auch

[1]) Pollsorig, pollsor; — Fritz Reuter schlägt die hochdeutsche Form „pollsauer“ vor, (Eine Heiratsgeschichte; über den ersten Abdruck s.: Werke VI, 188, Anm. Volksausg. in 7 Bdn. 1878, Hinstorffsche Hofbuchh. Wismar, Rostock u. Ludwigslust) heißt: wipfeldürr.

[2]) H. St.-A. Spitalprot. pag. 78. „In Hofe“ = „im Hofdienst, Frohndienst, Herrendienst“, zu dem die Landbevölkerung dem Spital verpflichtet war.

[3]) H. St.-A. Bauprot. St. Georg, pag. 102.

„über die Bediente dem Baumeister Prey, als welcher nach der ihme beywohnenden Geschicklichkeit bey selbigen sich nicht allein eine hinlängliche Liebe und Furcht erworben, sondern auch uns in verschiedenen ihme des Hospitals aufgetragenen wichtigsten Angelegenheiten von seinem treuredlichen Eifer genugsam überzeuget hat, die Oberaufsicht anvertrauet ist".[1])

[1]) H. St.-A. VIII, C. 1. Kirchenprot. St. Georg von 1747—1806, pagg. 8 ff.

4.

Das St. Georger Baumaterialkontobuch[1]) berichtet, daß im Jahre 1744 außer dem sonst verwandten Boizenburger und Lüneburger auch Ostner Stein angefahren wurde. Da die Fuhrleute diesen, wie den Boizenburger, vom Meßberg abzuholen hatten, — wohin er ohne Zweifel zu Wasser, auf Ewern, geschafft worden war, — wird es sich bei jener Angabe um Steine aus Osten an der Oste (Unterelbe, von links) handeln. Möglich, daß die Ostener erst durch diese Lieferungen mit Prey bekannt wurden. Im Jahre 1745 beauftragten sie ihn mit der Erneuerung ihrer stark baufälligen Kirche.

Von der St. Georger Kirche ist die Peterskirche zu Osten, die gleichzeitig mit jener vollendet wurde, recht erheblich verschieden. Die Zuschreibung des Baues an Prey beruht auf der Grundsteininschrift, von der ein Abdruck aus dem Jahre 1762 vorliegt.[2]) Die Inschrift über dem Turmportale gibt die Dauer des Baues an: Ao. MDCCXLV. VI et VII templum hoc exstructum est.

Da Prey also gleichzeitig in Hamburg beschäftigt war, muß man annehmen, daß er die Hauptpläne lieferte, zuweilen auch einmal hinuntersegelte, um sich die Fortschritte des Baues anzusehen, sonst aber die Arbeiten den ortsansässigen Handwerkern überließ. Diese Annahme findet sich bei Betrachtung des Baues selbst bestätigt.

Osten hat, wenn ich recht berichtet bin, gegenwärtig nur etwa 800—900 Einwohner, macht aber einen überraschend stadtartig wohlgepflegten Eindruck. Das umliegende Land und der Ort selbst sind reich; so konnte das wohlbezahlte Handwerk eine sichere

[1]) H. St.-A. VIII, A. 3, pagg. 7 ff.

[2]) Joh. Hinr. Pratje, Die Herzogtümer Bremen und Verden, Bremen 1762, VI, 316. Die langatmige lateinische Inschrift des Pastor Dein sagt u. a.: „Architecto inclyto Hamburgensi Johanne Leonhardo Prey". Beginn der Abbruchsarbeiten der alten Kirche 9. 6. 1745. Grundsteinlegung an gleicher Stelle: 11. 5. 1746.

Überlieferung und treffliche Fähigkeit entwickeln. Fast jedes ältere Gebäude des Dorfes legt davon Zeugnis ab. Die Nähe von Stade und Ritzebüttel mag ebenfalls fördersam gewesen sein.

Die Fundamentanlage des Preyschen Bauwerkes wird als „stark und weitläufig“ bezeichnet.[1])

Der Grundriß des Gebäudes besteht aus einem Rechtecke, dem an der östlichen Schmalseite der dreiteilige Chor anhängt, an der westlichen der quadratische Turm vorgelegt ist. Da meines Wissens noch keine Aufnahme des Baues veröffentlicht ist, mögen hier die Ergebnisse einer oberflächlichen Messung mitgeteilt werden: Ganze Länge des Raumes: 32,05 m; ganze Breite des Raumes: 16,20 m; lichte Weiten, in den Fensternischen gemessen. Die Grundfläche entstand also dadurch, daß bei zwei aneinandergelegten gleichen Quadraten an der einen Schmalseite des so entstandenen Rechteckes die Ecken derart abgeschrägt wurden, daß die von der Quadratseite in der Mitte übrig bleibende Strecke den beiden Schrägen gleichkam. Die Höhe des Raumes, vom Fußboden bis zum Dachmuldenansatz, beträgt 8 m. Die Langwand verläuft innen auf 28,00 m gerade. Die Chorwände haben je 6,30 m. An den drei Schiffswänden liegt auf hölzernen Vertikalträgern eine 3,70 m breite Empore; sie ist über dem Eingang, Mitte Turmwand, etwas ausgebuchtet; über ihr befindet sich an der ganzen Breite der Turmwand die Orgel- und Sängerempore. Beide Emporen sind nur über die im Turm liegenden Treppen zugänglich. Noch vor der ersten Chorknickung wird die Empore stark zurückgezogen, alsdann mit geschlossenen Logen fünfseitig um den ganzen Chor, mit Ausnahme der Ostwand, herumgeführt; vor dieser mittleren Chormauer befindet sich der Kanzelaltar.

Den Raum überwölbt eine stuckierte Brettermulde. Unter der Empore, zurückgesetzt, liegen gleichfalls hölzerne Logeneinbauten, heizbare Betstübchen. An den beiden Langseiten, näher dem Chore, sind die Nordsüdeingänge angeordnet, deren Verbindungsgang zusammen mit der freien Hauptaxe des Raumes die Gliederung für die Gestühlsaufstellung abgibt.

Im Äußeren zeigt sich die Kirche als ein zwar stattliches, allein dem Auge höchst unerfreuliches Bauwerk. Die große Nüchternheit sowie das gänzliche Fehlen jeder angenehmen Proportion ließe den Bau als eine Fabrik oder sonst ein Nutzhaus erscheinen, wäre nicht der Turm, dessen Gestalt jedoch keineswegs für die Form-

[1]) Pratje, Bremen und Verden, VI, 280.

Abb. 8. **Die Peterskirche zu Osten a. d. Oste; Skizze.**

losigkeit der Kirche entschädigt. Der Bau ist in unverputztem Ziegelwerk aufgemauert; die geringen Sandsteinskulpturen an den Portalen sind kaum der Erwähnung wert. Die Gliederung der Mauerflächen besorgen glatte Lisenen, die am Turm paarweise auftreten. Die Segmentfenster sitzen in rechteckigen Mauervertiefungen.

Ein formloses, leichtverkröpftes Holzgesims trennt die Mauer von dem mächtigen schiefergedeckten Mansartdache, dessen plumpe Form das ohnehin geringe Ansehen des Baues noch mehr herabsetzt.

Der Turm, mit den schon erwähnten Doppellisenen an den Kanten schlicht aufgemauert, wird durch drei schwache, ausdruckslose Gurte in vier nichtabgesetzte Stockwerke geteilt, von denen das unterste den Hauptkircheneingang, das zweite ein Fenster, das dritte die Schallluke, endlich das höchste die Uhr enthält. Auf diesem quadratischen Mauerstumpfe sitzt platt und nur durch einen wirkungslosen Kranz vermittelt, ein einmal eingeschnürter, etwas kümmerlich gezeichneter Schieferhelm auf. Mit augenfälliger Gleichgültigkeit ist diese bescheidene Architektur behandelt; man vergleiche nur etwa die nachlässige Überschneidung von Seitenportal und Fenster mit dem geschmackvollen Aufbau des Oberlichtportales in St. Georg! Mit der aufgewandten Summe von etwa 100000 M. hätte man eine weit angenehmere Leistung zustande bringen können.[1]) So muß dem Architekten die Armseligkeit des Baues zur Last gelegt werden.

Günstiger stellt sich die Wirkung des Innern dar; doch ist das in erster Linie den ziemlich großen absoluten Maßen zu danken. Ob die Anlage bewußt in Gestalt eines doppelquadratischen Rechteckes mit zwei abgeschrägten Ecken gedacht ist, muß dahingestellt bleiben.[2]) Jedenfalls ist die Raumwirkung frei und groß; dies verdient umsomehr Beachtung, als wiederum die Fenster von den Emporen durchschnitten und fast ganz verdeckt werden. Wieder befindet sich über den Fenstern die kahle, hohe Obermauer, diesmal sogar ohne jenen Schatten einer Begründung, der sich am Äußeren der St. Georger Dreifaltigkeitskirche immerhin entdecken ließ. Der Kanzelaltaraufbau erinnert in seinen übereck gestellten Pilastern an das Turmportal von St. Georg. Die Schnitzereien an Logen, Gestühl und Betstübchen sind recht gut, zeigen auch einige Ähnlichkeit mit den entsprechenden Arbeiten in St. Georg; doch ist für sie wohl sicher ein einheimischer Meister anzunehmen. Die Stuckatur der Decke ist derber als die von St. Georg und gewiß nicht von den Martinis. Der eisernen Fensteraussprossung mag die ursprüngliche von St. Georg, die später durch die heutigen Steinsprossen ersetzt wurde, gleichgesehen haben.

---

[1]) Ibid. Von einer Verarbeitung der Akten des Kirchenarchivs mußte ich absehen, da Herr Pastor Brunkhorst, Osten, eine solche beabsichtigt.

[2]) Vgl. Goldmann-Sturms Vorliebe für schacht- oder doppelschachtförmige Anlagen, z. B. Goldmanns Vollst. Anw. 1708, 50, 51, 112 u. a.

Der Dachstuhl ist regelmäßig in anerkennenswerter Stärke ausgeführt, und wohl ebenfalls einem ortsansässigen Meister zuzuschreiben.

Wenn Pratje das Fundament als besonders „weitläufig“ bezeichnet, so wird man an die zu langen Fundamentbankette von St. Georg erinnert. Sonst scheint die Bauausführung hier weit besser zu sein als in St. Georg. Zwar ist das Mauerwerk allerorts in schweren Rissen auseinandergeborsten, die Ziegel selbst sind teilweise durch Verwitterung aus ihren stehengebliebenen Mörtelwaben

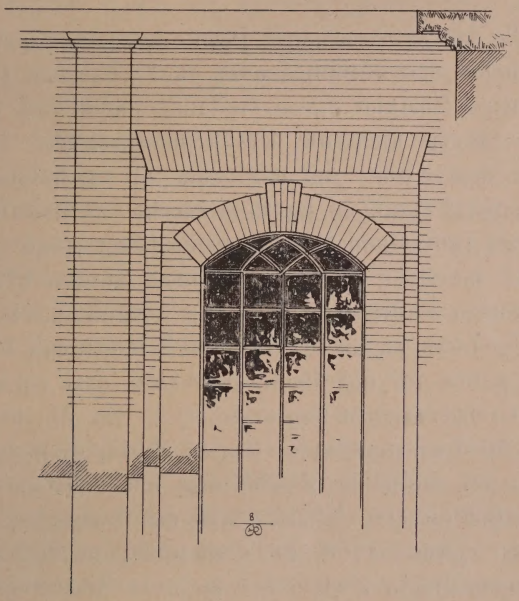


Abb. 9. **Kirche zu Osten; System der Fenster von außen.**

herausgefressen, die wenigen Werkstücke sind fast ganz von Wind und Wetter zernagt, die Stuckdecke hängt in bedrohlicher Verfassung, — aber die Ausführung sowohl der scheitelrechten Entlastungsbogen zwischen den Lisenen, wie der segmentförmigen Fensterstürze ist auffallend stark und gleichmäßig gut.

Überhaupt muß trotz der offensichtlichen Mängel des Bauwerkes seine Stattlichkeit anerkannt werden. Pratje mag wohl recht haben, wenn er diese Kirche die „regelmäßigste und wackerste im ganzen Lande“ nennt.

* * *

Im Jahre 1748 ließ die hamburgische Admiralität für 22000 Gulden in Amsterdam eine Yacht erbauen. Widow, der auch in

der Admiralität Sitz hatte, veranlaßte, daß die Lieferung der dabei erforderten Ornamententwürfe an Prey übertragen wurde.[1])

Das Fahrzeug hatte die Gestalt eines offenen Schwertewers mit Kuttertakelung und einer hochaufgebauten Heckkajüte, die beiderseits drei, am Spiegel zwei Fenster hatte. Die Umrahmung dieser Fenster mit hölzernem Schnitzwerk war Preys Aufgabe. Ein Stich von 1755, der die Yacht darstellt, läßt allerlei bewegte ornamentale und figürliche Rokoko-Zierrate erkennen.

* * *

Von 1750 bis 1754 erbaute Prey das Hauptpastorat von St. Katharinen nebst den anschließenden fünf kleineren Häusern.

Der heutige Zustand dieser Gebäude findet sich dargestellt in Faulwassers Werk über die Katharinenkirche.[2]) Der Preysche Entwurf, aus dem Archiv der Katharinenkirche herstammend, wird in verschiedenen Fassungen im Staatsarchiv aufbewahrt.[3])

Schon seit 1408 stand die Rückfront dieser Häuser, am Steckelhörnfleet, auf massiven Vorsetzen. Diese wurden 1749, nach Abbruch der ganzen Baureihe, vollständig ausgewechselt.

Preys Zeichnungen für den Neubau, fast alle mit voller Namensunterschrift, geben für das Pastoratgebäude drei verschiedene Entwürfe, eine Giebelvariante ungerechnet, — für die übrigen Häuser noch mehr. Merkwürdigerweise tragen gerade diejenigen Entwürfe, die sich von der endlichen Ausführung am meisten unterscheiden, und offensichtlich die erste Niederschrift des Baugedankens enthalten, den Vermerk: „Anno 1750, 22. September, in dem hochlöblichen Großen Kirchencollegio überreichet und von demselben approbieret. J. G. Poppe, p. t. Juratus.“ Auf den meisten späteren Blättern fehlt ein solcher Vermerk. Dieser Umstand ist wohl so zu erklären, daß man sich nach der ersten Probe im Grundgedanken mit Prey übereinwußte, und eine prinzipielle Zustimmung aussprach. Prey wurde dann beauftragt, die Sache weiter auszuarbeiten. So trägt eine spätere Zeichnung, die nur die fünf anderen Häuser behandelt, die Unterschrift: „Ao. 1751, 4. August, dem hochlöblichen Kirchen-

[1]) Vgl. Hamburger Nachrichten, Zweite Beilage zu No. 245, 18. Okt. 1900, und einen Stich mit der Aufschrift: „Celox primaria Admiralitatis Hamburgensis. Illustri et spectabili collegio praefectorum status et juris maritimi reipubl. Hamburg. David Johannes Martini a Drazowa Batavus summisse dedicat Anno 1755.“

[2]) J. Faulwasser, Katharinenkirche, Hbg. 1896, 133 f.

[3]) H. St.-A. In den Mappen D III a und D III b.

collegio überreichet und von demselben approbiert. Georg Behrmann, p. t. Juratus.“ „Vordere Faciate nach letzter Veränderung an Seiten des Kirchhoffs“ und „Riss aus der Erden nach der letzten Veränderung.“ Aber auch diese Zeichnung weicht in Einzelheiten noch von der wirklichen Ausführung ab.

Beim Hauptpastorat richtet sich die wiederholte Plangestaltung und Veränderung am meisten darauf, das Pastorat von den übrigen Häusern gänzlich abzutrennen und gleichzeitig mehr Raum zu gewinnen. Schon im zweiten Entwurfe — und ebenso im dritten, der in maßgeblicher Weise der Ausführung zugrunde gelegt wurde, — springt das Pastorat aus der Front der übrigen Gebäude beträchtlich vor und bringt so die angestrebte Unterscheidung auch äußerlich zur Erscheinung.

Im ersten Entwurfe steht das Pastorat mit den fünf andern Häusern am Kirchhof in einer Flucht. Die Mührenfassade läuft im spitzen Winkel dagegen und trägt in ihrer Mitte den Eingang. Das Haus ist vom anschließenden Nachbar nur durch gewöhnliche, noch dazu versetzte Mauern getrennt.

Im zweiten Entwurfe wird das Pastorat vom Nachbar durch eine starke, ungebrochen durchgehende Brandmauer getrennt. Die Front ist sieben Axen lang vor der übrigen Häuserreihe abgesetzt; der Eingang ist in die Mitte dieser Kirchhofsfront verlegt, damit das Pastorat nach der Kirche zu sich öffne. Das Haus trägt, wie die andern der Reihe, ein nach dem Kirchhofe und nach dem Fleet abgewalmtes einfaches Satteldach. Der Grundriß hat gegen den ersten Entwurf entschieden an Klarheit und rationeller Verteilung gewonnen, abgesehen davon, daß eine größere Bodenfläche zugrunde gelegt wurde.

Beim dritten Entwurfe fehlt leider der Grundriß des Erdgeschosses; doch gibt der erhaltene Zustand und das übrige Material genügend Aufschluß. Dieser letzte Entwurf unterscheidet sich vom zweiten nur durch eine Verschiebung der den Giebeln parallelen Trennungswände und der Haupttreppe. Die Änderung wurde dadurch veranlaßt, daß man den Winkel zwischen Mührenfront und Kirchhofsfront, der schon im zweiten Entwurf erweitert worden war, nun endlich zu 90 Grad ausrichtete.

Nach unserer Wohnauffassung ist der weite Vorraum, den dieser Entwurf auf Kosten der bewohnbaren Zimmer herstellt, kein Gewinn. Doch entsprach das den Wohnsitten der damaligen Zeit und den Zwecken des Pastorates. Auch die Treppenverschiebung scheint uns der Raumverzettelung wegen nicht günstig; sie wird

aus Symmetrierücksichten zu erklären sein; denn die so gewonnene Lösung bleibt in jedem Sinne unglücklich: der Schnitt in der Dachlängsrichtung, Blatt IX, zeigt die fehlerhafte Kollision zwischen Treppe und Fleetfenster unangenehm deutlich. Wie die Faulwassersche Zeichnung erkennen läßt, wurde dies Fleetfenster später zugesetzt, wahrscheinlich, als man statt der Fleetlauben zeitgemäße Aborte einbaute (um 1875). Auch die Anordnung des Vertikalträgers, der durch die Erweiterung der Grundfläche erforderlich wurde, ist ungeschickt: er steht in der Eingangsaxe; seine beiden Korbbogen wirken namentlich mit der oberen Treppenhälfte zusammen recht unschön. Hier wird die Grenze des Preyschen Kunstvermögens fühlbar.

Der Aufbau spricht mit Entschiedenheit den im Grunde gotischen Gedanken der in Hamburg damals üblichen Wohnhauskonstruktion aus: durchgehendes Mauerpfeilergerüst mit zurücktretend eingespannten Fensterflächen; die Öffnungen der Fenster sitzen unmittelbar unter dem Entlastungsbogen. Doch verschleiern die zwei starken, ununterbrochenen Gurte den Vertikalismus der Konstruktion. — Das Material ist Backstein, unverputzt, mit überaus eleganten und delikaten Rokokowerkstücken: am Giebel weit und weich geschwungene, mannigfaltig zusammengesetzte Voluten;[1]) an Gewänden, Sopraporten, Treppengeländern usw. reizvolles Muschelwerk. Das Portal ist mit seinem Oberfenster lose zusammenkomponiert.

In der reinen Strenge des ungebrochenen dreieckigen, niedrigen Zwerggiebels an der Kirchhofsfront wird der vordringende Klassizismus spürbar. Ein früherer Entwurf hatte auch hier, wie an der Mührenfront, Volutengiebel bis zur Firsthöhe vorgesehen.

Beachtenswert gegenüber den von St. Georg erhaltenen Zeichnungen ist die Sauberkeit und zeichnerische Eleganz dieser Blätter.

Das Haus Fischmarkt 11, Ecke Schopenstehl, hat mit den Preyschen Entwürfen zum Katharinenpastorat in der großen Erscheinung und in der Stimmung der Einzelglieder eine so schlagende Ähnlichkeit, daß sich die Vermutung, auch dies Haus möchte von Prey erbaut sein, nicht unterdrücken läßt.

Die Häuser am Katharinenkirchhofe Nrr. 27—31 bieten wenig bemerkenswertes. Die in den Preyschen Grundrissen vorgenommenen Änderungen gehen ebenfalls darauf aus, die einzelnen Wohnungen mit durchgehenden starken Mauern voneinander zu trennen. Im

[1]) Ob der an den Mühren geplante Giebel nicht zur Ausführung kam, oder später abgenommen wurde, weiß ich nicht; gegenwärtig zeigt sich an seiner Stelle nur der Hausquerschnitt.

übrigen erstrecken sich die jeweils angebrachten Verbesserungen hauptsächlich auf die Treppenanlagen. Die Türornamente entsprechen auch auf dem Blatte mit der „letzten Veränderung“ noch nicht dem heutigen Bestande. Material und Ausführung sind die gleichen wie beim Pastorat. Die undurchbrochene Zusammenfassung der fünf Häuser durch das Hauptgesims und zwei Gurte, von denen nur der untere durch die Portalumrahmung überschnitten wird, bringt bei der geringen Höhe der Häuser einen trocken-ärmlichen Eindruck hervor. — Die ersten Entwürfe sehen ein Satteldach vor; ausgeführt wurde nach Maßgabe der späteren ein Mansartdach, mit Lukarnen.

Die Bauausführung ist bei all diesen Häusern dauerhafter als bei der St. Georger Kirche; doch war auch hier im Jahre 1890 eine umständliche Fundamentunterfangung zur Erhaltung des Bauwerkes erforderlich.

* * *

Die Sonninliteratur pflegt sich allerlei geringschätziger Redewendungen zu bedienen, wenn sie Prey zu erwähnen hat. Der an sich begreifliche Gegensatz zwischen ihm und Sonnin bringt das mit sich. Schon Reinke macht sich solcher Herabsetzung Preys schuldig, wenn er schreibt, die Entwürfe zur Michaeliskirche seien lediglich Sonnins Werk gewesen. „Indessen hatte er, Sonnin, die nachgiebige Höflichkeit, solche Entwürfe von seinem Collegen Prey mit unterschreiben zu lassen, damit sie zur endgültigen Approbation gelangen könnten.“ Daß Prey unmittelbar oder durch sein in St. Georg geschaffenes Vorbild auf die Plangestaltung der Michaeliskirche einen bedeutenden Einfluß ausübte, wird jede genauere Betrachtung des Michaelisgrundrisses erkennen lassen.

Ein späterer Beurteiler der St. Georger Kirche[1]) leistet sich den Text: „Der Baumeister war ein Steinhauer, Johann Prey, welcher auch mit Sonnin gemeinschaftlich zum Erbauer der großen Michaeliskirche ernannt war und diesem großen Mann, nach Handwerksgebrauch, nicht wenig Hindernisse in den Weg legte und dabei das Ohr der Bauherrn hatte. Zum Glück starb er beizeiten, sodaß jener freie Hand hatte . . .“

In seinem Werke von 1886 schreibt Faulwasser den später unterdrückten irreführenden Satz: „Indessen scheint sein Charakter nicht ganz tadellos gewesen zu sein,“ erwähnt aber auch, daß er

[1]) J. H. Hübbe, Ansichten der Freien Hansestadt Hamburg. Frankf. a. M. 1824, I 110 f.

persönliche Feinde gehabt habe. Das archivalische Material läßt keinen Zweifel darüber, daß das übliche absprechende Urteil über Prey lediglich auf das böswillige Geschwätz dieser persönlichen Feinde, oder vielmehr auf die heftige Abneigung, die der Bauhof gegen Prey zu fassen und an den Tag zu legen alle Ursache hatte, zurückzuführen ist. Sonnin, der nach seiner ganzen Persönlichkeit von vornherein zu Prey in einen gewissen Gegensatz treten mußte, dankt seine große Popularität zu einem nicht geringen Teile dem Umstande, daß sein Gegenpart bei den amtlichen Bauleuten so wohl gehaßt war.

Wie es scheint, führte ein gewisser Künstlereigensinn Preys schon 1745 zu einer Auseinandersetzung mit dem Bauhofe. Das Bauhofsprotokoll notiert unter dem 27. März 1745:[1]) „Waren Baubürger auf dem Bauhofe zur Lohnung versammelt. Da Ihnen denn der Bauhof-Schreiber Monsr. Greve anzeigete, wie daß der Steinmetz Prey bey Ihm gewesen, und zu Ihm gesaget hätte, Wie er, nachdem Bau Bürger die Arbeit an der Bibliothec mit dem Steinhauer Grube verdungen hätten, die andere beym Bauhofe vorkommende Steinhauer Arbeit weiter zu behalten nicht verlange. Weil nun derselbe, wie der H. Schultz anzeigte, sich bey Bauung der Justice im verwichenen Jahre auch so verhalten, daß Baubürger mit demselben nicht gar zu friedlich seyn können, so waren wir der Meinung, daß es am besten seyn würde, die Steinhauer Arbeit ins künftige bemeldtem Grube aufzutragen, weil uns derselbe von Ihro Wolw. H. Corthum ohndem wäre recommendiret worden, wobey es denn vorerst geblieben."

Was damals, „bey Bauung der Justice", vorgefallen war, läßt sich nicht mehr erkennen. Das Bauhofsprotokoll vermerkt darüber nichts. Offenbar handelt es sich um einen Zwischenfall persönlicher Art bei der feierlichen Aufrichtung des Hochgerichtes im Neuen Werk, am 13. Oktober 1744, an der mit den anderen Gewerken auch die Steinmetzmeister der Stadt teilzunehmen hatten.[2])

Der Senat nahm weder an dem Verhalten Preys bei dieser Gelegenheit, noch an seiner Absage an den Bauhof irgendwelchen Anstoß. Vielmehr erteilte er trotz des Vorgefallenen dem Bauhofe im April 1747 den Auftrag: „die in Hamm und Horn zwischen No. 1 und dem letzten Heller befindlichen abgängigen und pollsohrigen Bäume nach Anweisung des J. L. Prey hämmern, dem-

[1]) H. St.-A. Cl. VIII, No. XVI, vol. 2, Lit. C, 1745—1750, pagg. 15 ff.
[2]) H. St.-A. Bauhofsprot. Lit. B, pagg. 560—570.

nächst fällen und zu des Bauhofs Nutzen gebrauchen zu lassen," dies aber hat „durch die vielen Geschäffte des J. L. Prey bey welchen auch verschiedene Anforderungen nicht helfen wollen, müssen ausgesetzet bleiben", wie der Bauhof nicht ohne Gehässigkeit protokolliert. Freilich mag ihm die Zumutung des Senates ziemlich empfindlich gewesen sein. Aber es sollte noch ganz anders kommen.

Schon im Jahre 1746 hatte der Bauhof ein Gutachten Preys über die Schadhaftigkeit des Steintorbrückenbaues zu protokollieren.[1]) Drei Jahre später sollte dieser Bauschaden alle Fachbeteiligten erheblich beunruhigen.

Die hauptsächliche und zeitweilig einzige Zufahrt von der Stadt nach der St. Georger Kirche führte durch das Steintor. Prey hatte also annähernd täglich Gelegenheit, die Schäden dieses Bauwerkes, an dem er von früher her besonderen Anteil nahm, mit Ärger wahrzunehmen. Infolge seiner ehemaligen Bauführung an dieser Stelle war er der berufenste Beurteiler der Sachlage, und so wird er nicht verfehlt haben, den Bürgermeister Poppe wiederholt auf den seit Jahren stadtkundigen Schaden aufmerksam zu machen. Poppe aber war ein energischer und zu raschem Handeln geneigter Mann; und so — — — doch darf ich den amtlichen Bericht des Bauhofes reden lassen.[2]) „Wir" sind im folgenden Texte die Baubürger, „ich" ist deren Präses, H. Schoettering. — Das Bauhofsprotokoll vermerkt:

1749, 14. Juli. „Es ist bekandt, daß einige Zeit hero das Mauerwerck unter der Steinthors Brücke worauf die Jochen stehen und absonderlich im abgewichenen Winter das Wasser an der Alster Seite sehr starck durchgedrungen, und vornehmlich an dreyen Ohrten außerordentlich, sodaß mann endlich einen gäntzlichen Durchbruch besorgen mußte. Die Fortification, welche die alten Dämme, so viele Jahre im Graben gelegen, ausskarren ließe und den Modder durch einen neuen Damm, der das Wasser an der Deichthors Seite abhalten mußte, schlagen lassen, machte an der Steinthors Unter-Mauer eine solche trucken, daß man zu Fuße hinangehen und den Schaden genau untersuchen könte. Unsere Mauer Meisters, Meister Fricker und den Beyer, sandte ich dahin, um es auch zu untersuchen und uns ihre Meinung mitzutheilen. Der Kalck war so mürbe wie Sand, und die Steine so loß, daß man mit der Hand einen nach den andern herauß nehmen könte. Nachgehends ist

[1]) H. St.-A. Bauhofsprot. Lit. C, pagg. 159 ff.
[2]) Ibid. pagg. 358 ff.

H. Peter Behrmann und H. Herrmann Amsinck mit mir dahin gegangen und haben allens genau besehen, und so befunden. Nechstfolgenden Raths Tag war H. Peter Behrmann mit mir auf dem Rath Hause zu unsern Bau Hoffs HH. und statteten von allen Bericht ab und riethen an: bey dieser schönen Witterung und Jahreszeit und da der Graben trocken, zu bewircken, daß uns doch baldigst möchte die reparation committiret werden. Hinterbrachte auch unserer Mauer Meisters Meinung und daß sie angerahten, mit einem Joche den Anfang zu machen. Die Hoch- u. WW. HH. versprachen bey E. Hochw. Raht es zu bewerckstelligen. Hierauf erhielten wir nachstehendes commissorium:

Extractus Protocolli Senatus Hamburg. Lunaed. 14. July 1749. Conclusum et commissum den Herren des Bau Hoffes den Schaden an der Steinthors Brücke in Augenschein zu nehmen, und sowohl wegen dessen Beschaffenheit, als der reparation ein schrifftliches videtur und Riß verfertigen zu lassen, auch beydes in Senatu zu produciren und davon zu referiren. J. Langermann, Lt. J. Anderson, Dr.

Den 16. detto abends ließe Ihro Hochw. H. Langermann, Lt. mir solches versiegelt zustellen. Folgenden Tages an der Börse gab ich meine HH. Collegen davon Käntniß.

Den 19. detto. Bey der Lohnung wurde resolviret: nechstfolgenden Dienstage mit einer Schuyte dahin zu fahren um den Schaden in Augenschein zu nehmen.

Den 22. detto. Morgens um 8 Uhr geschahe solches collegialiter. Wie denn dieses das dritte mal ist, daß ich mit H. Peter Behrmann und H. Hermann Amsinck solches gethan. Heute aber nahmen wir Zimmer und Mauermeister nebst Abr. Beyer mit uns. Wie ich aus dem Hause treten will, so kommt Beyer mir entgegen und berichtet: daß heute Frühe der Steinmetz Prey mit zwey von seinen Leuten daselbst schon posto gefasset und Possession genommen; welche in der Mitte der Brücke schon gruben und arbeiteten. Ich entstellete mich und eylete nach der Schuyte, um meine Herrn Collegen davon Nachricht zu geben. Die waren gleichfalls darüber sehr verwundert. Es wurde beliebet: demohngeachtet hinanzufahren. Wir trafen die Arbeits Leute in voller Arbeit an. Frageten: wer Ihnen das befohlen. Sie antworteten: Prey; der hatte ordre dazu gehabt von dem Herrn Syndico Klefecker vermöge Commissorium. Wir sahen einander an und könten nicht begreiffen, wie es möglich, daß Commissoria contra Commissorium könte abgegeben werden; als welches wol niemals geschehen. Wir frageten weiter: Wie weit sie graben sollten? Rp. in die drey mittelsten Joche und zwar solange, bis sie

den Schaden gefunden. Oben ohngefehr lag eineinhalb Fuß Leim mit Steingruß vermenget. Wie wir alles besehen hatten, fuhren wir hinauß nach St. Georg und besahen die Pfählewand; welche wir sehr schlecht befunden. Noch selben Abend ließe mich bey Ihro WW. dem H. Boetefeuer melden und berichtete nach verstatteter audientz: wie wir begegnet und beschimpfet worden, und wie wir mit der langen Nase abziehen müßten. Es wäre ja dadurch unser Commissorium entkräftet worden, mithin hätte es das Ansehen gewonnen, daß wir in der Stadt mehr als einen Bau-Hoff haben müßten. Es wäre nur Empfindlich, daß da wir allen Fleiß angewand und uns viele Mühe gegeben und gemeinet, damit recht Ehre einzulegen, und müssen nun das Gegentheil erfahren. Unser Vorsatz war gewesen, mit einem Joche zuerst den Anfang zu machen, damit mann desto sicherer auf die übrigen calculiren und angeben könte, wie hoch die gantze reparation antragen würde. Dazu nun solten wir unser videtur schrifftlich von uns geben; aber als dann könte Prey mit unserem Kalbe pflügen. Würden jedoch wissen uns retirée zu halten und zuvor absehen, was Prey als ein Steinmetz für Künste könte. Wenn er den Raths Mauer Meister Schultz als ein guter architect nicht zur Seite hätte, würde man sich von ihm, als der bekandlich kein wahrer architect ist, sich wenig nutzbahres versprechen können usw. Dieser Herr ward hierüber sehr entstellet und empfindlich und sagte Nicht ihr Baubürger, sondern wir Bau Hoffsherrn sind dadurch am meisten beschimpfet und graviret worden. Es wäre ja leyder so weit gekommen, daß was Prey thäte, das solte und müste absolutement gut seyn. Er hätte genug vor den Bau Hoff gestritten. Allein alles hätte nichts geholffen. Wollte also seinen Mund nicht weiter auf thun. Er könte mir aber im Vertrauen dieses noch sagen, daß des Syndici Klefeckers Commissorium soweit ginge: daß wenn Prey von denen geschicktsten Leuten vom Bau Hoffe einige benöthiget, er sich solche könnte aussuchen. Ich antwortete: auf die art standen wir ja unter die Vormundschafft von Prey. Ehe wir solches würden zugeben, so wolten wir lieber alle fünfe unser amt niederlegen. Ihre WW. riehten uns zur Geduld, und daß doch wenigstens unsere Amt Meistern dem Commissorio müssen ein genüge leisten und ihre Meinung schriftlich von sich geben. Wir mögten doch auch Ihro Hochw. H. Langermann, Lt. von diesem Procedere Nachricht ertheilen und unsere Klagen zu Rathe bringen lassen.

Den 23. Juli geschahe dieses von mir und Herrn Johannes Colldorff; dieser Herr wurde ebenfalls darüber bestürtzt, und gab

denselben Raht als der WW. Herr Boetefeuer. Versprach auch, sein Officium zu unserm besten anzuwenden. Dabey aber ist es denn geblieben. Wir zeigten es hiernechst in der Cammer an; die stunden auch sehr bewundert und bezeugten, daß sie von nichts wüsten."

Die höchste Erbitterung der Herren vom Bauhofe gegen Prey ist danach wohl zu begreifen. Eine Eintragung aus dem Jahre 1751 kennzeichnet denn auch die Stimmung des Bauhofes gegen Prey überraschend deutlich:[1])

„Im Hereinfahren observirten wir, daß der Bau an dem Hammer Voigts Hause bereits angefangen war. Welchen die löbl. Cämmerey mit dem Baumeister Parey[2]) und zwar wie die Rede geht, vor 6600 M. überhaupt soll verdungen haben, wovon wir auch gern daß beste hoffen wollen, und solches hier nur dessentwegen anführen, damit, wenn über kurtz oder lang, dem Bauhofe die reparation daselbst aufgetragen werden solte, die Herren Successores am Bauhofe hieraus wissen können, daß, so ein oder der andere Fehler sich so dann daselbst äußern mögte, derselbe dem Bauhofe nicht könne zur Last geleget werden."[3])

---

[1]) H. St.-A. Bauhofsprot. Lit. D, pagg. 6 f.

[2]) Im Register natürlich: Prey.

[3]) Daß im Jahre 1797 tatsächlich eine Reparatur der Hammer Vogtei vorgenommen werden mußte, macht die perfide Tonart dieser durchaus entbehrlichen Eintragung nicht weniger lehrreich. Vgl. H. St.-A. Bauhofsprot. Lit. H, pag. 688. — v. Hess, Topogr. 1789, II, 58: „ein Haus nahe am Hammer Baum, nemlich die Landvogtei" und 62: „Gericht wird in der sogenannten Landvogtei am Hammer Baume gehalten; ein Haus, das der Landvogt bewohnt." Sonst habe ich über dies Gebäude bis jetzt nichts entdecken können.

5.

In einem Gutachten zum Kirchenbau in Wilster schreibt Sonnin, auch Hamburg hätte zwei von den neumodischen, liederlichen Kirchen, die baufällig sind vor der Einweihung: sie reißen im ersten Jahr, bersten im zweiten und müssen im dritten mit Strebepfeilern gestützt werden. Von dieser Art sei die Kirche zu St. Georg und die kleine Michaeliskirche.[1]) Mit diesem Urteil kennzeichnet Sonnin die Eigenart seiner Begabung und Fähigkeit genau; ein stärkerer Gegensatz als der zwischen ihm und Prey ist bei zusammen arbeitenden Baumeistern kaum denkbar.

* * *

Die erstaunliche Ohnmacht des deutschen Bauwesens in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird gewöhnlich mit dem Hinweis auf die Verheerungen des dreißigjährigen Krieges erklärt. Ohne Zweifel hat die Kriegszeit, wie auf alle Zweige der geistigen Kultur in Deutschland, auch auf die Baukunst den verderblichsten Einfluß ausgeübt. Wer hatte Lust zu bauen in einer Zeit, da der nächste Tag sein eben geschaffenes Werk in Trümmer legen konnte? Man flickte das Bestehende so gut es ging. War die Errichtung eines Neubaues unerläßlich geworden, so hielt sich die architektonische Betätigung innerhalb so enger Grenzen, daß von irgend welcher Kunstentfaltung nicht die Rede sein konnte. Nach dem Friedenschlusse waren die Bauaufgaben zahlreich genug. Aber nun hieß es: mit Hast und Sparsamkeit der Not dienen und das Bedürfnis befriedigen. Zu baukünstlerischen Wertleistungen ist eine solche Zeit am allerwenigsten berufen.

Aber die eigentliche Wurzel jener künstlerischen Ohnmacht steckt in der baulichen Entwicklung selbst; der schon erwähnte Mangel an Baufachleuten hängt damit zusammen. —

---

[1]) Erbaut 1754 von J. H. Nicolassen; s. Faulwasser, MK, 1901, 42.

Gleich nach 1500 beginnt in Frankreich und Deutschland das Verlangen nach den Formen der italienischen Kunst zu erwachen. Wer von der neuen Schönheit gekostet hat, wird alsbald von dem Wunsche erfüllt, sich an diesen lockenden Gebilden zu ersättigen.

In Frankreich schließt sich das Auge des Kunstliebhabers mit Widerwillen vor dem gotischen Ornament, das bis zum Überdruß genossen und durch die Werkstattroutine in sich selbst fade geworden war. Wieder und wieder ruft man die in Italien bewunderte Schönheit aus der Erinnerung herauf, und mit fast fanatischem Eifer geht man daran, diese Erinnerungsbilder zu objektivieren. Bestehenden Bauten wird das neue, reizvolle Gewand umgehängt; Neubauten vereinigen zunächst mit überraschend enger Verschmelzung gotische Konstruktion und Renaissanceformen.[1])

Nicht viel anders, — vielleicht etwas bedächtiger, pietätvoller begann die Umwälzung in Deutschland. Der weitere Verlauf der Kunstbewegung nahm jedoch bald in beiden Ländern recht verschiedene Erscheinung an.

In Frankreich führte die politische Entwicklung zum Absolutismus, der wie keine andere Form des öffentlichen Lebens die durch und durch auf dem Individuum beruhende Renaissance begünstigt und zugleich eine Konzentration der Machtmittel ermöglicht, die ebenfalls Vorbedingung jener gewaltigen Kunstentfaltung ist. Ganz anders in Deutschland!. Die im deutschen Kunstempfinden nicht selten beobachtete Neigung, über dem Einzelschmuck und über dem „tieferen Sinn“ eines Kunstwerkes seine große Erscheinung unbeachtet zu lassen, erfuhr damals durch die öffentlichen Verhältnisse eine entschiedene Stärkung. Schon die fast lediglich ideologische Richtung jener Zeit kann als ein der großen Kunst feindlicher Faktor aufgefaßt werden. Ein weiteres Hemmnis für die künstlerische Entfaltung folgte aus der wachsenden Bedeutung des jungen Bürgerstandes, der jederzeit und überall, selbst in Venedig und Holland, für Dekoration viel, für Kunst geringeres Verständnis zeigte.

Die Betrachtung des spätgotischen Kunstbetriebes ergibt eine weitere Begründung für den Verfall zumal der handwerklichen Baufähigkeit.

Das gotische System hatte seinem innersten Wesen gemäß die Ausbildung der Konstruktion auf ihre letzte Spitze getrieben; die

---

[1]) Vgl. z. B.: St. Eustache, Paris; — erzbischöfliches Palais, Sens; — Kathedrale zu Aix, Provence.

Hochgotik brachte es in der Lösung konstruktiver Aufgaben zu einer solchen Fertigkeit, daß man sich schließlich den Geschmack an dergleichen Sensationen verdarb. Nachgerade wurde es langweilig, von längst überwundenen Schwierigkeiten Aufhebens zu machen. Das unerhörte, Niedagewesene mußte aufgeboten werden, um die abnehmende Teilnahme künstlich wach zu halten. Da aber der letzte Höhepunkt schon erreicht war, mußte das gequälte Bemühen, ihn zu überbieten, notwendig zu Kunststücken führen, die mit der Sache selbst nichts mehr zu tun haben. So trat mit der Spätgotik eine zunehmende Erweichung der konstruktiven Folgerichtigkeit ein. Den fehlenden sachlichen Ernst suchte man durch virtuosenhafte Ausbildung einer überwältigend kühn scheinenden Trugkonstruktion, durch dekorative Gewölbefiguration, durch à jour-Rippen und ähnliche Bravourstücke zu ersetzen. Aber die spielerische Perversion eines abgelebten Systems konnte diesem keine verlängerte Geltungsdauer erkünsteln. Allzu übermächtig war der Eindruck der neuen Formoffenbarung.

Da man nicht auch eine neue konstruktive Erkenntnis übermittelt bekam, blieb die Konstruktion einstweilen gotisch.[1]) Sie kam aber bei den Zeitgenossen für die künstlerische Würdigung kaum noch in Betracht. Auch das neue Raumgefühl, das sich damals allmählich durchsetzte, wurde nicht nach seiner vollen Wichtigkeit betont. Die geräuschvollste Kraftanstrengung wurde vielmehr darauf verwendet, das vermeintliche Wesen der neuen Kunst, die Ornamentik, in der erwünschten Weise auszubilden.

Nur so ist die erstaunliche Verkümmerung der bauhandwerklichen Fähigkeit zu verstehen, die durch den großen Krieg begünstigt, nicht begründet wurde. —

Erst in diesem Zusammenhange läßt sich Leonhard Christoph Sturm richtig beurteilen. Er war nichts weniger als ein Künstler, wenn er sich auch gelegentlich so vorkommen mochte. Doch täte man ihm Unrecht, wenn man ihn mit dem Hinweis auf das gänzliche Fehlen jeglichen Kunstgefühls erledigen wollte. Seine Bedeutung für die deutsche Baugeschichte liegt auf ganz anderem Gebiet: auf dem des rein Technischen.

Darin steht er dem Manne, der neben Prey als Erbauer der Michaeliskirche zu nennen ist, Ernst Georg Sonnin, völlig gleich. Sonnins Hauptverdienst liegt, — so hoch der Kunstwert der von ihm und unter seinem Einflusse geschaffenen Werke übrigens ge-

[1]) Kiliansturm in Heilbronn; — Benedikt Rieth; Jakob von Schweinfurt, überhaupt die sächsisch-böhmische Richtung jener Zeit.

schätzt werden mag, — nicht im künstlerischen, sondern in der meisterlichen Handhabung einer unbedingt soliden Technik. Der schreibende Sturm ist der Theoretiker dieser Baupraxis.

* * *

Über Sonnins Leben wissen wir nicht viel. Die Art seiner architektonischen Vorbildung läßt sich jedoch mit einiger Sicherheit erschließen.

Während die früheren Biographen Reinkes Angaben,[1]) die nach dessen eigener Aussage[2]) teilweise recht unzuverlässig sind, unbezweifelt wiederholen, — auch Geffcken tut das, obwohl er auf Grund der Bauakten die Reinkeschen Daten wenigstens ergänzt[3]), — macht Bertheau zuerst kritische Angaben. Diese beruhen auf den kirchlichen Standesregistern und werden durch die Autorität Bertheaus maßgeblich. Der aktenmäßige Beleg fehlt leider.[4])

So handelt es sich im wesentlichen nur um Differenzen zwischen Bertheau und Reinke.

Reinke schrieb 1796 über Sonnins Geburtsjahr:[5]) „Sonnin, der 1794 im 85. Jahre starb, und also im Jahre 1709 geboren wurde . . .", was im Widerspruch steht mit einer schon 1794 gedruckten Notiz: „Am 8. Julius starb in Hamburg am Schlagflusse im 80ten Jahre seines thätigen Lebens . . . Sonnin."[6]) 1824 macht Reinke über diese Frage eine merkwürdig verschränkte Aussage, die darauf hinausläuft, daß Sonnins eigene Angabe über sein Geburtsjahr sich bestätigt habe. Da diese Angabe aber nur als eine Wahrscheinlichkeit auftrat, findet sie auch nur als eine solche Bestätigung; d. h. auch Reinke hält es für wahrscheinlich, daß Sonnin 1709 geboren sei. Übrigens scheint es sich bei dieser Bestätigung nur um das Nichtauffinden von Gegenanzeichen zu

---

[1]) Friedrich Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1794, Gotha 1796, II, 1ff. und: Johann Theodor Reinke, Lebensbeschreibung des ehrenwerten Ernst Georg Sonnin, Hbg. 1824.

[2]) Reinke, Sonnins Leben, Vorrede IVf.

[3]) Ztschrft. d. Ver. f. Hamb. Gesch. IV, 185, Hbg. 1858, und: Geffcken, MK., 1862, 58.

[4]) Allgemeine Deutsche Biographie XXXVII, 638. Daselbst Literaturangabe. Hinzuzufügen wäre höchstens: Faulwasser, MK., 1901, der aber nur die Bertheauschen Feststellungen wiederholt; auch die umfangreiche Tagesliteratur anläßlich des Brandes vom 3. Juli 1906 hat über Sonnin nichts neues gebracht.

[5]) Schlichtegrolls Nekrolog auf 1794, II, 2.

[6]) Johann Georg Meusel, Neues Museum für Künstler, Lpzg. 1794, 380.

handeln.[1]) Bertheau entnahm den Urkunden das Geburtsdatum: 1713, am 10. Juni.[2])

Daß Sonnin in Altona auf das Christianeum gekommen sei, wie Reinke[3]) meint, berichtigt Bertheau mit dem Hinweise darauf, daß die Gründung des Christianeums erst 1738 erfolgte, Sonnin aber schon 1734 in Halle als Student inskribiert wurde.

Daß Sonnin, wie Reinke angibt, auch in Jena studiert habe, scheint Bertheau in Zweifel zu ziehen, da er dort von 1729 bis 1734 keine Einschreibung seines Namens gefunden hat. Jedoch ist bei der ausdrücklichen Angabe Reinkes,[4]) er sei nur kurze Zeit in Jena gewesen und habe dort seine Studien beendet, die fehlende Immatrikulationsnotiz nicht als Beweis gegen Sonnins Jenenser Aufenthalt aufzufassen.

Seine früheste Ausbildung erhielt Sonnin vom Vater, der Pastor zu Mertensdorf, Quitzow und vielleicht auch Perleberg war.[5]) Von ihm erhielt er die Elemente menschlichen Wissens und einige Fertigkeit in der lateinischen Sprache. In der Lateinschule zu Altona lernte er namentlich Griechisch und Hebräisch dazu,[6]) doch erhielt er von seinem 17. Jahre ab vom Rektor Cruse auch besondere Unterweisung in Mathematik. Schon in Altona trieb er eifrig Perspektive, und so ist die Möglichkeit zuzugeben, daß ihm schon damals Bauhandbücher vorgekommen seien. Seit den Schriften der italienischen und französischen Bautheoretiker war es üblich geworden, Architektur und Perspektive als untrennbare Materien zu behandeln, — wie ja auch Bauten die geeignetsten Beispielgegenstände für perspektivische Übungen abgeben.[7])

Wichtig ist ferner die Tatsache, daß Sonnin von seinem Jugend-

---

[1]) Reinke, Sonnins Leben, Vorrede V.

[2]) In Sonnins Erinnerung scheint die Tatsache gehaftet zu haben, daß er etwa in seinem 12. Jahre seinen Vater durch den Tod verlor. Reinke, Sonnins Leben, 6. Da aber der alte Sonnin bis 1725 noch in Quitzow gewirkt hat (Allg. Dtsche. Biogr. 637), erweist sich aus diesem Umstande schon die Unzuverlässigkeit jener aus der Erinnerung geschöpften Jahreszahl. Die Erinnerung an ein gewisses Alter beim Tode des Vaters ist psychologisch glaubwürdiger als die Angabe eines bestimmten Datums; sie stimmt mit den Bertheauschen Feststellungen genau.

[3]) Reinke, Sonnins Leben, 7.

[4]) Ebda. 15.

[5]) Allg. Dtsche. Biogr. 637.

[6]) Nach Reinkes Angabe (Sonnins Leben 6) erlernte er diese Sprachen nebst „mehreren orientalischen“ ebenfalls schon von seinem Vater.

[7]) Vgl. Robert Dohme, Gesch. d. deutschen Baukunst, Berl. 1887, 288.

freunde, einem begabten Töpferlehrling und Fayencemaler namens Cord Michael Möller,[1]) im Freihandzeichnen unterwiesen wurde.

Auf den Universitäten trieb er nicht Theologie, wie anfangs beabsichtigt war, sondern Philosophie und namentlich Mathematik. Reinke führt die Wolfschen und Eulerschen Schriften als seine hauptsächlichen Lehrbücher in dieser Wissenschaft an. Auch aus seiner Studienzeit werden, wie aus seiner Jugend, allerlei präzisionsmechanische Basteleien erwähnt, die für die Tätigkeit seiner nächsten Jahre vorbildend wurden.

Er kehrte nämlich von Jena aus nach Hamburg zurück,[2]) unterrichtete hier Latein und Mathematik und verdiente im übrigen seinen Lebensunterhalt als Optiker und Feinmechaniker. Im Hinblick auf seine spätere Bautätigkeit ist nur der Umstand von Interesse, daß er mit Möllers Hilfe für den Grafen v. Ahlefeldt eine perspektivische Aufnahme des Jersbecker Schloßgartens anfertigte. Diese wurde in sehr einfacher Weise zugleich als Meßbild eingerichtet und von Chr. Fritsch in Kupfer gestochen.[3])

Für denselben Stecher zeichnete Sonnin einen Titelkupfer: eine volkreiche grönländische Landschaft, umrahmt von allerlei Rokoko-Ornamenten, in denen sich die arktische Fauna herumtreibt. Die Zeichnung der Landschaft ist weit besser als die der Ornamente.[4])

Das ist alles, was wir von Sonnins früherer Tätigkeit erfahren.

Im Jahre 1750 oder kurz vorher erhielt er durch Vermittelung des Senators Rahusen den Auftrag, eine Bierbrauerei in Altona zu erbauen, — von der übrigens nichts weiter zu erfahren ist, — und somit die äußere Veranlassung, der Bauwissenschaft näher zu treten.

Daß er den zu jener Zeit unvermeidlichen Vitruv studiert haben wird, ist nach seiner klassischen Vorbildung und akade-

[1]) Hamburg. Künstlerlex. 169, und: Mitt. d. Ver. f. Hamb. Gesch. V, 7, 81. Aufsatz von Justus Brinckmann.

[2]) Reinke in Schlichtegrolls Nekrolog, 12.

[3]) H. St.-A. „Hortus Alefelto Jersbecensis". Ein genau nach den Regeln jener Zeit angelegter Garten: gemusterte Beete, beschnittene Hecken, Wasserkünste, scheinbar endlose schnurgerade Allee usw. — Links in der Ecke ist das Bildnis des Besitzers, nach einem Gemälde von D. Lüders ausgezeichnet gestochen. In der Ecke rechts: hübsche Rokoko-Wappenvignette mit einer Ansicht des Gutes vor Anlage des Parkes. Gestochen 1747 von C. Fritsch. E. G. Sonnin del. — Eine Nachbildung des Stiches gibt: J. v. Schröder, Darstellung von Schlössern und Herrenhäusern der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, Hbg. 1862, 59, reproduziert in Richard Haupt, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Prov. Schleswig-Holstein, Kiel 1888, II, 534.

[4]) Johann Anderson, Nachrichten von Island, Hbg. 1746. Titelkupfer, gezeichnet von E. G. Sonnin, gestochen von C. Fritsch sen.

mischen Neigung im höchsten Grade wahrscheinlich, wenn auch die betreffende Stelle bei Reinke dies nicht unbedingt sicher angibt.[1]) Das aber kann unbedenklich aus Reinkes Text entnommen werden, daß er sich aus den Werken Leonhard Christoph Sturms über das Bauwesen unterrichtete. Es ist keine Frage, daß er außer den Sturmschen und Goldmannschen, die im Grunde ein und dieselbe Quelle vorstellen, noch andere Werke gelesen hat. Daß Reinke gerade diese Schriftsteller nennt, läßt vielleicht darauf schließen, daß Sonnin gerade diese häufiger erwähnte oder benutzte, und ihnen eine besondere Bedeutung für seine Ausbildung zuschrieb.

Um erkennen zu können, ob zwischen Sturms Lehren und Sonnins Tätigkeit Beziehungen stattgefunden haben, muß man zunächst feststellen, welcherart Kenntnisse aus den Sturmschen Werken überhaupt zu gewinnen waren.

---

[1]) Reinke, Sonnins Leben, 27: „Vitruv sagt, ein Baumeister müsse zugleich ein Philosoph seyn; und mit der Philosophie war Sonnin nicht unbekannt; aber aus Goldmanns und Sturms Schriften lernte er, daß ein Baumeister zugleich der Erste und Geschickteste aller Bauhandwerker seyn müsse."

6.

Sturms Lebensgeschichte und die Angabe seiner hauptsächlichsten Schriften findet sich in der Allgemeinen Deutschen Biographie.[1])

Sturm wurde geboren am 5. November 1669, er starb am 6. Juni 1719.[2])

Ursprünglich zum Theologen bestimmt, studierte er in Altdorf und Jena hauptsächlich Mathematik und Baukunde, kam 1690 zu Thomasius nach Leipzig und wurde 1694 Professor der Mathematik, Zivil- und Militärbaukunst in Wolfenbüttel. 1697 reiste er nach Holland, 1699 nach Paris. 1702 wurde er akademischer Lehrer in Frankfurt a. d. Oder. 1711 folgte er einem Rufe nach Mecklemburg, wo er sich bis 1715 als Baudirektor aufhielt. Dann lebte er zeitweilig vielleicht in Hamburg, wo er besuchsweise schon früher gewesen war;[3]) seit 1716 in Rostock. 1719 trat er in den Dienst des Herzogs zu Braunschweig-Lüneburg und siedelte nach Blankenburg über, wo er noch im gleichen Jahre starb.

Ein Kupferstich in Sturms Architectura militaris hypothetico-

---

[1]) Allg. Dtsche. Biogr. XXXVII, 42 ff.

[2]) Der Druckfehler bei Gurlitt, Gesch. d. Bar. usw. in Dtschld. 65, der als Todesjahr 1729 angibt, muß erwähnt werden, da er verschiedentlich von dort aus in die Literatur gedrungen ist, z. B.: Kirchenbau des Protestantismus, Brln. 1893; — Jahrbb. d. Ver. f. Mecklemb. Gesch. u. Altertumskunde, LXI, Schwerin 1891, Aufsatz von F. E. Koch.

[3]) Jedenfalls vor 1708. Goldmanns Vollst. Anw. 1708, 52; wahrscheinlich schon vor 1700, wie aus der Abfassung seines Traktates „Der geöfnete See Hafen, Hamburg 1700“ fast mit Gewißheit hervorgeht. Daß er in seiner zweiten Vorrede zum Traktat über Häng- und Sprengwerke, unterschrieben: „Schwerin, 19. Mai, 1712“, von dem „vermuthlichen Aussehen“ des Hauses in der Fuhlentwiete schreibt, beweist nichts dagegen, da er unmöglich nach besuchsweisem Aufenthalte das Aussehen jedes Gebäudes im Kopfe haben konnte. Während der Bauarbeiten an seinem Ballhause, Herbst 1712 oder Frühjahr 1713, war er wieder in Hamburg. Vgl. No. 7.

eclectica[1]) zeigt sein Bildnis als Brustst\u00fcck im Oval; es macht mit seiner ausgepr\u00e4gten Charakteristik den Eindruck, als sei es nach dem Leben oder doch nach einer guten Aufnahme angefertigt.

Aus seinem hadervollen, an kleinlichen L\u00e4rmgeschichten \u00fcberreichen Leben interessiert gegenw\u00e4rtig nur seine Bedeutung f\u00fcr die Baugeschichte. Da\u00df diese sich nicht auf wirklich von ihm geschaffene Bauten gr\u00fcnden kann, ist auch bei oberfl\u00e4chlicher Kenntnis der fraglichen Verh\u00e4ltnisse ohne weiteres klar. Wenn ihm also \u00fcberhaupt eine Bedeutung zukommt, so mu\u00df sie auf seinen Schriften beruhen. Diese werde ich im folgenden genauer betrachten, um festzustellen, was er zu lehren beabsichtigte. Dabei wird eine Besprechung seiner wenigen ausgef\u00fchrten Bauten Platz finden und das Bild seiner Pers\u00f6nlichkeit durch gelegentliche Kennzeichnung deutlicher werden. Schlie\u00dflich wird sein Einflu\u00df auf Sonnin und das Verh\u00e4ltnis beider zueinander zu pr\u00fcfen sein.

* * *

1. Sciagraphia templi Hierosolymitani. 1694.[2])

Diese Schrift, dem Kurf\u00fcrsten Friedrich III. von Brandenburg, dem Begr\u00fcnder der Universit\u00e4t Halle gewidmet, gibt \u00fcber den Charakter Sturms, der sich als einen sehr jungen Mann vorstellt, weit besser Aufschlu\u00df, als \u00fcber seine architektonischen Kenntnisse. Seine ganze rechthaberische Eitelkeit wird durch die aufdringliche Bescheidenheit seiner Ausdr\u00fccke nicht verschleiert, sondern ins hellste Licht ger\u00fcckt. F\u00fcr den modernen Leser ist der Engsinn,

---

[1]) Leonhard Christoph Sturms Architectura hypothetico-eclectica, oder gr\u00fcndliche Anleitung zu der Kriegsbaukunst, usw. N\u00fcrnberg, verlegts Peter Conrad Monath, 1729, wahrscheinlich verdruckt statt: 1719. Der Herausgeber widmet das Buch dem Prinzen Eugen und schreibt dazu: „Euer Hochf\u00fcrstl. Durchlaucht hat der Verfasser gegenw\u00e4rtigen Buches vor kurtzem den Wettstreit der Frantz\u00f6sischen, Holl\u00e4ndischen und Teutschen Kriegs Bau Kunst (erschienen 1718!) ... zu F\u00fc\u00dfen geleget“, er w\u00fcrde dem Prinzen auch dies Werk gewidmet haben, „wann er nicht j\u00fcngsthin das Zeitliche mit dem Ewigen h\u00e4tte verwechseln m\u00fcssen“. Er starb, wie angegeben, 1719; Jeremias Wolff nennt ihn 1721 einen „seel. Author“.

[2]) No. 1. Sciagraphia templi Hierosolymitani, ex ipsis SS. Literarum fontibus, praesertim ex visione Ezechielis ultima, architectonice quidem, ita tamen concinnata, ut eam architecturae ignari quoque legere possint; hinc inde etiam modicis in Vilalpandum animadversionibus, et figuris aeri incisis illustrata, studio et impensis M. Leonhardi Christophori Sturmii. P. L. C. Matth. Cult. Lipsiae, typis Joh. Wilhelmi Krügeri. Anno 1694.

mit welchem nicht nur aus den schildernden Berichten, sondern sogar aus den Visionen[1]) des Alten Testamentes ein hypothetisches Bauwerk bis ins einzelne zum Teil auf die abstruseste Art[2]) rekonstruiert wird, unverständlich und das Ergebnis völlig wertlos. Trotz häufiger Versicherung des Gegenteils arbeitet die Untersuchung lediglich philologisch-historisch; vom baulichen kommt nahezu nichts darin vor. Nur an einer Stelle gewinnt man einen Einblick in Sturms Architektenseele: da, wo die vorausgesetzte Vollkommenheit des Ezechielischen Tempels daran nachgewiesen wird, daß sich die Ausmessungen seiner Räume vielfach durch die einfachsten Verhältniszahlen bestimmen; — kubische Gemächer scheinen dem Verfasser ganz besonders vortrefflich.

Wenn Sturm im Kap. II ausführt, der Ezechielische Tempel sei, zwar in Wirklichkeit nie erbaut, das Vorbild des nach der Gefangenschaft errichteten geworden und stelle folglich principaliter typum mysticum felicis in qua vivimus Ecclesiae Christi vor, so kann man bei der Vorstellung, die er sich von diesem Vorbild und Mustertypus macht, nur gutheißen, daß er für seine späteren protestantischen Kirchenentwürfe keine Anwendung davon machte. — Der heutige Leser des dunklen Büchleins kann sich des Gefühls lebhafter Zustimmung nicht erwehren, wenn es ihm in der Vorrede vom Verfasser vorgestellt wird als „praesens partus, meopte judicio abortivus, privatisque perpetuo tenebris damnandus". Anscheinend haben auch zeitgenössische Leser ähnlich gedacht; denn Sturm sieht sich wiederholt veranlaßt, sein Werk gegen unfreundliche Beurteilung in Schutz zu nehmen.[3])

---

[1]) Hesekiel XL ff.

[2]) Vgl. Fig. 2!

[3]) Schon in seinem nächsterschienenen Werke, der Goldmannausgabe, findet sich die unzweideutige Bemerkung: „Aber unzeitigen Splitterrichtern und partheyischen Tadlern, die ihre Lust nur in Schänden und Durchziehen suchen als meine Sciagraphia schon erfahren hat, gestehe ich nicht ein Wort, versichere sie auch, daß ich schon die Zeit bereue, die ich auf wiewohl gründliche Widerlegung der erst ermeldeten verwendet habe." Und in ähnlicher Tonart: „Habe dieses Werck auf mich genommen, und wie es nun am Tage lieget, zusammen gebracht, wegen der Verläumder-Fliegen, die auch den reinsten Zeug zu besudeln nicht scheuen und wegen unzeitiger Tadler, die wie die unfläthigen Frösche viel verschlucken und wenig verdauen können, mich im geringsten nichts kümmernd." Und noch in der Davilerübersetzung von 1700 sagt er von einem Kritiker der Sciagraphia: „Er weiset mir aber nichts, wo ich gefehlet hatte, und speyet seine unglückliche Blätter mit nichts als schändliche Alfantzereien wider meinen stylum voll."

2. Goldmanns Vollständige Anweisung zu der Civil-Bau-Kunst. 1696 und 1708.[1])

Das Goldmannsche Buch kannte Sturm schon von seinem Vater her, der ebenfalls daraus studiert hatte.[2]) Ein Manuskript davon fand er in der Bibliothek des Ratsherren Georg Bose zu Leipzig. Er wußte diesen mit Rühmen und Preisen des seltenen Werkes dergestalt zu verwundern, daß Bose nicht umhin konnte, die Herausgabe auf seine Tasche zu nehmen. Sturm besorgte nun die Redaktion des Manuskriptes, fügte hie und da mehr oder weniger dankenswerte Anmerkungen hinzu und zeichnete nach einem Goldmannschen Skizzenbuche die zum Verständnis des Textes unerläßlichen Figuren, die, in Kupfer gestochen, dem Herausgeber keine geringen Unkosten verursachten. Sturm nimmt wiederholt Gelegenheit, seinen Gönner, bisweilen mit etwas herablassender Anerkennung, dafür zu rühmen.

Das Buch erschien zuerst 1696, nachdem Sturm mindestens seit 1693 daran gearbeitet hatte. Eine neue Auflage erfolgte 1708,

[1]) No. 2. Nicolai Goldmanns Vollständige Anweisung zu der Civil-Bau-Kunst, in welcher nicht nur die fünff Ordnungen samt den darzu gehörigen Fenster Gesimsen, Kämpfern, Geländer-Docken und Bilderstühlen auf eine neue und sonderbare leichte Art aufzureißen deutlich gewiesen, sondern zugleich getreulich entdecket wird, welches bisshер noch von keinem Baumeister geschehen, wie man auf alle vorkommende Fälle, die Säulen allein gegeneinander und übereinander stellen, Arkaden austheilen, als auch gantze Gebäude aus gewissen und leichten Regeln erfinden und in guten Rissen vorstellen soll, alles aus den besten Ueberresten des Alterthums, aus den auserlesensten Regeln Vitruvii, Vignolae, Scamozzi, Palladii, Villalpandi und anderer zusammen gezogen und in schöne Ordnung gebracht, denen Liebhabern dieser edlen Wissenschafft, Baumeistern, Mahlern, Bildhauern wie auch Maurern, Zimmerleuten und Tischlern zu gutem Dienst in öffentlichen Druck gegeben. Mit 74 großen Rissen erkläret und mit verschiedenen Anmerckungen, sonderlich einer weitläufftigen Vorstellung des Tempels zu Jerusalem, ja noch aufs neue zu besserer Erläuterung, zur richtigen Application dieses herrlichen Werckes auf den heutigen Gusto, und zur Vergnügung derjenigen, die bloß eine galante Kundschafft der Architektur zu haben verlangen, mit der Ersten Ausübung der Goldmannischen Bau-Kunst und darzugehörigen XX Rissen nebst Erfindung der sechsten und Teutschen Ordnung vermehret von Leonhard Christoph Sturm, Matth. Prof. Publ. ehemals bey der Hochfürstl. Academie zu Wolffenbüttel und jetzo auf der Universität zu Franckfurt a. d. Oder. Leipzig, Verlegens Friedrich Lanckischens Erben. Druckts Johann Heinrich Richter. 1708. in folio.

Der Titelkupfer des „Goldmann“ zeigt ein etwas unklares, säulenreiches Architekturstück mit allegorischen Figuren, erfunden und gezeichnet von Sturm, gestochen von J. C. Böcklin.

[2]) Vgl. No. 10, P, Anhang: Goldmanns Beschreibung Eines italiänischen Lust-Hauses, 1.

nur durch Hinzufügung der „Ersten Ausübung“, einer Reihe von Sturmschen Anmerkungen, Erläuterungen und Ausführungen erweitert. Die Ausgabe von 1708 liegt dem folgenden Bericht zugrunde.

Der Inhalt des Werkes erfordert genauere Betrachtung, weil es sozusagen das Grundkapital für Sturms ganzes architektonisches Wissen und Können lieferte. Zwar hat Sturm auch im Hochbaufache im einzelnen späterhin seine Kenntnisse vertieft, — seine Stellung zum Kirchenbau, seine von den Franzosen übernommenen Anschauungen vom Palastbau, seine Kenntnisse der Zimmerkonstruktion zeugt davon, — aber immer wieder kommt die Goldmannsche Unterlage, auf die er sich ehrlicherweise fortgesetzt beruft, zum Vorschein.

Wenn man die einzelnen Punkte ins Auge faßt, in denen Sturm über Goldmann hinausgeht, erkennt man am besten, womit sich eigentlich sein Interesse besonders beschäftigte: mit Erörterungen über das rein handwerkliche der Architektur, sozusagen mit einer Theorie der Bauführung. —

Der Widmungstext an die Herzöge Rudolf August und Anton Ulrich von Braunschweig und Lüneburg beginnt mit einem verachtungsvollen Seitenblick auf die „Gothischen Steinhauffen und verwirreten Traumgebäude“ früherer Zeiten, wie Sturm überhaupt eine gänzliche Verständnislosigkeit der mittelalterlichen Baukunst gegenüber oft genug unverhohlen an den Tag gibt.[1]) Gelegentlich eines Vergleiches der Baukunst mit der Staatskunst findet sich dann der disponierende Satz: „Weil alle Stärcke, Bequemlichkeit und Schönheit der Gebäude von guter Ebenmaße, richtiger Ordnung und fleißiger Nachahmung der Natur entspringet.“ Man muß sich hüten, diese und ähnliche Bemerkungen ohne weiteres für charakteristisch zu halten. „Nachahmung der Natur“ muß erst übersetzt werden mit „rationale Betrachtungsweise“; die richtige Ordnung ist eben die des Goldmann-Sturmschen Kanons; für gute Ebenmaße und Schönheit geht dem guten Sturm jedes Gefühl ab; — Stärke und Bequemlichkeit, das sind die Dinge, auf deren Gewinnung er es ernstlich und nicht ohne Erfolg abgesehen hat.

Dann folgt kurz und mager die Lebensgeschichte Goldmanns, als Übersetzung einer lateinischen vita, die von einem Professor in Kiel[2]) verfaßt worden war.

[1]) Vgl. Vollst. Anw. 1708, 5, 26, 41, 42, 48 u. 74.

[2]) Reyher, Professor der Mathematik und der Rechtswissenschaft. — Nikolaus Goldmann, geboren in Breslau, wahrscheinlich 1623. Studierte Mathematik und Bauwissenschaft, reiste viel, war dann Professor in Leyden; erhielt einen

In der Vorrede zum ganzen Werke versucht Sturm, Goldmanns Überlegenheit vor anderen Baumeistern darzutun. Er lobt ihn als „accuraten Mathematicum“, da seine Regeln eine aus der andern hergeleitet seien, und als „judicieusen Eclecticum“, da er bemüht sei, „die Leichtigkeit des Vignolae, das Ansehen des Palladii und die genaue Ausmessung samt der schönen Eintheilung des Scamozzi gleichsam mit einander zu vermählen“.

Schon diese Stelle zeigt, daß Begriff und Wesen des Eklektizismus in Sturms Augen etwas höchst rühmenswertes vorstellen. Sturm selbst ist eben durch und durch nichts weiter als Eklektiker. Auch da, wo seine Ausführungen tatsächlichen Wert haben, bei Unterweisung in Bauführung, ist seine Methode lediglich kompilatorisch, permutatorisch, bestenfalls eben eklektisch. Er selbst wußte das sehr genau, tat sich viel darauf zugute und gibt nicht selten Zeugnis davon.[1])

Die Vorrede nennt dann die fünf Ordnungen den „Grund der gantzen Bau Kunst“, versteht jedoch unter „Ordnung“ nicht nur das jeweilige Säulenschema, sondern Verständnis und richtige Hand-

---

Ruf nach Venedig, starb aber bevor er sich entschließen konnte, ihm zu folgen, 1665. Seine Werke finden sich dieser Quelle entsprechend aufgezählt bei Gurlitt, Gesch. d. Bar. usw. in Dtschld. 66. („Bau-Stube? Bau-Stäbe?“)

[1]) Schon im Titel seiner „Architectura militaris hypothetico-eclectica, oder gründliche Anleitung zu der Kriegsbaukunst, aus denen Hypothesibus und Erfindungen derer meinsten und besten Ingenieurs dargestellet“. Vgl. auch S. 19 eben dieses Werkes! Am deutlichsten und naivsten wohl S. 76 desselben Buches, allwo es heißt: „Wird demnach erfordert, daß wer inventiren will, Mathesin elementarem und sonderlich Analysin speciosam verstehe. Hernach muß er durch kluge und reale Philosophie wie auch durch Lesung guter Bücher sich eine Hurtigkeit im Disponieren und Raisonnieren zuwege gebracht haben. Alsdann ist nötig, alle Stücke der Vestung aus allen Auctoribus zusammen in gewisse Ordnung zu bringen, da sie eben wie die Buchstaben einer Buchdruckerey in gewissen Classen bey einander liegen, und leicht wiederzufinden sind. Ebenso muß ich verfahren mit den geometrischen Constructionibus vom ersten Umriß, ebenso mit den Hauptmaximen, und auch ebenso mit den Stücken der Profile. Wie nun aus 24 Buchstaben unzählig viel Wörter können zusammen gesetzet werden, also ist es ja kein Wunder, wenn man aus einem solchen gesammelten Ingenieur Vorrath leicht allerhand Variationes zusammensetzen kann.“ Immerhin muß ihm die Bedenklichkeit dieser Anschauung gedämmert haben; denn er sieht sich veranlaßt, hinzuzufügen: „Im übrigen wird kein Ingenieur sagen dörffen, ja so ist leicht Inventiones machen, denn es könnte leicht geschehen, daß wenn einer oder der andere davon die Probe thun sollte, es einen Haken bekäme.“ Vgl. auch Sturms wiederholte Argumentation über die Möglichkeit einer sechsten Ordnung: Erste Ausübung 1708, 13; und Davilerübersetzung 1700 die Abschnitte von „einigen antiquen Capitälen“ und von der „Teutschen Ordnung“.

habung der Symbolik der Bauglieder überhaupt. „Denn sie sollen nicht allein dazu dienen, daß man wisse die Gebäude mit Säulen und ihren Gebälken auszuzieren. Viele herliche Gebäude werden auffgeführet, da fast weder Säulen noch Bogenstellungen gebrauchet werden.“ Später scheint diese Einsicht für Sturm allerdings verloren gegangen zu sein; da wird ihm die „Colonnata“ das A und O der ganzen Bauleistung.

Zur genauen Bestimmung der einzelnen Bauglieder läßt Sturm dann den Modulus, d. i. den halben unteren Säulendurchmesser in 360 Teile teilen; dadurch ermöglicht sich eine äußerst genaue symmetrische Austeilung derjenigen Glieder, welche reihenweise auftreten: Triglyphen, Balkenköpfe, Sparrenenden, Konsolen, Zahnschnitt usw. Streng durchgeführte Gleichmäßigkeit bei der Austeilung dieser Dinge ist Goldmanns heißestes Bestreben und Sturms höchstes Lob. Was Goldmann eigentlich wollte, und was Sturm in erster Linie an ihm zu rühmen findet, das geht aus dieser Stelle und ähnlichen deutlich hervor: die Möglichkeit, alle Maße eines Baues und seiner sämtlichen Verzierungen von vornherein rechnerisch festzulegen, d. h. die Ausschaltung des Freihandzeichnens, des empirischen Schönheitsgefühls überhaupt. Wie gänzlich empfindungslos Goldmann und Sturm ihren errechneten Verhältnissen und der Schönheit antiker oder renaissance-klassischer Muster gegenüber stehen, erhellt am deutlichsten aus Sturms Worten: „Es wird sich mancher daran stoßen, wenn Goldmann die drey ersten Ordnungen einerley Höhe machet, und die zwei letzten wiederum einerley, da die übrigen Baumeister alle die fünff Ordnungen immer auf sich steigen lassen, meynende, dadurch desto klährer auszudrucken, wie immer eine Ordnung zärter wird, als die andere. Sie gründen sich auch hierinnen auf die Antiquität, in deren überbliebenen Gebäuden man eine gleichmäßige Aufsteigung anzutreffen vermeynet. Allein ich gebe allen unpartheyischen und wohlgegrundeten Liebhabern der edlen Bau Kunst zu bedencken, ob sie lieber diesen merklichen Unterschied der Zärtlichkeit haben wollen, und darüber die besten Verhältnisse in den meisten Stücken und zugleich den Vortheil, eine genaue Symmetrie in allen Desseinen zu erhalten, fahren lassen; oder ob sie mehr belieben, wenn sie nur etliche Kennzeichen der Stärke und Zärtlichkeit haben, durchaus gute und angenehme Verhältnisse und daneben eine ungezwungene Symmetrie zu erhalten, und dabey zu glauben, daß an diesem übrigen Unterschied der Zärtlichkeit soviel nicht gelegen sei. — Daß aber diese Orgelpfeifferey der Ordnungen, wie sie Goldmann nennet, lauter Verwirrungen in

denen Verhältnissen und unvermeidliche Schwierigkeit in der Symmetrie verursache, ist in gegenwärtigem Tractat genugsam erwiesen."

Das erste Buch der Bau-Kunst handelt von den „allgemeinen Anfängen". Die Grundlage der Betrachtung gibt wieder der Satz: Gebäude sind rechtschaffen, wenn sie stark, bequem und zierlich sind. Da Architektur eine mechanische Wissenschaft sei, müsse sie auf mathematische Art gelehrt und erlernt werden. Maler und Bildhauer seien daher nicht ohne weiteres zu Architekten geeignet. Die Baukunst sei von Gott im salomonischen Tempel geoffenbart; Erfinder der neueren Baukunst sei Bramante. — Dann werden die Architekturschriftsteller besprochen, wobei Palladio, namentlich aber Scamozzi viel Lob finden. Von wirklich vorhandenen Bauten wird das Amsterdamer Rathaus, trotz technischer Mängel im einzelnen, sehr gepriesen.[1])

Es folgt (SS. 9—22) eine bautechnische Terminologie in sechs Sprachen. — Das folgende Kapitel zählt in recht pedantischer Wissenschaftlichkeit die „Heischungen", Postulate, der Baukunst auf, worunter Grundsätze, Axiomata, im mathematischen Sinne verstanden werden. Hier finden sich belanglose Selbstverständlichkeiten aneinandergereiht, die eben, im wissenschaftlichen Verstande, die Voraussetzungen des Lernens und Ausübens der Baukunst einbegreifen sollen.

Auf S. 24 endlich erhält jene schon erwähnte dreifache Disposition ihre klassische und für Sturm äußerst bezeichnende Fassung: „Weil nun unsere Kunst den dreygesahmten Zweck hat, daß man alle und jede Gebäude rechtschaffen angebe, solche Angebung aber erfordert, daß man die Gebäude samt und sonders also bereite, daß sie erstlich starck und langwierig bereitet werden, gleichsam als wenn sie immerfort währen solten; zum andern, daß in allen der Bequemlichkeit Platz gegönnet werde; zum dritten, daß das Gebäu zierlich und artig mit einem majestätischen Aussehen vollführet werde; so soll man zu förderst auf behörige Stärcke bedacht sein; die andern beyden Stücke folgen in angemeldeter Ordnung nach der Stärcke. Jedoch ist allezeit zuläßlicher, daß die letzten zwei Stücke oder das allerletzte nachbleibe, als das erste; wiewohl solche Mängel ein Gebäu veracht machen, daß sie vor unvollkommene

[1]) Hier, Vollst. Anw. 1708, 7, nimmt Sturm Gelegenheit zu dem ehrenwerten Ausspruche: „Dieses ist unser alter Brauch: unsere eigene ingenia werden nicht geachtet und geringe geschätzet, aber den Ausländischen trauet man alles zu, und muß alles ihr Thun vom Himmel her geredet seyn."

Bäue zu schätzen seyn, ohne daß am Baumeister dergleichen Nachlässigkeit unverantwortlich geurtheilet wird.“[1])

Darauf werden also Stärke, Bequemlichkeit und Schönheit eines Baues abgehandelt.

Zunächst bei der „Stärcke“ handelt es sich ausschließlich um jene praktisch-technischen Kenntnisse, deren Vermittelung Sturm überhaupt am meisten am Herzen liegt. Da finden sich Erwägungen über Baugrund, Fundamentierung, Mauerausführung, zweckmäßige Dachbildung, Feuersicherung, Brandmauern usw.; kurzum alle diejenigen Materien, die heutzutage in den Bauschulen als „Baukonstruktionslehre“ oder „Hochbaukunde“ gelehrt werden.[2])

Der Abschnitt über die „Bequemlichkeit“, SS. 26—28, lehrt etwa diejenigen Dinge, die in den genannten Schulfächern den „höheren Kursus“ ausmachen. Da handelt es sich um Treppenanlagen, geforderte Lichtmenge, Disposition von Krankenzimmern, Aborten, Ställen, und dergl. Auf S. 27 gibt Sturm Anleitung zu einer Art Zentralheizungsanlage, die er u. a. bei Daviler kennen gelernt hatte; er will die Küche mit einer Kalt- und Warmwasserleitung ausstatten, macht Vorschläge zu Schornsteinaufsätzen, um das Rauchen der Öfen zu verhindern. Für Kirchen verwirft er Fenstermalereien durchaus: „Auch geziemen sich keine Kaufmannsladen noch Gewölbe, darinnen man durch Verfinsterung die Käuffer hinter das Licht bringt. Die finsteren Kirchen vermehren die Andacht soviel als die Nacht oder Blindheit. In den Abergläubischen mag dadurch eine knechtische Furcht erwecket und können die betrüglichen Wunderwercke hierdurch artig ausgeführet werden. Der heiligen christlichen Gottesfurcht ist das Licht verwandt und die Finsternis streitet wider sie.“

Was die „Zierlichkeit“ angeht, so ist, wie schon bemerkt, für Sturm charakteristisch, daß ihm Schönheit nur als etwas mit mathematischen Begriffen Ausdrückbares erscheint. Daß der unmittelbare Eindruck eines Bauwerkes, sei es in Ansicht oder in Raumwirkung, der Mannigfaltigkeit seiner Faktoren wegen sich vornehmlich an das Gefühl wendet, diese Erwägung bleibt ihm gänzlich fremd. Die Beziehungen des Baues zur Landschaft oder zur Umgebung, die Farbe des Baumaterials erwähnt er nicht. Daß verschiedene

[1]) „Nachbleiben“ hier nicht „übrigbleiben“, sondern „fortbleiben“. Wie auch heute provinziell: „nachlassen“ für unterlassen; „nachbleiben“ für unterbleiben. „Es bleibt nach“, es muß also noch getan werden.

[2]) Brandmauern zwischen aneinander stoßenden Häusern. „Dieses ist zu Lübeck wohl weisslich also angeordnet und billich überall nachzufolgen.“

Lichtführung in ein und demselben Raume diesem eine völlig andere Wirkung erteilt, daß die Verhältnisse des geometrischen Aufrisses, die er vermeintlich besonders schön gestaltet, infolge von Perspektive, Überschneidung usw. am Bau ganz anders wirken, als auf dem Papier, davon weiß er garnichts.[1])

Ein Bau ist ihm schön, wenn an den angewendeten Zierformen alles stimmt: wenn die Metopen quadratisch sind, die Triglyphen überall in gleichen Abständen und doch stets über der Säulenaxe sitzen usw. „Denn unangesehen, daß ein Garten oder Lust Wald, welcher also von Natur verwildert ist, lustig aussiehet, so ist doch gewiß, daß, wann die Bäume in gleichen Weiten nach der Schnur gesetzet worden, solches die Natur noch annehmlicher mache.“ (S. 28.) Damit erschöpft sich Sturms ästhetische Forderung. Symmetrie im alleräußerlichsten Verstande. Aber es sind gar nicht einmal Schönheitsbedenken allein, die ihn solche Ansprüche erheben lassen. Denn wenn diese Symmetrie auch für die Grundrißbildung verlangt wird, so geschieht das zum Teil auch um der Stärke und Bequemlichkeit willen: die statischen Vorzüge symmetrischer Anlagen erwähnt Sturm wiederholt.[2]) Andererseits aber verlangte in Häusern von Standespersonen schon die Etikette eine weitgehende Symmetrie der Anlage. Überhaupt verfällt Sturm, wenn er ästhetische Forderungen begründen will, bezeichnenderweise immer sehr bald auf technisch-rationalistische Erwägungen. „Die hohen Zimmer haben nicht allein bey den Hineinsehenden ein prächtiges Aussehen, sondern seyn auch gesünder als die niedrigen. Man könnte einwerffen, daß es viel koste, aber man muß der Gesundheit zu schaden nicht sparen.“ — „Alle Gebäude überkommen ein majestätisch Ansehen, wenn man durch etliche Stuffen darzu hinauff steigen muß. Denn also werden die höhern Glieder weiter vorstechende erscheinen, wie die Sehekunst Nachricht giebet, (?) auch mögen die ausgerissenen Pferde und Ochsen nicht also volles Lauffes hinaufflauffen.“[3])

---

[1]) Die barocke Errungenschaft der optischen Täuschung macht er sich nur in der Malerei und im Gartenbau zunutze.

[2]) Goldm. Vollst. Anw. 1708, 26. — Vorrede des Traktates von Häng- und Sprengwerken, 1713.

[3]) Im Kapitel über die Symmetrie (Gegeneinandermessung, SS. 30—42) gibt Sturm selbst ein erschreckendes Zeugnis dafür, daß ihm Gefühl für Kunstschönheit völlig abgeht. Er sagt dort von der Musik: „Es ist zwar uns Menschen eine schlechte Ehre, daß wir die Ohren dem Gemüthe (= Verstande) vorgezogen haben, also daß wir nicht aus guten Verhältnissen die Tonos erforschet, sondern

Die Verhältnislehre der Musik wird mit der der Baukunst in Beziehung gesetzt, auf Einzelformen antiker Ordnungen und schließlich auf einen von Goldmann angegebenen Grundriß des Jerusalemer Tempels mit vielen kraßhypothetischen Zeichnungen angewandt. Bei dieser Gelegenheit ergeht sich Sturm wiederum in gedanken- und gefühllosen Betrachtungen über die verwerfliche „Orgelpfeifferey" der Ordnungen, tadelt die Gotik und bezeugt, daß unter den Handwerkern und im gewöhnlichen Volk, dem Sturm wenig Teilnahme entgegenbringt, die Gotik doch noch recht lange beliebt war. S. 42. Ein Anhang zu diesem Kapitel gibt wieder eine „Vorstellung des Tempels zu Jerusalem, aus Ezechiel, mit Kupferstichen" von Sturms eigenster Autorschaft.

Das Kapitel von der Wohlgereimtheit der Gebäude will im oben charakterisierten Sinne zur Nachahmung der Natur anleiten: gebrochene oder versetzte Giebel seien wider die Natur; Häufung von Giebeln, Nebeneinandersetzung verschieden weit vortretender Säulen sei sinnlos usw. — Forderungen, die wir als klassizistisch zu bezeichnen pflegen. Sie werden hier aber nicht im Namen historischer Formenreinheit erhoben, sondern sozusagen im Namen des „gesunden Menschenverstandes", der sich also auf diesem Gebiete besonders früh zur Geltung meldet.[1])

In den folgenden Kapiteln wird Unterricht im Zeichnen mit Zirkel und Reißschiene erteilt. Das von Goldmann erfundene Quadratnetz zur angeblichen Erleichterung der Rißzeichnung wird ausführlich besprochen, S. 53.

---

gegentheils aus Zusammenstimmung der Töne gute Verhältnisse gefunden haben. So gar weit seyn wir von unserer ersten Vollkommenheit herunter gestürtzet, daß wir (es ist Schande zu sagen) durch die Sinne erst einlassen müssen, was ins Gemüthe kommen soll." Eine stärkere Verneinung des Künstlertums überhaupt ist vielleicht nie ausgesprochen worden.

[1]) Daß es sich in der Tat nicht um historische, sondern um rationalistische Rücksichten handelt, erhellt auch aus: Goldmanns Vollst. Anw. 1708, 75, wo in der Mitte ausgebrochene Giebel wohl angewandt werden dürfen, nur nicht im Freien, weil das dann einen Giebel vorstellen würde, in den es hineinregnet. An derselben Stelle und im gleichen Sinne tadelt Sturm heftig die tafelförmige, leistengerahmte Austiefung der Pilaster, — wie die venetianische Renaissance sie aufgebracht hatte, und wie sie der Tischlerstil in Deutschland besonders gern ausbildete, — nicht als unantik oder unklassisch, sondern als der tragenden Natur der Pilaster widersprechend. Charakteristisch für die Gesinnung des ganzen „Klassizismus" jener Zeit ist eine Stelle in Sturms Davilerübersetzung, in der darüber geklagt wird, daß alle antiken Beispiele und sogar Vitruv selbst bei der dorischen Ordnung die Säulenbasis einfach fortlassen. „Es ist schwer eine Ursache zu erdencken, warum dieses so nöthige Stück außengelassen worden." Der Autor meint, hier liege ein offenbarer Irrtum der Antike vor.

Daran schließt sich, S. 55, eine Anleitung zur Zeichnung zentralperspektivischer Ansichten. Für Schatten scheint Sturm noch keine mathematische Konstruktion zu kennen; er schreibt, man müsse ihn „nach dem Leben“, nach der Natur abnehmen. Auch wird Anleitung zur Zeichnung in der Camera obscura erteilt. Da aber das Zeichnen von Ansichten ganz abgekommen sei, und statt dessen Modelle in Holz oder Gips geliefert würden, folgt eine Anweisung zur Verfertigung solcher.

Die nächsten Kapitel bieten dann wieder lediglich bautechnischen Inhalt, z. B.: Vorschriften zum Holzfällen, S. 58. — Marmorsorten, Steinsägeverfahren, S. 59. — Haltbarkeitsproben für Marmor, S. 60. — Ziegelfabrikation, Glasursteine, Formsteine (Sturm fordert Formziegel auch für Gewölbe), S. 61. — Technische Erörterungen über Fußbodenbelag, S. 61. — Mörtelbereitung, S. 62. — Brauchbarkeit und Verwendung von Metallen beim Bauen, S. 63 f.

Dann folgt genau nach Art eines Kollegs über Baukonstruktionslehre die technische Darlegung des gesamten Bauverfahrens. Bei den Fundamenten wird vom Baugrund gehandelt, vom Grundwasser, von Pfahlrosten, von Spundwänden, Futtermauern usw. Bei den Mauern findet man die verschiedenen Verbände erörtert, auch Gußmauern werden erwähnt; alles nach dem Vorgange der Alten, wobei Vitruv und Palladio als Quellen angeführt werden. Verjüngung der Mauern soll in Absätzen, nicht in schiefer Fläche (vgl. St. Georger Kirche!) vorgenommen werden.

S. 70 gibt eine genaue Terminologie der Zimmerkonstruktion, z. B. des Dachstuhls, die in der Hauptsache der heute üblichen genau entspricht.

Mit Betrachtungen über Feuermauern, Dachdeckung, sowie Schornsteinkonstruktion endet der erste Hauptteil des Werkes.

Das zweite Buch handelt „von den besonderen oder eigenthümlichen Ursprüngen, nemlich von den fünff Ordnungen“ und faßt alles zusammen, was sich Sturm unter dem Begriff „Bauästhetik“ vorzustellen vermag.

Hier werden wieder jene „naturgemäßen“ Forderungen ausgesprochen, auf Grund welcher Sturm uns als „klassizistisch“ erscheint. So verlangt er z. B., Säulen dürften nur da angewandt werden, wo sie wirklich etwas zu tragen haben. Sonderbar genug machen sich angesichts dieses Ausspruches die mißvergnügten Säulen, die Sturm in die fertigen Fassaden des Schlosses zu Neustadt

a. d. Elde hineinklemmte.[1]) Bildhauern und namentlich Tischlern gesteht Sturm eine weit größere Freiheit in der Behandlung der Bauglieder zu, als den Architekten, S. 76.

Sehr viel ist, — noch immer, — rein technisch von der Ausführung am Bau die Rede. — Dann werden die fünf Ordnungen nach ihren unterscheidenden Kennzeichen und Maßen im Detail ausführlich dargestellt. Sie werden in Tabellen und Figuren nach Dreihundertsechzigsteln des Modulus derart festgelegt, daß ihre Auftragung ein rein mechanisches Geschäft wird. Bei schwierigeren Teilen wird eine genaue Anweisung zur mathematischen Konstruktion in mehreren Methoden erteilt. Z. B. S. 92: Zeichnung einer jonischen Schnecke; S. 96: Kurvatur der Akanthusblätter des korinthischen Kapitells. — Diese genaue Detailbehandlung reicht bis S. 102. — Dann folgen, in gleicher Weise dargestellt, die Bogenstellungen, bis S. 106. — Die folgenden Kapitel handeln „von den Beyzierden, besonders von den Gemählden". Sturm ergeht sich hier in einigen ziemlich müßigen Ratschlägen an die Maler in bezug auf Wahl des Vorwurfes und ähnliches. Wie nicht anders zu erwarten ist, verrät er eine gänzliche Verständnislosigkeit in bezug auf Kunstwert oder -Unwert.

Den Beschluß des Buches machen allerlei archäologische Notizen über die antike Verwendung von Obelisken, Statuen u. dergl. und ein Kapitel über Gestaltung und Anbringung von Fruchtschnüren, Girlanden und ähnlichen Zierraten.[2])

Das dritte Buch „von der inneren Eintheilung der Gebäude" behandelt wieder fast nur technische Dinge. Sturm wiederholt hier seine Forderung zweckmäßiger Bequemlichkeit bei Anlage der Räume. — Die Goldmannsche regelmäßige Idealstadt, die sich nach unseren heutigen Begriffen als wenig ideal erweisen dürfte, führt darauf, von Kanalisation zu sprechen. Damals noch nicht ausgeführte gewölbte Stammsiele werden, wohl nach dem Beispiele der Alten, vorgeschlagen; zur Spülung sollen Talsperren angelegt werden. Auch Schwindgruben werden beschrieben und empfohlen. Dann beschäftigt sich die Darstellung mit technischen Details: Ausführung von Türen, Fenstern, Rauchfängen, Feuermauern, Treppen, Böden, Kassettendecken, Gewölben, Höfen und Arkaden: eine mit

[1]) S. weiter unten: Prodromos!

[2]) S. 108 die sprachlich interessante Bemerkung: Die Alten unterschieden an Statuen: Pariles, nach „Lebensgröße, sigilla, d. i. Bildlein, und Colossos, d. i. Rolande, oder ungeheure Bilder, welche die Lebensgröße zwey oder mehrmal übertreffen."

vielen Figuren erläuterte Darlegung, dessen, was ein angehender Bauführer wissen muß; bis S. 120.

Dann folgt in etwas fragwürdigem archäologischen Gewande eine Unterscheidung verschiedener Vorhaus- und Saalanlagen, und schließlich noch einiges über die Anlage von Räumen zu besonderem Gebrauch: Konversationsräume, Bibliotheken, Speisesäle, Kammern, Schlafgemächer, Kanzleien, Sammlungsräume, Veranden und Galerien, — wie gesagt, ein Büchlein, das heute den Titel führen würde: „Der praktische kleine Bauführer“.

Das vierte Buch „von den ganzen Werken“ unterscheidet sich von den vorigen Abschnitten sehr erheblich. Dort wurde von realen Dingen im einzelnen praktisch und sachgemäß gesprochen. Hier, wo für Gesamtanlagen die allgemein leitenden Gesichtspunkte gegeben werden sollen, verliert sich die Darstellung, die ersichtlich dem seligen Goldmann restlos zur Last fällt, in krasse, wilde, rein theoretische Phantasien und Papierideen. Die Darlegung über Kirchen ist durchaus wertlos; katholische und protestantische Kultgebäude werden nicht unterschieden; aus antiken Tempeln wird ein ganz unbrauchbarer unförmlicher Abstraktbau zusammen konstruiert. — Eine Akademie, bei der angeblich auch 1000 Studenten Wohnung finden, wird aus dem Jerusalemer Tempel hergeleitet. — Von Spitälern handelt ein Kapitel in 25 Zeilen mit ganz unbrauchbarem allgemeinen Gerede. — Brückenbau wird nach C. Julius Caesar de Bello Gallico gelehrt. Tore, Rathäuser, Landtagsgebäude, Märkte, Gerichtsgebäude, Börsen, Werften, Wasserkünste, Mühlen, — alles archäologisierendes Geschwätz, bestenfalls oberflächliche Beschreibung von Normalanlagen. Sturms Darstellung der gleichen Materien im „verneuerten Goldmann“ von 1721 bedeutet dagegen einen beträchtlichen Fortschritt. Zeughaus, Waschhaus, Münze, Gefängnis, Türme, Theater, Zirkus, Rennbahn, Badeanstalt, Denksäulen, Ehrenpforten, — von all diesen Abschnitten gilt das gleiche. Alles ist in tödlicher Linealöde nach dem ledernsten Schema aufgetragen und zeugt von abgründiger Geistesarmut. — Dies Unwesen reicht bis S. 146.

Wenn alsdann von Palästen, den „fürnehmsten Stücken der gantzen Baukunst“ gehandelt werden soll, erhofft der Leser eine Besserung. Aber mit nichten! Freistehende Häuser, städtische Bürgerwohnungen, Landhäuser, Ökonomiegebäude, alles soll und muß auf dem Quadratnetz entworfen werden und wird dadurch in ein lebloses Schema eingespannt, dem jede Fähigkeit, den Bedürfnissen der Wirklichkeit zu entsprechen, abgeht.

Wenn der Leser S. 151 bei der Stelle über Häfen die Bemerkung findet: „da man sich denn nach Gelegenheit des Ortes vornehmlich zu richten hat," so wirkt diese Trivialität inmitten der trostlosen Papieröde geradezu erfrischend. — Der unvernünftige Entwurf einer Marktanlage wurde offenbar veranlaßt durch eine Erinnerung an das große Hallengebäude der Tuchhändler zu Ypern, an dessen Rückfront gleichfalls ein Kanal vorbeiführte.

Mit kurzen Notizen über Teiche, Gärten, Lustwälder, Springbrunnen und Grotten erreicht das Buch sein herzerfreuendes Ende.

Ein Kompendium, S. 155—179, faßt in Paragraphen und Tabellen den Inhalt des gesamten Werkes noch einmal epigrammatisch zusammen. —

Der Sturmschen „Ersten Ausübung",[1]) die aus neun Anmerkungen zum Goldmannschen Text besteht, ist ein recht geschmackvoller, von Leonhard Heckenauer gut gezeichneter Architektur-Titelkupfer vorgeheftet.

Die Vorrede betont die Verschiedenheit der Bauverhältnisse in Italien und Deutschland mit Rücksicht auf das Klima und auf den in Deutschland gleichmäßiger verteilten Reichtum der Bevölkerung und vergleicht dann Daviler mit Goldmann. Daviler biete in seinen Schriften so etwas wie ein allgemeines Baukompendium für Vorgeschrittenere. Goldmann dagegen habe aus der Baukunst eine gelehrte Wissenschaft machen wollen; uns heutigen erklärt sich dadurch die ewige Exemplifikation auf den Jerusalemer Tempel und das Bestreben Goldmanns, der freien Künstlerhand jede Betätigung zu nehmen.

Die erste Anmerkung will die Bauhandwerker zur bequemen Benutzung des Goldmannschen Säulenkanons anleiten und gibt eine Darlegung der fraglichen Schemata in populärster Form.

Die zweite Anmerkung schildert in ausführlicher Detailbehandlung die von Sturm erfundene sechste, deutsche Ordnung.

[1]) Erste Ausübung der Vortrefflichen und Vollständigen Anweisung zu der Civil Bau Kunst Nicolai Goldmanns, Bestehend in neun ausführlichen Anmerkungen, wodurch den Liebhabern der Baukunst insgesamt eröffnet wird, wie man das Goldmannische Werck auf die Invention und Ausübung selbst mit großem Nützen applizieren könne, daß die Gebäude nicht nur nach den Regeln der Natur, Proportion und Antiquität reine und korrekt, sondern auch nach dem heutigen Gusto angenehm herauskomen, nebst etlichen andern zufälligen Anmerckungen aufgesetzet, mit viel deutlichen Rissen erläutert und herausgegeben von Leonhard Christoph Sturm, Math. Prof. Publ. ehemals bei der Hochfürstl. Academie zu Wolffenbüttel und jetzo auf der Universität zu Franckfurt a. d. Oder. Leipzig, Verlegens Friedrich Lanckischens Erben. Druckts Johann Heinrich Richter. 1708.

Die folgenden Anmerkungen geben wieder rein technische Belehrungen, z. B. über den Steinschnitt, das angebliche Geheimnis der französischen Architekten, — über Türen, Fenster, Öfen, Schornsteine, Dächer, Treppen, Gewölbe usw.

Die achte und neunte Anmerkung handeln von Sälen und Zimmern zu verschiedenem Gebrauch. —

Bei den meisten folgenden Schriften Sturms bedarf es im allgemeinen geringerer Ausführlichkeit der Inhaltsangabe, weil sie, wie schon erwähnt, eigentlich nur Erweiterungen des Goldmannbuches enthalten.

Zuerst mehrere Schriften aus dem Jahre 1700! Darunter findet sich rein architektonischen Inhaltes die Übersetzung von A. Ch. Davilers „Cours d'architecture“:[1])

3. Ausführliche Anleitung zu der gantzen Civil Baukunst.[2])

In der Vorrede spricht Sturm von sich und seinen Architekturquellen. Da er von Jugend auf große Neigung zur Mathematik und Baukunst an den Tag gelegt, habe ihn sein Vater in beiden Fächern, und zwar an der Hand der Goldmannschen Bauanweisung, unterrichtet. Als Brotstudium habe er dann Philosophie und Theologie getrieben, sei aber von vermögenden Gönnern in den Stand

---

[1]) Augustin Charles Daviler, geb. zu Paris 1653, gest. zu Montpellier 1700 oder 1701. Kam 1673 mit Desgodetz und Jean-Foi Vaillant nach Rom, später unfreiwillig nach Tunis; trat um 1682 in die Zeichenschule Hardouin Mansarts ein. Errichtete in Montpellier, angeblich nach fremdem Entwurf, die Porte du Peyron (1691), die gewisse Ähnlichkeiten mit Blondels Pariser Toren aufweist. Neben vielen anderen Bauten in Carcassonne, Béziers, Nîmes schuf er in Toulouse das erzbischöfliche Schloß. Sein „cours d'architecture“, Paris 1691, wurde 1730 von Leblond vermehrt neuaufgelegt. S.: C. Gurlitt, Bar. in Belgien usw. 195 f.

[2]) No. 3. Ausführliche Anleitung zu der gantzen Civil Baukunst, worinnen nebst denen fünff Ordnungen von J. Bar. de Vignola, wie auch dessen und des berühmten Mich. Angelo vornehmsten Gebäuden, alles was in der Baukunst, dem Bauzeuge, der Ausstheilung, und der Verzierung nach, sowohl bey der Bildhauer, Mahler, Steinmetzen, Maurer und Zimmerleuthe, als Dach-Decker, Schlösser, Tischer, Gärtner u. drgl. Arbeit an allerley Arten der Gebäuden vorkommen mag, berühret, an deutlichen Beyspielen erkläret, und mit schönen Rissen erläutert wird. Erstlich in Frantzösischer Sprache zusammengetragen und herausgegeben von Sr. A. C. Daviler, Königl. Frantzös. Baumeister, anjetzo aber in das Teutsche übersetzet und mit vielen neuen Anmerckungen auch dazugehörigen Rissen vermehret von Leonhard Christoph Sturm, Math. Prof. P. in Wolffenbüttel. Amsterdam, bey Huguetan, 1700.

gesetzt worden, sich näher mit der Baukunst zu beschäftigen. Da habe er sich dann aus den Werken Vignolas, Scamozzis, Palladios, aus Peraults Vitruvausgabe und endlich aus dem Boseschen Goldmannmanuskripte unterrichtet. Goldmann erscheint ihm als der weitaus beste Lehrmeister, weil er die Architektur mehr als erklärbare und erlernbare Wissenschaft, denn als Kunst darstellt. „Das vornehmste aber ist, daß er zu der Kunst zu erfinden rechte Reguln giebet, welches biß anhero noch kein Baumeister gethan hat."

An den Mustern von Vignolas Kupfertafeln werden alle Glieder sämtlicher Ordnungen im einzelnen genau aufgezählt, und ihre Maße aus den Beispielen der römischen Antike, der Renaissancebaumeister und der Architekturtheoriker verglichen. Dabei werden auch die Bogenstellungen behandelt. Die Betrachtung beschränkt sich durchaus auf die Scheinarchitektur einer Säulenfassade. Antike Anekdoten, wie die vom Könige Dorus, oder von Callimachus, dem Erfinder des korinthischen Kapitells, sollen den sonst rein tabellarischen Text lesbar machen.[1])

Zwischendurch viele Einzelanweisungen: zur Zeichnung der Säulenentasis, zur geometrischen Konstruktion der Schraubenlinie und der gewundenen Säule usw. Dann werden Beispiele besonders schön gelungener Bauglieder mitgeteilt: Türen, Fenster, Altäre, Kamine usw. Dann folgen Abschnitte über Grundriß und Fassade, in denen die allgemeinsten Erfordernisse eines vornehmen französischen Hauses aufgezählt werden. Dabei findet sich auch Gelegenheit, auf das Technische der Bauausführung näher einzugehen, z. B. beim Mansartdach, bei Treppen usw. Reintechnische Abschnitte über Qualität und Verwendung der Baumaterialien und über den Steinschnitt zum Gewölbebau bilden den Schluß dieses Teiles.[2])

Mit einer Besprechung der hauptsächlichsten Bauten Vignolas und Michelangelos, sowie mit allerlei Detailangaben über Innenarchitektur erreicht das Davilersche Buch sein Ende.

Sturms 18 Anmerkungen dazu enthalten: eine Polemik gegen Davilers Behauptung, nur fünf Ordnungen seien möglich, und eine

[1]) Mit welcher Naivetät damals noch Altertumsforschung getrieben wurde, und was für literarische Albernheiten man in Kunstwerke hineintragen zu dürfen oder zu müssen glaubte, beweist die Stelle: „Die jonische Ordnung kan ihren Ursprung auch wohl von denen Caryatisen haben, in deme ihre Schnecken denen aufgerollten Haaren solcher gefangenen Frauen sich gar wohl vergleichen lassen." Karyatiden, s. Goldmanns Vollst. Anw. 1708, 22: Gefangene Frauen aus Karye im Peloponnes; diese Stadt wurde zerstört, da sie zu den Persern gehalten hatte.

[2]) In diesem Zusammenhange findet sich die seltsame Bemerkung, Granit sei eine Art Marmor.

genaue Beschreibung der sechsten, — einige Erläuterungen zur Anwendung der Säulenschemata, — und eine Reihe zum Teil recht vernünftiger und brauchbarer Erörterungen über Fragen der Bautechnik; so über Kamine und Öfen, überhaupt über Heiztechnik, auf Grund eines Hamburger Verfahrens, und über alle Arten von Zimmerkonstruktionen. Schließlich folgt eine Anleitung, Grundrisse zu zeichnen, namentlich kavalierperspektivisch; der dazugehörige Aufriß wird sonderbar genug angefertigt: die Seitenansicht des Gebäudes, willkürlich verkürzt, wird einfach in der Horizontale neben die geometrische, aber schattierte Front gestellt. — Wieder rein bautechnisch sind die Anmerkungen über das Steinmaterial, über Werksteinverband, über Bewurf und Anstrich, über das Aufmauern mit Banketten und über Fundamentierung. Bei der Anmerkung über den Steinschnitt wird Sturm von seiner so oft betonten mathematischen Wissenschaftlichkeit sehr im Stiche gelassen: der Versuch, die statischen Verhältnisse des Rundbogens andeutungsweise klarzulegen, ist ihm völlig mißglückt. Zwar schreibt Sturm, wer Statik und Dynamik studiert habe, könne jedes Gewölbe konstruieren; dennoch zieht er es vor, Quaderbogen und Gewölbe im Bleimodell nach der großen Form zu gießen und dann erst die Fugen einzuzeichnen.

4. Vademecum Architectonicum.

Eine zahlenmäßige Zusammenstellung aller für die sechs Ordnungen in Betracht kommenden Verhältnisse gab Sturm im gleichen Jahre in seinem Vademecum Architectonicum, über das nichts weiter zu sagen ist, da es außer diesen Moduluszahlentabellen nur noch Materialien zur Festungsbaukunde enthält.[1]) Ein ziemlich reich-

---

[1]) No. 4. Dies Vademecum erschien als Anhang zu: Aegidii Strauchii prof. quond. p. Witteb. tabulae sinuum tangentium logarithmorum et per universam mathesin, auctiores et correctissimae in hac nova editione accessêre Leonh. Christ. Sturmii, prof. p. matth. Guelpherb. Amstelodami, 1700, und enthält, wie die Vorrede sagt: Quatuor tabulas Architecturae civilis neque in opere meo Goldmanniano reperiundas, neque unquam antea visas. Der Sondertitel des Vademecums lautet: Vademecum architectonicum comprehendens tabulas Architecturae civilis atque militaris easque maxime necessarias, novo calculo atque methodo hactenus usitatis ordine atque perfectione notabiliter praestanti concinnatas et ad omnium usum accommodatas, non modo discentium, sed ipsa etiam praxi occupatorum, opera et studio Leonh. Chr. Sturm, Math. Prof. Publ. in Acad. Ill. Wolffenb. Amstelodami MDCC. Sturm verrät stets eine sehr hohe Meinung von seinen Arbeiten; doch würde er sich deutsch wohl etwas maßvoller ausgedrückt haben.

haltiges Verzeichnis von Architekturschriftstellern macht das Bändchen für uns wertvoll.

Eine dritte Schrift Sturms aus dem Jahre 1700,[1])

5. Der geöfnete Ritter Plaz, enthält in gesonderten Traktaten kurze, ziemlich oberflächliche Notizen, die in der Hauptsache auf eine Erklärung der Kunstwörter hinauslaufen, über: Festungsbau, Zivilbau, Schiffahrt, Pferdekunde, Jagd und Münzkunde. Eine Neuauflage von 1706 fügte noch einen Traktat über Fechtkunst hinzu und erweiterte den Aufsatz über Architektur durch einen Katalog der Monogramme der Maler und Kupferstecher.

An dieser Stelle interessiert von allen Traktaten nur der zweite[2]) über Architektur. Er enthält zunächst nur ein Verzeichnis, — nebst Erklärung, — der technischen Ausdrücke: Proportion sei ein einfaches Zahlenverhältnis; Symmetrie entspricht, wie auch sonst bei Sturm, genau dem heutigen Gebrauche dieses Wortes usw.

Dann werden die einfachsten Dinge erklärt: was ein Grundriß sei; wie ein Aufriß aussieht usw. Von der zeichnerischen Darstellung eines Schnittes erfahren wir, daß die geschnittenen Stellen bei Balken, Wänden und dergl. weiß bleiben, die in der Ansicht auftretenden Bauteile werden je weiter sie zurückliegen, desto dunkler schattiert: mithin eine Umkehrung des auf heutigen Bauzeichnungen üblichen Verfahrens.

---

[1]) No. 5. Der geöfnete Ritter Plaz, worinnen die vornehmste Ritterliche Wissenschafften und Uebungen, sonderlich was bey der Fortifikation, Civil Baukunst, Schiffahrth, Reitkunst, Jägerey, Antiquen und modernen Müntzen wie auch modernen Medaillen hauptsächliches und merkwürdiges zu beobachten. In erörterung der nothwendigsten und gewöhnlichsten Kunst Wörter, wie auch einer kurtzgefassten Beschreibung und zierlichen Kupfferfiguren. Zu Aussführung der Durchläuchtigen Welt. Denen Liebhabern zum Vergnügen, vornehmlich der Politischen Jugend zu Nutzen und denen Reisenden zur Bequemlichkeit an das Licht gestellet worden. Hamburg, bei Benjamin Schillern, Buchhändlern im Dohm. 1700, neu aufgelegt 1706.

[2]) Die zum Vergnügen der Reisenden geöfnete Baumeister Academie, oder kurtzer Entwurff derjenigen Dinge, die einem Galanthomme zu wissen nöthig sind, dafern er Gebäude mit Nutzen besehen und vernünfftig davon urtheilen will. Alles nach den besten Regeln, und heut zu Tage üblichen Manier der geschicktesten Baumeister, jedoch in möglichster Kürtze vorgestellet und mit nöhtigen Figuren erläutert. Hamburg, Bey Benjamin Schillern, Buchhändl. im Thum, 1700. Verlagszeichen:

Der Reben für
bricht neu herfür.
C. N. M.

Im Abschnitt über die Baumaterialien beschäftigt sich die Darstellung mit den allerelementarsten Dingen. Das ganze Werkchen ist eben nur darauf angelegt, daß „ein Galanthomme mit guter Art von Gebäuden zu reden und zu judicieren wisse". S. 20.[1])

6. Architektonisches Bedencken. 1712.[2])

Die Kirchenbauschrift von 1712 wird von allen Arbeiten Sturms am meisten erwähnt. Sie wurde veranlaßt durch den Baustreit um die Schweriner Schelfkirche.

Über diese Angelegenheit schrieben: C. Gurlitt, Barock in Deutschland, 1889, S. 75. Kirchenbau des Protestantismus, 1893, SS. 76 und 121. Fr. Schlie, Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, II, 1898.

Gurlitt bezweifelte, daß die Kirche von Sturm erbaut sei. „Kirchenbau des Protestantismus" schrieb auf Grund der Frommschen Chronik und Mitteilungen des Stadtbaudirektors Hübbe in Schwerin, der Bau sei wahrscheinlich eine Anlage des Ingenieur Capitains Runtz; Sturm habe einen Teil seiner Verbesserungsvorschläge in Bezug auf die innere Ausstattung durchgesetzt; eine nochmalige Umgestaltung des Kircheninnern habe die Sturmsche Anordnung ganz beseitigt. (1858.) Fünf Abbildungen erläutern den Text.

Schlie gibt in ausführlicher Beschreibung mit zehn Abbildungen den wirklichen Sachverhalt. Beschreibung und Baugeschichte der Kirche im einzelnen sind bei ihm nachzulesen.

Die Grundsteinlegung erfolgte am 6. Mai 1708. Bauleiter war der Ingenieurkapitän Jakob Reutz (nicht Runtz, wie Kb. d. Pr.).

---

[1]) Auffällig ist, daß Sturm als Erbauer des herrlichen Nürnberger Rathauses einen Phil. Gros nennt. R. Dohme, Gesch. d. dtschen. Baukunst, Brln. 1887, 336, nennt 1613—1619 Eucharius Karl Holzschuher, — P. J. Rée, Nürnberg, Lpzg. u. Brln. 1900, 198, 1616—1622 Jakob Wolf d. J. als Baumeister am Nürnberger Rathause. — Sturm war in Altdorf bei Nürnberg geboren. — Die Schrift ist drucktechnisch sehr schlecht ausgeführt. Einige Seiten sind doppelt gedruckt. Auf S. 27 fängt das Buch bei den Baumaterialien noch einmal an, ohne daß ein Heftfehler vorläge. Ein am Schluß angefügtes „Avertissement" teilt dem Leser diese Mängel mit und meint, er „übersehe solchen Fehler geneigt und bleibe gewogen".

[2]) No. 6. Leonh. Chr. Sturms Fürstl. Mecklenburg. Bau Directoris Architektonisches Bedencken von protestantischer kleinen Kirchen Figur und Einrichtung, an Eine Durchläuchtige Person über einem gewissen Casu gestellet und Als eine offtmahls vorkommende Sache zum gemeinen Nutzen in Druck gegeben, mit dazu gehörigen Rissen. Hamburg, bey Benjamin Schillern, Buchhändl. im Dohm, 1712.

Dieser Reutz starb im Oktober 1710, als die Kirche nahezu fertig war. Sturm, der 1711 in den Dienst des mecklemburgischen Herzogs trat, führte einige Veränderungen aus und vollendete den Bau bis zu seiner Bestimmungsübergabe am 24. September 1713.

Eine gewisse Unklarheit besteht über den Zeitpunkt und die Art des Sturmschen Eingriffes. Nach Schlie war der Bau soweit fertig, daß Sturm höchstens noch die inneren Verzierungen, nämlich die römisch-dorische Kompositordnung und die darüberliegenden Fries- und Gesimsglieder ausgeführt haben könnte. Aber gerade hier hält Gurlitt eine Beteiligung Sturms stilistisch für ausgeschlossen.

Sturm selbst äußert sich wiederholt über die Schelfkirche. Man vergleiche:

1. Architektonisches Bedencken, 1712.
2. Unterricht von Häng- und Sprengwercken, 1713.
3. Prodromos, 1714.
4. Vollständige Anweisung, alle Arten von Kirchen wohl anzugeben, 1718.

Die Ausdrucksweise im Architektonischen Bedencken ist undeutlich: „Es ist mir nemlich sub num. I. wieder zurückekommender Grundriß einer vorhabenden neuen Kirche communiciret und mein weniges Gutachten verlanget worden, was von diesem Dessein zu halten sey, ob der Architekt darinnen nach den Regeln der Bau Kunst verfahren und daferne solches nicht wäre, wie ein besser Dessein zu Formiren, und endlich, imfall das Mauerwerck um die Kirche schon stünde, wie die innere Austheilung besser anzustellen seyn mögte."

Unterricht von Häng- oder Sprengwercken: „Wie ich denn nur neulich vor eine fürstliche Persohn eine Kirche auszubauen bekommen, welche in Mauern bereits stand, aber nicht wohl enger und unbequemer hätte ausgesonnen werden können."[1])

Im Prodromos fügt Sturm den Abriß eines Altares bei, den er für die Schelfkirche hatte anfertigen lassen.

In der Vollständigen Anweisung zum Kirchenbau schreibt er:[2]) „Wäre zu wünschen, daß man allezeit lieber an dem übrigen Bau der Kirche spahrete, damit man soviel übrig behielte, als zu einem Kupffer oder wenigstens Bley Dache nöthig wäre, nicht zwar zu einem hohen Dache, wie die Alten verschwenderischer Weise gemachet haben und noch vor Kurtzen an der neuen Kirche in

[1]) Zweite Vorrede. [2]) 24.

Schwerin und an einer Mennisten Kirche in Frießland geschehen ist.“ An späterer Stelle schreibt er, daß er Emporen an Hängewercken in dieser Schelfkirche gebaut habe.[1])

Daß die Kirche also schon unter Dach stand, bevor Sturm Einfluß auf ihren Bau gewann, bezeugt er selbst. Der Turm wird ebenfalls fertig gewesen sein, weil er sonst sicher eine Äußerung über seinen Turmbau gemacht haben würde. Von der architektonischen Ausgestaltung der Innenwände durch Pilaster und Gebälk schweigt er gleichfalls. Die Zusammenstellung der vorhandenen Angaben läßt erkennen, daß seine Autorschaft an diesen Bauteilen unwahrscheinlich ist; wer an Ort und Stelle das nötige Material zur Hand hat, mag dieser engbegrenzten und für die allgemeine Baugeschichte unwichtigen Frage noch näher nachspüren.

Was Sturm sicher an der Kirche ausgeführt hat, ist folgendes: Die aller Wahrscheinlichkeit nach nur erst im Plane vorliegende Innenausstattung des Ingenierkapitäns Reutz hat er ganz aufgehoben. Statt dessen traf er eine Einrichtung, welche den Bau als eine Querhausanlage erscheinen ließ, die sich in der kurzen Axe durch Abendmahlhaus einerseits, durch Fürstenempore und Turm andrerseits erweiterte.[2]) Diese Sturmsche Einrichtung sowie die im Architektonischen Bedencken geäußerten Grundrißgedanken Sturms werden in einem anderen Zusammenhange ausführlich zu betrachten sein. (Abschnitt 9.)

7. Unterricht von Häng- oder Sprengwercken. 1713.

Auch diese Schrift ist, wie das Titelblatt bezeugt, aus Veranlassung eines Bauauftrages verfaßt worden.[3]) Es handelte sich

[1]) 39.

[2]) Die Behauptung Kb. d. Pr. 121, Sturm habe auf die Aufstellung des Altares im Ostflügel verzichten müssen, berichtigt sich aus Schlies Darstellung. Der Irrtum Hübbes entstand dadurch, daß der Altar schon vor 1858 vor die Kanzelkolonnade gerückt wurde.

[3]) No. 7. Leonhard Christoph Sturms, fürstl. Mecklenb. Cammer Raths und Bau Directoris Gründlicher Unterricht von der Allen, sowohl denen, welche in Bau Sachen dem Aerario vorstehen, als auch Baumeistern, Oeconomis und curieusen Reisenden zuweilen sehr nöthigen Wissenschafft von Häng- oder Sprengwercken. Auff Veranlassung einer großen Boßheit welche ein Zimmermann gegen ihm in dergleichen Werck begangen und von unverständigen Bau Herrn ist secundieret worden; öffentlich zu verständigen und unpartheyischen Urtheil auffgestellet, sambt einer Vorrede in Form eines architectonischen Bedenckens, was einem Architecto zu thun sey, im Fall er bauen soll, wo eines großen Herrn höchst vernünfftige Commodität und die allgemeinen Reguln der Bau-Kunst einander schnurstracks zuwider sind, nebst dazugehörigen accuraten Figuren. Schwerin und Leipzig, verlegts Johann Heinrich Russworm, Anno 1713.

um das Haus einer Hochgräflichen Exzellenz in der Stadt N.[1]) Diese Stadt ist, wie aus der Architektonischen Reiseanmerckung hervorgeht,[2]) — Hamburg, das Gebäude kein anderes, als das sogenannte „Alte Ballhaus".

In der zweiten Vorrede beschwert Sturm sich, daß seine Bautätigkeit stets durch ungünstige Bedingungen eingeengt würde, und daß nur undankbare Aufgaben ihm zufielen. So sei es ihm bei der Schelfkirche und beim Neustädter Schloß gegangen. Die ihm in Hamburg aufgetragene Arbeit sei ganz besonders ungünstig, maßen die Exzellenz „mit höchstem Recht und vortrefflichen Verstand eine Commodität darinnen zu haben verlangen, die doch allen Regeln der Architektur schnurstracks zuwider ist".

Gefordert wurde wegen Raummangels im Hauptgebäude ein hölzernes Hinterhaus „mit gantz wenig Ornamenten", für nicht mehr als 7000 Rthlr. Es sollte im Untergeschoß einen großen Festsaal, ferner Raum für einige Bediente enthalten. Außerdem war die Lage und Ausmessung genau umschränkt.

Die erforderte große „ménage" empfand Sturm als sehr beschwerlich: „Hingegen sehe ich täglich, wie bloßen Empiricis, die in Mathesi niemahlen den geringsten Grund geleget, durch Reisen nichts erfahren und sich nicht getrauen dörffen von ihren Wissenschafften das geringste in Schrifften kund zu geben, welches doch einmahl vor allemahl der sicherste Probierstein der Kunst ist, dennoch die schönsten und gantz freye plätze und dazu was nur von unkosten verlanget werden mag, gegeben werden, darauff sie aus dem Grunde nach Belieben Gebäude aufführen können, die zwar im Anfang eine Parade machen, aber mit der Zeit ihrem Inwohner mehr Fehler mercken lassen . . . Ich mag aber niemand außer Noht mit der lieben Wahrheit beleidigen, und bin vergnügt, wenn ich sie nur soweit in generalen terminis vorbringen kann, daß die verwegenen Herrn empirici sich an ihrem Gewissen in der Stille zu prüfen, Gelegenheit finden."

Weit mehr noch hatte er mit dem Unverstande der Leute zu kämpfen, mit denen er arbeiten sollte. Er äußert sich darüber deutlich genug: „Es gehöret dieses Haus in einer berühmten Handelsstadt dem Stadtweinkeller zu, aus dessen Revenuen und von einem großen Herrn dazugeschossenen importanten Posten es gebauet und zu dieses Herrn Bequemlichkeit eingerichtet wird. Die zu Beobachtung und dirigierung dieses Baues von seiten des Stadtkellers

[1]) Ebda. 2. Vorrede. [2]) No. 9, 143 f.

deputirte, mit denen ich in dieser Sache zu thun habe, / denn die zwey verständige Herrn des Raths, so die oberauffsicht haben, nehmen keinen Theil hieran, wie ich auch dieselbige wegen mir erzeigeten sonderbahren [= besonderen] Höfflichkeit höchlich zu rühmen habe / sind einige der Handelschafft beflissene Bürger, die in Weinkosten recht gute Erfahrung haben, aber von dem bauen weniger als ich von der Malabarischen Sprache verstehen." [1]) „Nun laß ich alle vernünftige Architectos, denen gegenwärtige Schrift etwa zuhanden kommen mag, urtheilen, weil ihnen ohne Zweifel aus den Gazetten kund worden, was die Handwercks Leute dieser Handels Stadt auch wider dem publiqven Regiment unternommen, wie ich mit diesen Leuten bey dem Bauen in dieser Stadt müsse gefahren seyn." [2])

Der Hauptschuldige ist nach Sturms Darstellung jedoch gar kein einheimischer Handwerker, sondern ein oberdeutscher Zimmermeister, „ein bosshaffter Vogel, nahmens Günther"; [3]) dieser scheint in der Tat Sturms Klagen zu rechtfertigen. Er und seine Leute breiteten überall aus, das von Sturm sachgemäß angeordnete Hängewerk würde nicht tragfähig sein. Dabei hielt dieser begabte Zimmermann es für zweckentsprechend, die Balken auf der breiten Seite zu verlegen, statt sie hochkant zu stellen.

Als Sturm ihm vorschrieb, den aufzuhängenden Balken erst etwas zu sprengen, unterließ er dies nicht nur, sondern brachte das Hängewerk sogar erst nach eingetretener Durchbiegung auf. Nachträgliches Anheben blieb natürlich erfolglos; das Gespött einer verunglückten Konstruktion aber fiel auf Sturm. Dieser tat alles mögliche, um seinen Ruf wieder herzustellen. Er trug den Baudeputierten eine Wette an, er wolle in Schwerin auf seine Kosten ein Haus genau so wie das Hamburger bauen, „und wenn nun dieses sich auch solchergestalt senckete, wie sie sichs von dem ihrigen weismachen lassen, so wollte ich ihnen tausend Reichsthaler paar bezahlen. Hingegen wenn sichs nicht senckete, wenn ich schon dreymal mehr Last darauff legete, alss auf ihrem gelegen, so sollten sie mir tausend Reichsthaler geben". Doch diese Wette wurde nicht angenommen.

---

[1]) No. 7, 4 u. 5.

[2]) Ebda. 6. Er meint offenbar die städtischen Unruhen von 1708—1712; ein Vergleich mit ausführlichen Darstellungen, etwa Gallois, Gesch. d. Stadt Hamburg, II, 283—356, erweist Sturms völlige Unkenntnis der fraglichen Verhältnisse und Vorgänge.

[3]) Vgl. unter No. 10, M: Architectura civili-militaris, 1719, 17.

Der vom Zimmermeister zugezogene Ingenieur-Kapitän „gab seine Unwissenheit von solchen Wercken recht gröblich an den Tag, daß er NB. sehr hönisch sagete, er hätte sein lebetage nichts von Hängewercken in Wänden gehört“. Ein solches Hängewerk war deshalb erforderlich, weil der untere Saal stützenfrei, darüber aber Scheidewände angeordnet werden sollten.

Im übrigen wurde der Bau dem Programm entsprechend ausgeführt. Das Untergeschoß enthielt außer dem großen Saale einige, beiderseits symmetrisch angeordnete Nebenräume, Treppen, Abort usw. Die Saalbreite trat vorn und hinten als schwaches Risalit aus der Front heraus und trug einen wappengeschmückten Giebel. Der Aufriß, 19 Fensteraxen breit, ergab sich aus der Fachwerkkonstruktion von selbst; der Bau zeigt mit seinem schön gemessenen

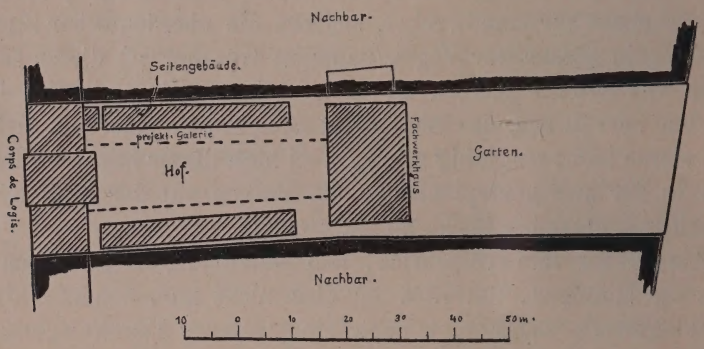


Abb. 10. **Herrenlogiment und Ballhaus in Hamburg.**
Lageplan nach Sturm.

Mansartdach und den beiden geschickt aufgebrachten Schornsteinen für Sturm anerkennenswert gute Verhältnisse. —

Das Ballhaus spielt in der hamburgischen Geschichte eine gewisse Rolle; doch sind die fraglichen Verhältnisse noch nicht ganz aufgeklärt.

v. Hess meldet:[1]) „Der Ballhof diente in älteren Zeiten zu öffentlichen Belustigungen und zu gesellschaftlichen Zusammenkünften, jetzt ist es ein bloßes Privatgebäude, aus mehreren Wohnhäusern bestehend.“

Diese Angaben wurden weiter ausgeführt in einem Vortrage Dr. Walthers,[2]) „in welchem er die bisher zum Theil noch un-

[1]) Topogr. 1810, I, 443.
[2]) Vom 30. Jan. 1899. Mitt. d. Ver. f. Hamburg. Gesch. VII, Heft 1, No. VI, 111.

bekannte Geschichte des vormaligen Ballhauses in der Neustädter Fuhlentwiete entwickelte. Das als Ballhaus oder Herrenlogiment bezeichnete Haus diente ursprünglich als Absteigequartier, als Ort

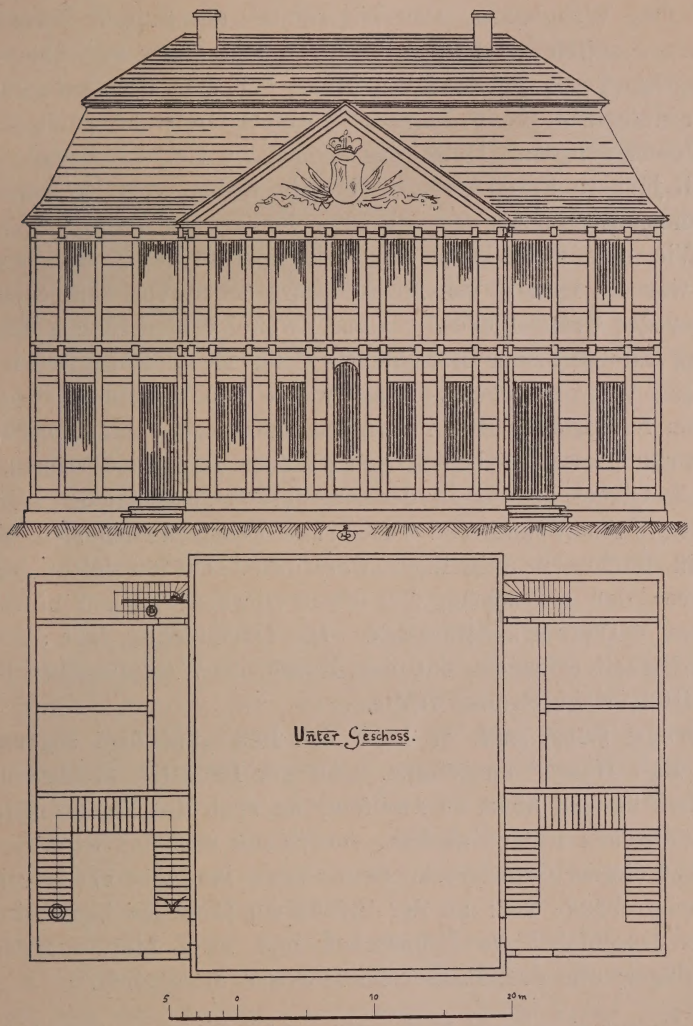


Abb. 11. **Sturms Ballhaus in Hamburg.**

zur Abhaltung größerer Lustbarkeiten und zum Ballspiel. Im Jahre 1675 wurde es von seinem Besitzer an den kaiserlichen Gesandten, Herrn v. Rondeck verkauft, der es der katholischen Gemeinde für ihre Jesuitenmission zur Verfügung stellte. Später kam es in den Besitz der Stadt Hamburg, die es dem Raths-Weinkeller

überließ. Von diesem ging das Gebäude, das im Laufe der Zeit mehrfache Umbauten erlebte, mietweise an den Herzog von Mecklemburg über, der es zu seinem Gesandtschaftshotel in Hamburg bestimmte. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts diente es als gewöhnliches Wohnhaus. Das bis zuletzt als Ballhof bezeichnete, von den Jesuiten als Kirche benutzte und daher in früherer Zeit mit einem Turm geschmückte Haus fiel erst der Anlegung der Kaiser Wilhelmstraße im Jahre 1892 zum Opfer, während ein zweites, vor diesem gelegenes Haus, das eigentliche Herrenlogiment, dessen Baustil jüngere Formen zeigte, bereits früher vom Erdboden verschwunden ist."

Wie eine Bemerkung der Zuverlässigen Nachricht vermuten läßt, war ein Herzog von Mecklemburg schon vor 1699 mietweise Inhaber des Grundstückes.[1]) Ohne Zweifel erhielt Sturm den Bauauftrag infolge seiner Beziehungen zum mecklemburgischen Hofe.

Dem Waltherschen Vortrage wurde eine Abbildung beigegeben, die dem Sturmschen Riss im großen ganzen so gut entspricht, daß man versucht ist, in beiden den gleichen Bau zu erkennen. Der fehlende Giebel konnte in der Ausführung fortgeblieben sein; die veränderte Anordnung von Türen und Fenstern ließ sich, da der Bau in Fachwerk ausgeführt war, durch Umbau leicht bewerkstelligen; daß ein solcher das offene Glockentürmchen hinzufügte, erwähnt Walther ausdrücklich. Die Dachbildung läßt allerdings mit Sicherheit erkennen, daß dem Hause des Waltherschen Blattes die Mittelvorlage Sturms fehlte.

Sturm selbst sagt, er habe den Bau „auf dem sogenannten Alten Ball Hause" ausgeführt. An der Identität mindestens des Grundstückes ist nicht zu zweifeln, da auch die Eigentümerschaft des städtischen Ratsweinkellers von Sturm erwähnt wird.

Auf diesem Grundstücke fand Sturm im Jahre 1712 drei dreistöckige Gebäude vor: an der Straße ein Corps de logis mit einer breiten Durchfahrt im Erdgeschoß und zwei hintere niedrigere Seitenflügel; alle drei Häuser im Hufeisen angeordnet.[2])

[1]) Versuch einer Zuverl. Nachr. (Stelzner) IV, 357, (ersch. 1736) Anno 1699, wörtl.: „Der Hertzog von Mecklenburg ließ durch seine Heyducken den Capitain Salmuhten in der Fuhlen-Twiet vor des Schwedischen Herrn Residenten Rohtliebens Hause, dermaßen zu Schanden schlagen, daß er verschied. Der Hertzog hatte ihm warnen lassen: Daß er wegen einer gewissen Person nicht solte in das Haus kommen. Dieser aber hatte solches nicht geachtet. Als die That geschehen war, begab sich der Hertzog von hier weg. Herr D. Mayer that dieserwegen eine sehr scharffe Predigt."

[2]) No. 7, Vorrede 2.

Der Sturmsche Bau aber sowohl, wie das von Walther abgebildete Haus war zweistöckig. Daß Sturms Bau das spätere Ballhaus ist, geht auch aus dem „großen Festinsaal“ hervor, der im Programm eigens gefordert wird. Das Corps de logis hatte nur kleinere Säle im zweiten und dritten Geschoß. Zu alldem paßt auch in Walthers Vortrage, daß das Ballhaus hinter dem eigentlichen Corps de logis gelegen habe.[1]) Daß also der von Walther und allen andern als Ballhaus bezeichnete Bau genau an der Stelle des Sturmschen Gebäudes stand, ist unbedingt festzuhalten.

Nach Sturms Angaben scheint es sich nicht um einen Ersatzbau oder Umbau zu handeln, sondern um ein gänzlich neues Gebäude. Nach Walthers Bericht aber waren die Jesuiten noch vor Sturms Zeit Inhaber des Hauses. Seine Abbildung zeigt einen dem Sturmschen ähnlichen Bau mit dem Jesuitentürmchen. Von einem Neubau, den die mecklemburgische Gesandtschaft erstellte, meldet er nichts.

Die beiderseitigen Angaben vertragen sich gut, wenn man annimmt, daß Sturm von dem früheren Vorhandensein eines zweistöckigen Fachwerkhauses an der ihm zugewiesenen Baustelle nichts wußte. Diese Annahme ist möglich, weil Sturm bei Abfassung des fraglichen Textes die Baustelle selbst noch garnicht gesehen hatte.

Danach wäre der alte, nach 1675 mit dem Türmchen versehene Bau im Jahre 1712, vielleicht wegen Schadhaftigkeit, von dem mecklemburgischen Gesandten entfernt worden. Sturm hätte dann ohne Erwähnung des alten Hauses nach Schwerin den Auftrag erhalten, an der nunmehr freien Baustelle mit gleicher Abmessung einen zweistöckigen Fachwerkbau mit Mansartdach zu errichten.

Alsdann würde die Walthersche Abbildung den vorsturmischen Bau darstellen. Die Ähnlichkeit dieses Gebäudes mit dem von Sturm errichteten ließe sich als eine notwendige Folge der gleichen Bedingungen hinlänglich erklären.

Leider kann dieser an sich einfache und glaubhafte Zusammenhang nicht aufrecht erhalten werden: die Walthersche Abbildung läßt an dem dargestellten Gebäude mit vollkommener Deutlichkeit einen Blitzableiter erkennen. Ich muß mich daher mit der Beibringung baugeschichtlichen Materiales zur Behandlung der Frage begnügen, diese aber den Hamburgensienforschern überlassen.[2])

---

[1]) Freilich weniger, daß dessen Baustil jüngere Formen gezeigt habe; doch gewinnt ein Fachwerkbau leicht ein etwas altertümliches Ansehen.

[2]) Auch Melhop handelt über das Ballhaus, Althamb. Bauw. 113 ff. Nach ihm ist 1711 ein Neubau mit Glockenturm errichtet worden. Ich weiß nicht,

Im übrigen zeigt sich Sturm in diesem Traktat von seiner besten Seite. Er äußert vernünftige Gedanken und gibt praktisch brauchbare Vorschläge. Offenbar hat er die größte Mühe, seinen Lesern die vorgetragenen Dinge begreiflich zu machen. Statisch komplizierte Zimmerkonstruktionen scheinen zu seiner Zeit noch nicht allgemein geläufig gewesen zu sein.

Er bespricht kurz und deutlich die verschiedensten Anwendungen von Häng- und Sprengwerken: — für Dachstühle und Decken, wobei er Sparren und Binder unterschieden wissen will; (diese Ausdrücke fehlen ihm jedoch noch;) — für Kirchenemporen; — und namentlich für Brücken.

Wie er anfangs behauptete, die Zimmerkunst sei von den Deutschen erfunden worden, so führt er mit Stolz an, daß selbst der große Palladio sich das Muster für seine spätere Cismonabrücke in Deutschland abgesehen habe.

Ausführlich legt er die Vorzüge an Billigkeit und Raumersparnis dar, die einer Brücke mit Hängewerk gegenüber einer Jochbrücke eigen sind.

Sein Vorschlag, schlechten Baugrund nach dem Gedanken der Erdbogen durch Hängewerk zu verbessern, scheint untunlich.

Im ganzen aber muss diese Schrift als lehrreich und verdienstlich anerkannt werden. Sturm bewegt sich eben hier auf seinem eigensten Felde: — er ist Bautechniker, nichts anderes.[1])

8. Prodromos Architecturae Goldmannianae. 1714.[2])

Dieser Traktat ist wichtig, weil er über die Beteiligung Sturms

---

worauf diese Annahme beruht. Für Sturm lag gar kein Grund vor, in seinem Bericht den Glockenturm zu unterschlagen.

[1]) Wiederholt erwähnt Sturm in diesem Traktat: Wilhelm, Architektur oder Zimmerbuch.

[2]) No. 8. Leonhard Christoph Sturms, Fürstl. Mecklenburgischen Kammer Raths und Bau Directoris Prodromos Architecturae Goldmannianae oder getreue und gründliche Anweisung,

1. worinnen die wahre Praxis der Civil Bau Kunst bestehe,

2. wie das Bauwesen in einem Fürstenthum mit Bestellung nothwendiger Bedienten und deren Instruction, mit Anrichtung eines zulänglichen Bauhofes und mit sicherer Führung der Rechnungen einzurichten sei,

3. wie eine nach Nicol. Goldmanns Reguln eingerichtete Invention allezeit vor der Tadelsucht der Empiricorum in Praxi sicher stehen könne.

Als eine Vorbereitung zu einer vorhabenden neuen sehr vermehrten, verbesserten und bequemeren Edition der Vollständigen Anweisung zu der Civil Bau Kunst herausgegeben in netten Kupferstichen, mit unterschiedlichen bau-

an einigen Bauten Aufschluß gibt.[1]) — Gleich die Vorrede erwähnt die Frankfurter Ehrenpforten, die dem Könige gefallen und den Baumeistern keinen Anlaß zum Tadel gegeben hätten. Über diese Ehrenpforten ist zu vergleichen: Sturms Vollständige Anweisung, die Bogenstellungen nach der Civil Bau Kunst nach allen Fällen recht einzutheilen usw. (Augsburg, 1718, S. 14.)

Anläßlich des Universitätsjubiläums im Jahre 1706 wurden für die mit großer Überschwänglichkeit begrüßte Ankunft des

meisterischen Erfindungen erläutert. Augspurg, in Verlegung Jeremiae Wolffen, Kunsthändlers, gedruckt bei Peter Detleffsen, 1714.

[1]) Auch in den Charakter Sturms und in die baugeschichtlichen Verhältnisse seiner Zeit gewährt das Buch interessante Einblicke. Sturm sagt in der Vorrede: „Indem ich in diesem Tractat vorhabe, von der Praxi, das ist, von der würcklichen Ausführung und löblichen Anwendung der Architectonischen Theorie zu handeln, muß ich zuforderst vorbauen, daß niemand sich mit urtheilen übereile, als käme solches aus Hochachtung meiner und Verachtung anderer her. Zwar läugne ich nicht und erkenne mit gutem Bedacht, daß meiner Natur nach, zu diesem gemeinen Laster verblendeter Selbstliebe auch wohl vor vielen andern geneigt seyn möchte, doch habe ich auch Ursach die Gnade Gottes öffentlich zu rühmen, die mich davon ziemlich schon befreyet hat.“ Der Gnade Gottes danke er auch seine künstlerischen Fähigkeiten und „daß ich hinter viele Vortheile, Handgriffe, Anmerckungen, sonderlich aber hinter viele Geheimnisse der Handwercker habe kommen können. . . . Dieses erwarb mir einigen Nahmen, doch hörete ich immer, daß mir zwar in der Theoria mehr zugeschrieben wurde als ich verdienete, doch niemand mich der sogenannten Praxis für fähig halten wollte. Welches, weil es mir Wunder nahm, mir Anlaß gab, in Berlin, Dresden, Hannover, Wolffenbüttel etc. auf die Baumeister genau Achtung zu geben, damit ich dahinter käme, worinnen es bestehe, daß sie die Baukunst practiciren könten, und ich nicht. Ob ich schon keine Gebäude von Importanz angegeben, doch aber von meinem einundzwanzigsten Jahr an, wiewohl nur unterschiedliche Adliche Land- und bürgerliche Wohnhäuser, Lusthäuser, Altäre und dergleichen inventirt hatte, darinnen ich durch Gottes Gnade zu der Bauherren vergnügen reüssiret, nichts destoweniger sah ich an Höfen junge Leute zu Baumeistern annehmen, die von der Reise aus Italien wiederkamen, aber keinen Kofen gebaut hatten, doch vertrauete man ihnen Paläste und sie passirten den Augenblick vor Praxis mäßige Herren, ohnerachtet ich an ihnen recht grobe Mängel in den unentbehrlichen Principiis der Kunst bemerckete. Andere fand ich denen ebenfalls die importanteste Wercke zu bauen anbefohlen worden, die sich selbst nicht hätten träumen lassen, daß sie solten Baumeister werden, sintemahl sie ehemals sich bloß auf das Zeichnen und die Bildhauer-Kunst oder wohl gar nur auf das Tischlerhandwerck geleget hatten. Darüber wuchs meine Verwunderung noch mehr, sonderlich weil unter dieser Herren Aufsicht doch große Lust Gebäude dergestalt in die Höhe kamen, daß man außer der Eintheilung der Zimmer, der Symmetrie, dem Verstand und Selectu der Zierrathen nebst der Acribia der Subtilitäten an den Theilen der angebrachten Ordnungen nichts sonderlich zu tadeln fand und die Konstruktion noch ziemlich gut war.“

Königs[1]) zwei Ehrenpforten erstellt: eine im Namen der Universität, eine im Namen der Stadt.

Sie finden sich in Kupferstichen abgebildet, nebst einem Lageplan, in der Beschreibung des Universitätsjubiläums. Die Ehrenpforte der Stadt bekam nur eine Toröffnung, die der Universität zwei Nebenöffnungen. Beide wurden durch eine Allee von Lorberbäumen miteinander verbunden. Eine von beiden war mit Sturms sechster deutscher Ordnung ausgestattet; an der anderen tat er sich durch rechnerisch exakte Anordnung einer couplierten dorischen hervor.

Auch von seinem Anteil an der Berliner Münzturmfrage spricht Sturm in der Vorrede. Nach seiner Darstellung verhält sich diese Angelegenheit folgendermaßen:

Ein Architekt (Schlüter? Eosander v. Göthe?[2]) hatte eine noch tragfähige alte, mäßig hohe Turmmauer durch Vorziehung einer neuen Mauer verstärken wollen. Als jedoch ein Aufbau darüber errichtet wurde, sackte die neue Mauer ab, sodaß die Last des Aufbaues doch auf der alten Mauer und deren Fundament auflag. Da das Fundament gut war und nicht wich, barst die alte Mauer mit einem beträchtlichen Riss. Sturm hatte den Zustand zusammen mit zwei „großen Baumeistern" zu begutachten, und erklärte ihn für sehr gefährlich. Einer der beiden anderen Sachverständigen äußerte sich garnicht; der zweite meinte, die Sache sei

[1]) Vgl. die lateinische Festschrift des Professors und Bürgermeisters von Frankfurt (Rational. et Moralis Philos. Prof. Publ. Ord. et Civit. Francof. Consul) Arnold Wesenfeld.

[2]) Zur Annahme einer besonders heftigen Gegnerschaft zwischen Sturm und Schlüter finde ich keine Veranlassung. Natürlich waren sie keine Freunde: Schlüter wird den anmaßenden Sturm sehr wenig geschätzt haben; für Sturm war jener einer von den vielen „Empiricis", als deren Feind er sich von vornherein betrachtete. — Wenn Sturm von Gurlitt, Gesch. d. Bar. in Dtschld. 65, der erbittertste Gegner Schlüters genannt wird, so beruht das vielleicht auf der Zuschreibung eines anonymen Artikels im Theatrum Europaeum, den Dohme, Gesch. d. dtschen. Baukunst 1887, 380, erwähnt, an Sturm. Schon Dohme spricht die Vermutung aus, daß jener Artikel, den ich leider nicht gesehen habe, von Eosander sein könnte. Nach Sturms Art hätte zweifellos ein solcher Streit in seinen Schriften eine Wiederspiegelung erfahren, wie das mit seinen sämtlichen sonstigen Polemiken hinlänglich der Fall ist. Auch widerspräche es seinem ganzen Wesen aufs Empfindlichste, eine solche Streitschrift namenlos ausgehen zu lassen. — Die Schlüterschen Entwürfe zum Münzturmwettbewerb finden sich in einem Gurlittschen Aufsatze, Ztschrft. f. Bauwesen, XXXIX, Brln. 1889, 323 ff. — Vgl. die Besprechung dieses Aufsatzes von Dohme, im gleichen Bande, 470. — Der dort abgebildete Schlütersche Domentwurf läßt übrigens Sturmschen Einfluß deutlich erkennen!

unbedenklich. In der Nacht darauf stürzte ein großer Teil des Mauerwerkes ein. Der vorher so zuversichtliche Architekt gab nun den ganzen Bau verloren. Sturm aber befürwortete eine allmähliche Abtragung, die sich dann auch gefahrlos bewerkstelligen ließ.

Der Verfolg dieser Angelegenheit findet sich erst an einer späteren Stelle des Buches dargestellt. Das Programm für den Neubau lautete: der Turm sollte 300 Fuß hoch, ganz von Stein, und mit Arkadendurchbruch errichtet werden; ein Spreekanal sollte dicht dran vorbei oder drunter durchgeführt werden, um ein Mühlrad für Wasserkunst und Münze zu treiben. Diese letzte Bedingung erhöhte die Schwierigkeit der Bauausführung bedeutend, zumal der Baugrund ohnehin schlecht war, nach Sturms Vermutung sogar eine 15 Fuß mächtige Schicht Treibsand enthielt. Sturm gibt also zunächst ausführliche technische Fundamentierungsvorschriften. Ferner liefert er drei verschiedene Entwürfe für den Neubau, die in den Tafeln XVI—XXV dargestellt werden. Weshalb er diese drei Entwürfe zum Wettbewerb nicht einreichte, ist unerfindlich; die Vorrede gibt dafür nur ganz haltlose Vorwände an. Der Text zu diesen Tafeln enthält einige wenige technische Anmerkungen. Den zweiten Entwurf betrachtete Sturm als seine beste architektonische Leistung überhaupt, weil alle fünf Ordnungen in voller Regelmäßigkeit daran vorkommen, ohne daß eine die andere beeinträchtigt, und weil diese schwierige Anordnung rechnerisch und mittelst eines besonderen konzentrisch-radialen Netzes festgestellt wurde.[1])

---

[1]) Erster Turm. Im Vergleich mit andern Entwürfen Sturms frei und flott gedacht. Beachtenswert als ein Turm mit rein klassischen Baugliedern, also eine Lösung, die weder Antike noch Renaissance geleistet hatten. Für eine gewisse Lebhaftigkeit des Bauwerkes sorgt die skulpturelle Ausstattung, die auf Sturms Zeichnung allerdings ledern und trocken herauskommt. — Der Schnitt zeigt einen kühnen, aber überzeugend soliden Aufbau.

Zweiter Turm. Geschlossener im Umriß; weniger ausdrucksvoll in der Gliederung. Anstößig ist, daß die höchste Korrektheit der Ordnungsglieder in abgeschmackter, ja unfugartiger Weise durch lose drangehängte und draufgestellte Zutaten gewürzt werden soll: töricht sind die Feuerpfannen mit dem Monogramm des Königs, höchst sonderbar die Verteilung der Statuen und die Anbringung des Zifferblattes. Künstlerisch ungelöst ist die Überleitung von der Kuppelrundung zum oberen Arkadengeschoß. — Der Schnitt ist bei glaubwürdiger Festigkeit akademisch ungelenk und öde. Als ein wahres Monstrum präsentiert sich die doppelläufige Wendeltreppe mit ihren 418 Stufen und ihrer geringen Höhe; da keine Möglichkeit eines Ausblickes ins Freie wahrnehmbar ist, wäre sie praktisch so gut wie unbrauchbar.

Dritter Turm. In seinen steinernen Geschossen dem ersten ähnlich; merk-

Der dritte Sturmsche Bau, den der Prodromos erwähnt, ist das sogenannte Neue Schloß zu Neustadt an der Elde.[1])

Über dieses berichtet Schlie ausführlich[2]) auf Grund der Prodromosstelle und der Bauakten. Seinen Angaben ist kaum etwas hinzuzufügen.

Im Traktat von Häng- und Sprengwerken erwähnt Sturm den Bau gleichfalls. Er schreibt dort,[3]) er müsse ein Schloß ausbauen, „welches zwar in recht guten und noch ziemlich disponirten alten Mauren stehet, aber an der gantzen Faciata nicht mehr als 120 Fuß, an der Seite nach den Flügeln nur 80 Fuß hält, am Corps de logis nur 30, an den Flügeln nur 22 Fuß in Lichten hat, und dennoch in jeder Etage zwey große und zwey kleine Appartements, vier Treppen und einen Saal bekommen müssen. Da ich jedweden Architekt will versuchen lassen, wie er das herausbringe".

Daß sich Sturms Bauanteil auf die Innendisposition erstreckte, geht aus Schlies Ausführungen deutlich hervor. Wie der ebenfalls bei Schlie reproduzierte Grundriß des Prodromos erkennen läßt, leistete Sturm dabei in der Tat das mögliche. Die Räume sind

würdig durch die mächtige, achtseitige, starkgeschweifte Kupferhaube, die den oberen Abschluß bildet. — Der Schnitt zeigt das sorgfältig konstruierte, durch Holzersparnis bemerkenswerte Zimmerwerk dieser Haube.

[1]) Auch hier beschwert sich Sturm, daß ihm nur kärgliches Flickwerk zufalle, während „kahle Empirici" große, teure Bauten zur Ausführung erhielten. Auf die Empiriker, die er etwas spitzfindig von den Praktikern unterscheidet, ist Sturm in dieser Zeit besonders schlecht zu sprechen. Der Prodromos und ebenso die Reiseanmerkungen aus dem Jahre 1716 sind voll von Ausfällen gegen die „Empiriker", die als „halbgelehrte Baumeister auf ihrem Miste raisonnieren". Er spricht von schlecht informierten Empirikern, die keine wahren Architekten seien; von „pur unvernünftigen", und von „idiotisch groben" Empirikern. — Vgl. auch noch No. 10, P, 84 (1718): „Ich hatte mir sagen lassen, daß auch ein oder andrer Professor Matheseos sich habe verleiten lassen, dem unvernünfftigen Urtheil einiger faulen Empiricorum blindlings nachzusingen, aber die möchten sich bedencken, daß sie sich noch ärger als jene damit prostituieren, weil sie keine Gelegenheit haben wie jene, die mächtige und angesehene Ignoranten auf ihre Seite durch eine hoffärtige Conduite zu ziehen."

[2]) Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, III, 1899. — Vgl. auch Lisch, Mecklenb. Jahrbch., XXXV, 75—79, und Lisch, Mecklenb. in Bildern, I, 58—68. Die erste Anlage, im wesentlichen gleich der heutigen, stammt von Geert Evert Piloot; Entwürfe aus den Jahren 1618 und 1619. Bis 1622 wurde eifrig gebaut, sodaß das Schloß notdürftig unter Dach war, als der Dreißigjährige Krieg sich in jene Gegend zog. Schon 1660 und 1667 waren Vorkehrungen gegen den Verfall erforderlich. 1710—1712 bauten v. Hammerstein, Reutz und v. d. Knesebeck daran. Dann übernahm Sturm die Bauleitung.

[3]) No. 7, Zweite Vorrede.

nicht nur zu bequemer Benutzung nach den französischen Geselligkeitsregeln, sondern sogar mit einer gewissen freien Großartigkeit angeordnet. Trotz ihrer Kleinheit gewähren diese Gemächer einen räumlich angenehmen Aufenthalt. Das große Schlafzimmer in den Flügeln wurde nachmals durch eine eingezogene Wand in zwei sehr kleine Bureauräume zerlegt; die dadurch entstandenen Raumkarikaturen (3,75 . 5,23 und 4,40 . 5,23) dürfen natürlich dem früheren Architekten nicht zur Last gelegt werden. Der 1,39 m breite Raum daneben war bei Sturm zu Fahrstuhl, Kamin, Garderobe nebst Abtritt und zu einer Geheimtreppe ausgenutzt.[1])

Den Hof wollte Sturm um sieben Stufen aufhöhen. Vorn sollte er durch eine Futtermauer mit Balustrade abgeschlossen werden. Den Zugang sollte eine breitstufige kurvierte Treppe, mit allegorischen Figuren auf Postamenten, ermöglichen. Eine Attika-ähnliche Balustrade mit Figuren war auch hinter dem Giebel geplant. In der Dachbildung, — ursprünglich war sicher Schieferdeckung beabsichtigt, — zeigt der Riß eine Erinnerung an französische Schlösser, z. B. an den Louvre, im Spitzenbehang längs der Bruchlinie. — Daß das Dach selbst von Sturm konstruiert sei, spricht der Prodromostext nicht aus; doch läßt die Profilzeichnung tab. II mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf schließen.

Wenn Sturm die italienischen Deckenstukkaturen rühmt, die sehr naiv gedacht und derb, fast ungeschlacht behandelt sind, so bezieht sich dies Lob sicher in erster Linie auf die technische Ausführung. Im gleichen Sinne lobt er bald darauf die viermal zusammenlegbaren Fensterläden.

Die Fenstergewände, die Risalitarchitektur, Kellergurt und Gesimsecken, ebenso Schornsteine und Kellertreppen bildete man aus Pirnaer Sandstein, — die übrigen Teile der Gesimse aus Formsteinen. Die Brüstungen wurden in löblicher Solidität mit Kupfer abgedeckt.

Sicher kommen auf Sturms Rechnung die unglücklichen vier Säulenpaare am Hofeingang und in der Axe der Gartenfront. Die

[1]) Der für die Veröffentlichung bestimmte Grundriß Sturms im Prodromos verzeichnet die, — übrigens unerklärliche, — kurze Frontvorlage der einen äußeren Flügelmauer nicht. — Die Abmessungen in m:

Hoffront des Mittelbaues 19, der Flügel 18;
Stirnfront der Flügel 8;
Außenfront der Flügel 30,36;
Gartenfront 35,06. —

Im Prodromostext zu Tab. XII, fig. 2 a b (die Tafelnumerierung im Text ist falsch) ist die Ausführung über den Altan unverständlich.

Art, wie sie gänzlich halt- und hülflos in die übrige Fassade hineingeklemmt sind, wirkt namentlich an der Rückfront geradezu komisch und beweist im übrigen, daß die Fassaden bis auf eben diese Säulen fertiggestellt waren, als Sturm den Bau übernahm. Für den äußeren Gesamteindruck des heute vorhandenen Baues ist also wohl die Tätigkeit v. Hammersteins und des Kapitän Reutz bestimmend gewesen. — Die Kapitelle der Sturmschen Säulen sind als unbearbeitete Bossen versetzt. Für die Hoffront waren römische, hinten korinthische Kapitelle beabsichtigt. —

Schließlich gibt der Prodromos noch einen Abriß von dem Altar, den Sturm für die Schelfkirche in Schwerin aus Marmorstuck hatte herstellen lassen. Sturm bemerkt dabei, daß er einen eben solchen Altar auch in der Benediktkirche zu Quedlinburg aufgerichtet habe, wo eine ganz bizarre Grundfigur regelrecht mit Goldmannschen Säulen ausgestattet werden sollte. „Es ist aber ja der Wille Gottes gewesen, daß die von mir angegebene Gebäude allezeit an obscuren Orten auffgekommen, da sie zu weniger Leute Kundschafft gelanget.“ —

Das ist das wichtigste vom Inhalte des Prodromos. Außer diesen Nachrichten und Rissen von wirklich ausgeführten Bauten Sturms enthält er noch einen angeblich zur Ausführung bestimmten, dann aber liegen gebliebenen Entwurf zu einem fürstlichen Residenzschlosse, das im großen und im einzelnen genau der französischen Etikette angepaßt ist. Der Grundriß zeigt, wie üblich, Hufeisenform, mit einer Mittelvorlage an der Hofseite des Hauptbaues. Das durchweg gewölbte Erdgeschoß, in dem die mächtigen Pfeiler mit ihren starken Vorlagen gegenüber dem Nutzraum eine unverhältnismäßige Grundfläche einnehmen, enthält nur Wirtschaftsanlagen. Im ersten Hauptgeschoß darüber wurden die Wohn- und Repräsentationsgemächer angeordnet. Die Grundrißgestaltung gibt hier eine einfache und glatte Lösung. Wie eine bequeme und gesonderte Verbindung zwischen den Zimmern des Herren und der Frau hergestellt wird, wie diese Verbindung namentlich die Schlafgemächer berücksichtigt, wie durch Badestuben, Fahrstühle[1]) und sonstige Hülfseinrichtungen für erhöhte Wohnlichkeit gesorgt wird, — das

[1]) Bei der Gelegenheit handelt der Prodromos auch von Fahrstühlen: technische Erläuterungen mit Figuren. Er führt den Fahrstuhl („fliegender Stuhl“) des Erhard Weigel an, der Sturms und seines Vaters Lehrer in der Mathematik gewesen war, und gibt einen Fahrstuhl von des Auctoris Invention.

Zu den besonders verschmitzten Ausstattungsstücken dieses Schlosses gehört auch eine vielseitige Drehtür, nach Art der heute an Restaurationslokalen üb-

alles zeigt einen entschiedenen Fortschritt gegen Goldmannsche Kunst; ebenso die Anlage der quadratischen Hauskapelle, in der die innere Anordnung, — Gestühl und Empore, — nach einem Kreise getroffen ist, in dessen Peripherie die Kanzel steht. Das zweite Hauptgeschoß enthält die Bibliothek, eine Gemäldegalerie und ähnliche Räume. Zwei Halbstockwerke geben Platz zur Unterbringung der Dienerschaft. Unter dem Sockelgeschoß befindet sich noch ein Keller. — Die Fassaden, überall Sturms schwache Seite, müssen als verfehlt bezeichnet werden.

Des weiteren enthält der Prodromos nur noch eine ausführliche, etwas pedantische, aber im Grunde richtige Betrachtung über den zweckmäßigsten Bildungsgang eines werdenden Architekten und den Organisationsentwurf einer zu schaffenden Baubehörde. —

In diesem Buche erwähnt Sturm Paul Deckers Fürstlichen Baumeister,[1]) der 1711 gleichfalls in dem „recht ausbündig netten" Verlag von Jeremias Wolff erschienen war. Er meint, Decker habe sich sehr habil erwiesen und berühmt gemacht. Ihn selbst dürfe man nicht mit Decker vergleichen, da beider Zwecke ganz verschieden seien. Jenem komme es auf die Zierde des Baues an; ihm selbst auf die Konstruktion, „maßen mein Haupt Vorhaben ist, zu zeigen, wie man nach den Goldmannschen principiis ein fürstlich Gebäude anlegen, starck und bequem in behöriger Symmetrie und Eurythmie erbauen könne".

9. Architectonische Reiseanmerckungen. 1716.[2])

Das wichtigste in diesem Traktat ist die Beziehung Sturms zum Lustschlosse von Salzdahlum.

Obwohl eine umfangreiche Literatur über Salzdahlum längst festgestellt hat, daß dies Schloß nach dem Vorbilde von Marly

---

lichen. — Über Erhard Weigel vgl. Allg. Dtsche. Biogr. XLI, Lpzg. 1896, 465 ff. 1625—1699, seit 1652 Professor der Mathematik in Jena. Er schrieb u. a.: Mathematische Kunstübungen sampt ihrem Anhang, Jena 1670.

[1]) Decker (1677—1713, Nürnberger wie Sturm) schloß sich nach Gurlitt, Gesch. d. Bar. usw. in Dtschld. 383, und Ztschrft. f. Bauwesen, XXXIX, Brln. 1889, 323 ff. einigermaßen an Sturm an. Er verfaßte: 1. Fürstlicher Baumeister oder Architectura civilis, Augsbg. 1711—1713; 2. Ausführliche Anleitung zur Civilbaukunst, Nürnberg; 3. Neues Grottenwerk für Goldschmiede und andere Künstler, Nürnberg.

[2]) No. 9. Leonhard Christoph Sturms durch einen großen Theil von Teutschland biss nach Pariss gemachete Architectonische Reise Anmerckungen, zu der Vollständigen Goldmannischen Bau Kunst sechsten Theil als ein Anhang gethan, damit soviel in des Auctoris Vermögen stehet, nichts an der Vollständigkeit des

s. Seine 1688 (—1694?) von Hermann Korb erbaut wurde,[1]) findet sich gelegentlich die Angabe, der Bau sei von Sturm errichtet. Dieser Irrtum, der sich übrigens schon bei Marperger findet, wurde vielleicht dadurch veranlaßt, daß Sturm in seinen Reiseanmerkungen einen verbesserten Grundriß des Salzdahlumer Schlosses vorbringt, der, da er von Sturm gezeichnet ist, seinen Namen trägt. Diesen Grundriß, — der also nicht den wirklichen Zustand des Schlosses, sondern Sturms Verbesserungsvorschläge darstellt, — bildete Gurlitt in seiner Geschichte des Barockstiles in Deutschland ab, ohne auf diesen Zusammenhang ausdrücklich hinzuweisen.[2])

Die „Reiseanmerckungen" führen Bauwerke und sonstige Sehenswürdigkeiten von deutschen, holländischen und französischen Städten

---

Werckes ermangele Cum gratia et privilegio Sacrae Caesaris Maiestatis. Augspurg, in Verlegung Jeremiae Wolffen, Kunsthändlers. Daselbst gedruckt bey Peter Detleffsen, Anno 1719. — Das Werk wird schon hier angeführt, weil die Vorrede unterzeichnet ist: Rostock, Mai 1716.

Dies Werk wurde angeblich durch die Bitte eines vornehmen jungen Herrn veranlaßt, ihm für seine beabsichtigte Reise brieflich einige Beobachtungsanleitung zu erteilen. Daß es sich hierbei um eine Erfindung handelt, geht nicht sowohl aus der Namenlosigkeit der Anrede und Unterschrift, als aus dem Umstande hervor, daß der Schreiber wiederholt seine Rolle vergißt, z. B. an der auch sonst lehrreichen Stelle: „Man siehet wie zu Brüssel und Antwerpen sowohl als in Pariss vor diesem die Dorische Ordnung in hohem Werth gewesen. Aber itzo da die Baumeister mercken, daß sie unverantwortliche Fauten fast alle Zeiten daran gemachet, und sie doch auch nicht zu vermeiden wissen, so verlassen sie sie itzo gar und verlieben sich trefflich in die Jonische, welche fein leicht ist. Nun ist die Schwierigkeit von mir in publiqven Schrifften schon vorlängst abgestellet worden, also, daß ich allezeit allen Architectis in der Welt habe öffentlich trotz bieten können, ob sie etwas dawider zu sagen wüsten. Aber da sie es nicht können, so wollen sie doch mit solcher Ordnung lieber garnichts zu thun haben, als daß sie sich der von einem ihnen verhaßten Censore gezeigeten Anweisung bedienen wolten. Darüber ich hertzlich lache, und deßwegen neulich noch einen Traktat herausgegeben, von den Ordnungen der Bau Kunst, darinnen ich gezeiget, daß die Baumeister insgemein nicht eine Ordnung recht verstanden haben, und wenn sie sie recht verstehen wollen, es nothwendig von mir lernen müssen, welcher Affront sie noch mehr schmerzen wird, weil sie auch dawider kein Wort sprechen können, sondern sich nur mit Schnüppgen im Schubsack dagegen revengiren müssen."

[1]) Über Hermann Korb und seine Bauten s. den Aufsatz von Maximilian Jabusch in: Niedersachsen XII, 3, 1. Nov. 1906. — Literatur über Salzdahlum z. B.: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Großherzogtums Braunschweig, III (Meier und Steinacker); V. Heinemann, Die herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel; K. Steinacker, Übersicht über die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Holzminden.

[2]) Gurlitts Text läßt keinen Zweifel über den Erbauer; vgl. aber: Marperger, Historie und Leben der berühmtesten Baumeister, Hbg. 1711, 470.

auf, wobei zuerst und namentlich das Festungswesen berücksichtigt wird. Sturm kommt dabei auf die verschiedensten Bauten und technischen Vorrichtungen zu sprechen. Fast nie gelingt es ihm, solche Dinge und ihre Herstellung zu beschreiben, ohne allerlei Verbesserungsvorschläge mit anzubringen. Das Buch enthält zahllose Stellen nach Art dieser:

„Darum habe ich einen Grund Riß hiebey gefüget, worinnen ich nicht nur alle äußeren Mauren und die Fenster daran, sondern auch alle drey Höfe desselben Hotels behalten und gewiesen habe, wie es bloß durch eine andere Disposition der Scheidewände weit besser könte angeleget werden. Wenn mein Herr ihn einem Parisischen Baumeister weiset, und er nicht ganz unvernünfftig gegen die Ausländer portiret ist, so wird er mir solches zugestehen müssen.“ Das ganze Werk besteht aus zahllosen, wenig gefärbten, ungruppierten Aufzählungen.[1])

[1]) Eine Auslese der interessantesten Stellen mag zur Probe genügen.

Der Magdeburger Dom ist nächst dem Regensburger das beste gotische Bauwerk in Deutschland. Der von Amiens ist mit diesen beiden nicht zu vergleichen. Hier waren „die gerühmten Kirch Stühle mit Altvätterischen übel gezeichnetem Schnitzwerk gantz überschüttet und also mühesam und kostbahr genug, aber eben deswegen nur desto verdrießlicher anzusehen.“ (SS. 4 u. 128.)

An den Fachwerkbauten von Braunschweig und Hildesheim ist nichts zu sehen. Immerhin findet Sturm die in landschaftlichen Gruppen ausgebildete Verschiedenheit der bürgerlichen Wohnanlagen beachtenswert. (SS. 12 u. 15.)

In Amsterdam hat Sturm nur ungefähr die Hälfte der Merkwürdigkeiten angesehen, da er diese durch Filipp von Zesen so gut beschrieben fand, daß er sich zur Ersparung von Zeit und Kosten für die andere Hälfte der Sehenswürdigkeiten mit Zesens Darstellung begnügte. (S. 34.) Immerhin wird das Stadthaus, — das herrlichste Rathaus der Welt, wie die Peterskirche die prächtigste Kirche ist, — ausführlich geschildert. Von den Kirchen wird die Ooster Kirche erwähnt, die im griechischen Kreuz angelegt sei, „wie die neulichste Zeit her alle Baumeister unter den protestirenden auf diese ganz unbequeme Figur gefallen sind“; und der sogenannte Lutherische Pott; bei diesem ist die Beschreibung des Aufbaues bedenklich konfus.

An der Mündung der Amstel ins Y findet sich eine Brücke, deren mittelster Bogen zum Durchlassen der Schiffe mit einer schlitzartigen Öffnung versehen ist; diese wird durch selbsttätige Klappen geschlossen. Mit Recht bewundert Sturm mehr den unterbrochenen Bogen, als die automatische Klappvorrichtung. (S. 33.)

Ausführlich werden die Sehenswürdigkeiten von Paris aufgezählt. Von einem beliebigen Fremdenführer unterscheidet sich das Werk nur dort, wo eine unregelmäßig angebrachte dorische Ordnung mit unverhältnismäßigem Nachdruck getadelt wird. Mit welcher Heftigkeit Sturm überhaupt gegen unbedeutende Kleinigkeiten vorgeht, zeigt eine Bemerkung über das Schloß von Clagny, welches für die Maintenon, „ein Weib von kaum erträglicher Caprice und Feindseeligkeit“, erbaut worden war. Er findet hier einen Fehler in der

Wenn Sturm von der Stadt Hamburg schreibt: „welche daß sie ihresgleichen in Deutschland nicht habe, eine schon bekandte Sache ist," so geht das wohl hauptsächlich auf die Befestigung; denn von Architektur findet er dort begreiflicherweise nicht viel zu rühmen. Zwar nennt er den neuen Wandrahm und Alten Graben (Neuerwall) zwei besonders schöne Straßen. „Doch wüßte ich mich nicht eines Hauses in der gantzen Stadt zu erinnern, das recht nach den Regeln der guten Architektur gebauet wäre, man müßte denn auf dem alten Graben das Göritzsche und das Ahlefeldische, nebst noch einem paar ebendaselbst welche ich nicht zu nennen weiß und hinter dem Gänse Marckt das Gumprechtische dafür setzen, welches von außen eine Imitation des Hauses ist, welches ich am Ende meiner ersten Ausführung der Goldmannischen Architektur gezeichnet habe, wiewohl daran das rechtmäßige Erhöhen der Geschosse nach dem Gesicht bey dem obersten Halb-Geschoß vergessen worden."[1]) . . . „Die Kirchen haben inwendig auch ihre feine Zierrathen an Tauffsteinen, Orgeln und sauberen Gemälden, und ist da besonders gute Gelegenheit, die Verbindung und Verkleidung höltzerner Thurm Spitzen wohl zu besehen. Die Michaeliskirche hätte aber als ein neues Gebäude vor eben die Kosten weit besser können gebauet werden . . . Außer der Stadt sind zwey Orten, da man sich eine Promenade hinmachen und der Hamburger Gärten und Lust Häuser besehen kann, daran gewißlich theils guter Verstand, meistens aber noch größere Kosten, ja größere als man von Privat Persohnen vermuthen sollte, gewendet worden, biß zur Jalousie der Fürsten, deren viele in dem Römischen Reich von großem Hause sind, und solche Depensen nicht machen können. Diese beyde vornehmste Oerter heißen, eines Hamm und Hoorn, das andere der Billwerder."

Ordnung und schreibt: „Habe ich da nicht Recht, mich über die blinde Tollheit der Welt zu moquiren, welche Baumeister, welche Jungens Schnitzer machen, zu Graffen machet; denn es ist kaum auszusprechen, wie eckelhafft es aussiehet," — — daß zwischen den Säulen zweier Stockwerke Kapitellplatte der unteren und Sockel der oberen „zusammengewachsen" sind. Diese Beobachtung beunruhigt ihn noch in Gent. Das dortige Rathaus zeigt eine ähnliche Anordnung. „Ist also schade, daß die Antiqvitäten zu Gent nicht eben die Autorität haben, als die in dem alten Rom, sonst hätte Mons. Mansard zu Pariss, den seine Kunst zum Graffen gemachet hat, etwas worauff er seine grobe Schnitzer gründen könnte." (SS. 123 u. 131.)

[1]) Vgl. Vollst. Anw. Tab. XIX (Erste Ausübung): Grundriß und Aufriß eines zweieinhalbstöckigen fürstlichen Hauses mit einer Ordnung; diese Sturmisch. — Das Gumprechtsche Haus muß demnach ein sehr stattliches Gebäude gewesen sein.

Bei dieser Gelegenheit erwähnt Sturm seinen Bau auf dem Ballhofe, wobei er die bekannten Beschwerden nicht unterdrückt. (SS. 143 f.)

Außer den Baubeschreibungen bietet das Buch eine Reihe von Darstellungen technischer Vorrichtungen.[1]) Technische Dinge beanspruchen Sturms lebhafteste Teilnahme und finden seine höchste Anerkennung. So weiß er den strahlenden Ruhm des Erasmus nicht anders zu begründen als durch die Anekdote, jener habe das Torfbrennen erfunden und die dreieckigen Segel der Römer bei den Holländern wieder eingeführt (S. 134).

10. Der auserlesene und verneuerte Goldmann. 1721.[2])

Schon früh faßte Sturm den Plan zu einer Neuausgabe des „Goldmann". Einzelne Abschnitte daraus wurden in abgeschlossenen Traktaten behandelt und nacheinander herausgegeben. Der anfänglichen Absicht gemäß sammelte der Verleger nach Sturms Tode diese einzelnen Traktate zu einem großen Werke, das er selbst mit einigen Registern ausstattete und mit einem Vorwort versah.

[1]) Z. B.: Anweisung zur Anlage eines Ziehbrunnens (S. 4). Eine nach der Fluthöhe verstellbare Brücke (S. 19, Tab. VI). Glockenspiele (S. 25). Deichbau: Sturm macht nach dem Vorgange des Nicolaus Listingh den vernünftigen Vorschlag, das Wasser zu brechen, ehe es an den Damm kommt (S. 27). Eine Art Baggermaschine, die Sturm in Holland sah; angeblich 1710 von einem Schweizer erfunden (S. 28). Eine Kanalreinigungsmaschine (S. 30). — Wiederholt erwähnt Sturm die Wasserkünste von Marly und beschreibt deren Anlage (SS. 109, 123 ff.). — Zwei Gartenmaschinen: ein Sprengwagen und ein Baumtransportwagen (S. 113). — In Utrecht studierte Sturm eine Maschine zur Seidenspinnerei. „Mann kan sie gar schwerlich recht zu sehen bekommen, und sind die besten Vortheile, so zur Bewegung der Maschine dienen, in kleinen, verschlossenen Schrencken verborgen, und hätte mir nicht in Abwesenheit des Meisters ein Geselle, welcher zum Glück mein specialer Landsmann war, aufgeschlossen, hätte ich es nicht zu sehen bekommen, aber die Zeichnung so ich davon mit großem Fleiße gemacht, ist fast dasjenige, was ich unter meinem offt erwähnten Verlust (ein gestohlenes Convolut Zeichnungen) am meisten bedaure." Er gibt dann eine Beschreibung der Maschine nach dem Gedächtnis (S. 137).

[2]) No. 10. Der auserlessneste und nach den Regeln der antiqven Bau-Kunst sowohl als nach dem heutigen Gusto verneuerte Goldmann. Als der rechtschaffenste Bau-Meister oder die gantze Civil-Baukunst in unterschiedlichen vollständigen Anweisungen dergestalt abgehandelt, daß nicht leicht der geringste undeutliche Orth in der ehemal edierten Goldmännischen Civil-Baukunst befindlich, welcher nicht jetzo sattsam erkläret. Es kan demnach dieses Werck nicht allein allen, auch den unerfahrensten Anfängern der Architectur zu einer völligen Unterweisung dienen; sondern auch würckliche Baumeisters werden in diesem viel Vortheile zu ihrer practicalischen Wissenschafft nöthig, nicht vergeblich

Ich nenne im folgenden kurz die Titel der einzelnen Traktate und beschränke mich darauf, diejenigen Stellen anzuführen, die eine Veränderung gegenüber dem früheren Werke bedeuten, oder aus sonst einem Grunde beachtenswert scheinen.

A. „Kurtze Vorstellung der gantzen Civil-Baukunst", 1718. Dieser Traktat enthält zunächst eine fünfsprachige Technologie, (Latein, italienisch, französisch, holländisch, deutsch) nebst Definitionen. Dann folgen allerlei technische Ratschläge, z. B. über das Holzfällen, über die Unzweckmäßigkeit hoher Dächer, über Grundwasser, über gleichmäßige Fundamentbelastung, um das Reißen des Mauerwerkes zu verhindern, usw. Schließlich werden in der wiederholt gekennzeichneten Art eines Kollegs über Hochbaukunde, jedoch stark gedrängt, die Aussprüche oder allgemeinen Regeln der Baukunst und die technischen Möglichkeiten ihrer Befolgung erörtert. Diese allgemeinen Erfordernisse beziehen sich nach der bekannten Dreiteilung auf Stärke, Bequemlichkeit und majestätisches Aussehen.

B. „Vollständige Anweisung, alle Arten von regularen Prachtgebäuden nach gewissen Regeln zu erfinden, auszuteilen und auszuzieren, benebst einer gedoppelten Vorstellung der Sechs Ordnungen", 1716. Dies Heft wird nach der Inschrift des Titelkupfers zuweilen auch erwähnt als „Officina ornatus architectonici perfecta." Es unterscheidet sich von den entsprechenden Abschnitten im ersten Goldmannbuch fast nur durch Hinzufügung der sechsten Ordnung. Der Goldmannsche Unsinn von der Entstehung der griechischen Ornamentformen wird auch hier wörtlich wieder vorgebracht.[1])

C. „Vollständige Anweisung, die Bogen Stellungen recht auszutheilen", 1718. — Als Unterlagen für diesen Traktat dienten die Blondelschen Schriften und aus der ersten Goldmannausgabe: Buch II, Kapp. 16—33 und IV, 18. Er enthält eine ziemlich ausführliche Anleitung zur rechnerischen Überwindung der Schwierig-

---

suchen dürffen, nicht weniger kan es allen Bau-Beambten zu ihrer Herrschafften Nutzen und zu ihrem eigenen Vortheil behülflich seyn. Alles auf das auffrichtigste mitgetheilet von Leonhard Christoph Sturm. Cum Gratia et Privilegio Sacrae Caesaris Maiestat. Augspurg in Verlegung Jeremiae Wolffens, Kunst-Händlers. Daselbst gedruckt bey Peter Detleffsen. Anno 1721.

[1]) Das ganze griechische Architekturornament ist eine vom Teufel ins Scheußliche verkehrte unmittelbar göttliche Erfindung; die Guttae, die als Hagelkörner aufgefaßt werden, waren ursprünglich Granatäpfel; die Bärenklau der Kapitelle war ein Palmblatt; die Schind- oder Aasköpfe sollten Cherubimfiguren sein; die Schlangeneier des jonischen Kymation hat der Böse aus geflügelten Herzlein umgehext; usw.

keiten, die sich ergeben, wenn Säulenstellungen verschiedener Ordnungen übereinander angebracht werden sollen.

D. „Abhandlung von den Beyzierden der Architektur, welche durch Mahlerey und Bildhauerey zuwege gebracht werden", 1720.

Für alle solche Zierrate wird in umständlicher Auseinandersetzung sinnbildliche Bedeutung gefordert. Architekturmalerei sei gelegentlich, z. B. zur Verstärkung einer zu schwachen Ausladung, sehr zu loben; sie erfordere sorgfältigste Ausführung. Perspektivische Dekorationsmanöver zum Zwecke der Raumtäuschung werden überhaupt empfohlen. Sturm verweist dazu auf Deckers Fürstlichen Baumeister. Da er bei Goldmann über Glasmalerei, Marketterie und „Massiv"- oder „Mussiv"-Arbeit nichts findet, behilft er sich mit einer Übersetzung: Félibien, Principes de l'architecture, de la sculpture et de la peinture. Wie schon aus dem wechselnden Ausdruck für „musivische" Arbeit hervorgeht, fühlt sich Sturm in diesen Dingen recht unsicher. — Ferner handelt dieser Traktat, im engsten Anschluß an Goldmann, von Reliefs, „Prachtkegeln", (Obelisken und Pyramiden), Fruchtschnüren, Grottesken und ähnlichem Zierwerk. Doch wird eigentlich nur erwähnt, wo die Anbringung eines jeden dieser Gegenstände angezeigt und zweckmäßig ist.

E. „Die unentbährliche Regel der Symmetrie oder des Ebenmaßes", 1720.

Sturm empfiehlt für architektonische Abmessungen die Verhältnisse der antiken Symmetrietafel. Das Diapason (2:1), sei jedoch allen andern Proportionen bei weitem vorzuziehen. Zu ganz unfruchtbaren Erörterungen wird wieder einmal der salomonische Tempel herangezogen; mehrere Tafeln veranschaulichen Rekonstruktionsversuche, die dem Aufriß eines Pariser Miethäuserblockes, etwa vom Meister des Invalidendomes, überraschend ähnlich sehen. Auf die fast unerfindlichen Unterschiede zwischen seiner Wiederherstellung und der Goldmanns ist Sturm nichtsdestoweniger recht eifersüchtig.

F. „Innere Austheilung der Gebäude", 1720.

Dieser Traktat, der die zweckmäßigste Anlage von Aborten, Schornsteinen, Treppen, Böden, Decken und ähnlichen Stücken erörtert, zeigt besonders deutlich, wie Sturm mit seiner ganzen Absicht auf Übermittelung technischer Kenntnisse aus ist. Immer aber kommt die Goldmannsche Unterlage wieder zum Vorschein.

G. „Vollständige Anweisung, alle Arten von Bürgerlichen Wohnhäusern wohl anzugeben", 1715.

Diese Schrift gibt mit Zugrundelegung von Kapp. 4 und 21, SS. 147 ff. des ersten Goldmannbuches Anleitung zum Projektieren auf dem Reißbrette, wobei durch geringe Änderungen der Bedingungen die Fertigkeit, Goldmannsche Anweisungen zu „imitiren, in die Übung gebracht" werden soll. Die behandelten Fragen sind zum Teil die gleichen wie im vorigen Traktat; sie führen auch hier nur zu rein technischen Erörterungen. — Mit Überraschung findet man, (S. 2), daß Sturm in höchst moderner Weise für unterbrochene Stadtbebauung eintritt.

H. „Vollständige Anweisung alle Arten von Kirchen wohl anzugeben", 1718.

Dieser Traktat, der den wörtlich herübergenommenen Goldmannschen Text durch fetteren Druck vor den Sturmschen Erläuterungen heraushebt, läßt den erheblichen Fortschritt Sturms seinem Meister gegenüber am deutlichsten erkennen. Ein solcher Fortschritt liegt nicht allein in der Unterscheidung katholischer und protestantischer Gotteshäuser, sondern namentlich darin, daß die praktisch-technischen Erfordernisse solcher Bauten ausschließlich erörtert werden, während die verworren historische Behandlungsweise Goldmanns in den Hintergrund tritt.

Immerhin werden zunächst einige Vorschläge Goldmanns, an deren Brauchbarkeit Sturm selbst berechtigte Zweifel nicht unterdrücken kann, mit schonender Achtung besprochen und verbessert; freilich sind auch die verschönerten Goldmannschen Kirchenentwürfe immer noch wahre Ungeheuer. Die Art, wie Sturm sich zu seinem Lehrer stellt, — dessen klägliche Schwächen seinem sonst so vernichtenden Urteile nicht entgingen, da er sie ja zu beschönigen bemüht ist, — überrascht und verdient Anerkennung.

Von dem Problem des katholischen Kirchenbaues geht Sturm sehr schnell auf das des Kuppelbaues über. Schon seine Grundrisse für katholische Kirchen sind nichts weiter als Zugaben zu Kuppelentwürfen. Infolgedessen leiden sie sämtlich an einem Fehler: durch zu eng gestellte und zu massige Vierungspfeiler wird der Kuppelraum von Schiff, Querschiff und Chor völlig abgetrennt. Sturm empfand diesen Übelstand selbst und suchte mit allerlei freilich ganz nichtssagenden Gründen die engen Schwibbogen zu verteidigen; ja, er geht schließlich soweit, in der Abtrennung des Kuppelraumes vom Schiff einen Vorteil zu sehen, da so jeder Bauteil für sich voll zur Raumgeltung gelangen könne. Ihm, dem Kryptokalvinisten, dem Protestierenden aus Wesensnotwendigkeit, blieb der katholische Gottesdienst in jeglicher Form völlig gleich-

gültig. Das technische Problem der Renaissance, der Kuppelbau, ist allein Gegenstand seiner Bemühungen. Am längsten beschäftigt ihn dabei die Frage nach der Rüstung und nach dem Lehrgerüst, — übrigens zwei Dinge, deren sorgfältige Unterscheidung beim Studium dieses Werkes nicht immer ganz leicht fällt. Das Lehrgerüst, welches Michelangelo für seinen Kuppelbau benutzte, fand Sturm in einer Zeichnung Carlo Fontanas abgebildet. Er behauptet jedoch, sich daraus nicht vernehmen zu können und schlägt selbst ein anderes Modell vor, das in Text und Tafeln ausführlich beschrieben wird. Dabei läßt er es an allerlei kleinlichen Ratschlägen technischer Art und an Anleitungen zu möglichster Kostenersparung nicht fehlen. Während die Fontanasche Zeichnung in der Hauptsache ein Polonceau-artiges System erkennen läßt, gibt Sturm ein mehrfaches Sprengwerk übereinander, mit allerlei Hängekonstruktionen vereinigt. Bei Fontanas Lehrgerüst ergibt sich die Unterstützung einer Reihe von Peripheriepunkten in natürlichster Weise. Bei Sturm erfolgt lediglich Auseinandersteifung durch Horizontalbalken, die so überlang angeordnet werden, daß sie auf die unwahrscheinlichste Art aufgehängt werden müssen, um sich nur selbst tragen zu können. Erscheint also diese Konstruktion technisch als nicht gelungen, so ist schon die bloße Vornahme einer solchen Aufgabe, die ihm ersichtlich ganz besonders am Herzen liegt, für Sturms technische Interessen bezeichnend.

Zimmerkonstruktionen kennt Sturm eigentlich nur in der Form des deutschen Fachwerkes mit Schwellen und Ständern und den dazugehörigen Häng- und Sprengwerken; von dem Gedanken, einen Träger durch ein fortlaufendes, zusammenhängendes Stabsystem zu ersetzen, weiß er noch nichts. Das zeigt sich auch bei seinem Versuch, die Zimmerkonstruktion einer beiderseits in Holz verschalten Kuppel darzulegen. Auch hierbei wendet er das lediglich für horizontal basierte Verwendung gedachte Fachwerksystem an. Notwendigerweise werden die Stäbe und namentlich die Verbände dabei auch auf Zug beansprucht, und ein großer Teil der Sicherheit in die Metallbänder und Schwalbenschwänze verlegt. (Tafel V, Fig. 12.)[1])

[1]) Bei Anfertigung der Tafeln zu diesem Traktat hat Sturm wahrscheinlich das deutsch-lateinische Buch Andreas del Pozzo: Perspectivae pictorum atque architectorum partes, 2. Aufl. von Joh. Boxbarth, Augsburg, 1708, 2. Teil von Konrad Bodemer, Augsburg 1709, benutzt. (1. Aufl. Rom 1693—1700. Spätere: 1702, 1717, 1734 und 1741 ff.) Vgl. Pozzos auf Leinwand gemalte Kuppel für St. Ignazio, Rom, abgebildet bei Gurlitt, Barock usw. in Italien 460.

Ganz anders faßt Sturm die Sache an, sobald er von protestantischen Kirchen zu sprechen hat. Hier werden zunächst die bekannten Bedingungen dargelegt, die ein guter protestantischer Kirchbau erfüllen müsse, alsdann sieben verschiedene Entwürfe, die er in den Tafeln darstellt, erläutert. Diese Entwürfe sind in der Hauptsache die gleichen wie die des Architektonischen Bedenkens von 1712, höchstens wird die Darstellung des Grundgedankens noch etwas verschärft und auf die Spitze getrieben. So gibt die Tafel X außer einem Grundriß in Gestalt eines linearen Dreieckes auch einen solchen in Form eines sphärischen. Sturm selbst erwartet dabei gar nicht, daß irgend jemand einen solchen Bau anlegen solle; er will nur zeigen, daß dergleichen überhaupt gemacht werden könne. Der eigentliche Inhalt dieses Teiles, der wie gesagt mit dem des Architektonischen Bedenkens übereinstimmt, wird sich in anderem Zusammenhange dartun.[1])

I. „Vollständige Anweisung allerhand öffentliche Zucht- und Liebesgebäude wohl anzulegen", 1720.

Auch dieser Traktat gibt Goldmannschen Text mit Sturmschen Ausführungen. Die hauptsächlichsten Gesichtspunkte, die bei Anlegung von Ritterakademien, Waisenhäusern, Spitälern, Zuchthäusern und Gefängnissen maßgeblich sein sollen, werden teils in sachlich-praktischer Weise, teils in krasser, weltfremder Spekulation dargestellt. Eine Universität in Anpassung an den salomonischen Tempel, — ein Spital, bei dem der Krankenraum als ein Kreisring um die Kirche herumgelegt wird, deren Durchmesser sechs bis achtmal so groß ist als der Radiusabschnitt des Ringes, — das sind Goldmannsche Ideenungeheuer, denen auch der praktische Sturm keine irdische Lebensfähigkeit verleihen kann. — Den Be-

[1]) Bis zu welcher Verbitterung die ewigen Streitereien seines Lebens ihn schließlich gebracht haben, zeigt in trauriger Härte der „Beschluß" dieses Traktates: „Und also habe ich die Wissenschafft, die mir GOTT von Kirchen Gebäuen verliehen, mit möglichster Auffrichtigkeit mitgetheilet und hoffentlich genug damit an den Tag gelegt, wenn es nicht schon in vorhergehenden Schrifften geschehen wäre, daß ich die Prattiquen aus dem Grund verstehe, (denn daß ich die Bau-Practiquen wohl verstehe und nach Vermögen zu schanden mache, ist vielen bekannter als ihnen lieb ist). Ich danke dem lieben GOTT, daß ich dadurch mich unfähig gemachet habe, daß mir niemand leichtlich ein Gebäude anvertrauen wird, da ich Ehre mit einlegen möchte, und mir etwas viel bessers gezeiget hat, davor ich alle Ehre dieser Welt vor Koht und Dreck achte. Unter allen Gebäuden würde ich ohnedem die wenigste Lust haben, prächtige Kirchen zu erbauen, weil insgemein, wo solche Gebäude am prächtigsten stehen, der Greuel der Verwüstung am meisten zu sehen, und die Tempel des Heiligen Geistes am seltensten oder am verwüstetsten zu seyn pflegen."

schluß der Schrift macht die genaue technische Beschreibung eines von Georg Bose in Leipzig erfundenen öffentlichen Waschhauses für zwölf Parteien. Man muß Sturms ganze Art kennen, um den aufrichtigen Nachdruck, mit dem er hier seinen alten Gönner ehrt, richtig zu würdigen. An solchen Stellen möchte man ihn fast liebenswürdig finden.

K. „Vollständige Anweisung Regierungs-, Land-, und Rath-Häuser usw. anzugeben", 1718.

Auch hier werden im Anschluß an Goldmann, Buch IV, Normalanlagen mit allgemeinen, ziemlich oberflächlichen Hinweisen gekennzeichnet. Auf das „wunderwürdige" Rathaus zu Amsterdam wird oft Bezug genommen.

L. „Vollständige Anweisung Wasser-Künste, Wasserleitungen, Brunnen und Cisternen wohl anzugeben", 1720.

Die genannten Dinge, dazu Schöpfräder, Wasserschrauben, Teiche, Staudämme werden in der Weise der vorigen Traktate behandelt. Der Bautechniker Sturm begibt sich hier, wie auch in seinen Festungsbüchern, vollends auf das Gebiet des Ingenieur-, ja des Maschinenbaues. Seine besondere Architekturbegabung gravitiert immer und überall nach dieser Seite, nicht nach der künstlerischen.

M. „Architectura civili-militaris", 1719.

Dieser Traktat gibt wie der vorige eine ziemlich kursorische, populäre Ingenieurunterweisung zur Anlage von Stadttoren, Brücken, Kasematten, Spundwänden usw.; eine Stromregulierung durch Querstacks wird genau beschrieben; ferner Klappbrücken, Pulvermagazine, Laboratorien, Kasernen und Kornhäuser.[1])

[1]) Wie von einem Zeugnis aus der glaubensstarken Reformationszeit fühlt man sich berührt, wenn man S. 42 in bezug auf feuergefährliche Provianthäuser liest: „Vor die Entzündung vom Gewitter ist am besten, wenn verhütet wird, daß keine ungerechten Seufftzer auf dem Kornhause hafften." Für Sturm waren seine theologischen Streitereien, in denen wir heute kaum noch einen Inhalt zu entdecken vermögen, wirklich Herzensfragen. Den Feiertag heiligte er so, daß er an einem Sonntage nicht aus dem Hause ging. (No. 9, 49.) Freilich wird die Frömmigkeit bei ihm zu einem Zerrbild ihrer selbst, wenn sich sein Gottvertrauen in Bemerkungen äußert, wie: „Habe ich im Nahmen Gottes, der die Unschuldigen schützet und ihnen eine Verantwortung nach der Wahrheit zulässet, zu der publication dieses Tractats geschritten, darinnen ich bloß vernünfftiger Leute beyfall zu erlangen trachte, nach brutaler, unverständiger und dergleichen plebejisch gesinneter Leute splitterrichten aber so wenig frage, als große genereuse Hunde nach dem bellen der Kläffer" (No. 7, 16), und: „Gehe ich seiner noch vor diesemahl zu schohnen vorbey und verschweige auch dieses-

N. „Vollständige Anleitung Schiffhäuser oder Arsenale anzugeben", 1721.

Die Anlage von Häfen und Werften wird mit Zugrundelegung von Goldmann, Buch IV, mit einigen allgemeinen praktischen Bemerkungen abgetan.

O. „Vollständige Anweisung Grabmahle usw. anzugeben", 1720.

Etwas breitere Darstellung der betreffenden Bemerkungen bei Goldmann, Buch IV, Kap. 19 und 26.

P. „Vollständige Anweisung Großer Herren Palläste starck, bequem, nach den Reguln der antiqven Architectur untadelich und nach dem heutigen gusto schön und prächtig anzugeben", 1718.

Hier werden „die in einem besonderen Tractat schon angewiesene Handgriffe geschickt zu inventiren, ferner durch Exempla vertraulich appliciret und erkläret". Über Sturm und seine Lehrweise ist dabei nicht viel zu erfahren.

Über den Palastbau wird zunächst in einigen allgemeinen Bemerkungen technischer Art, (SS. 10—17), alsdann in genauer Betrachtung der einzelnen Räume, Zimmer, Säle, Kapelle, Küche, Vogtei, Apotheke, Holzstall, Gesindestube, Sitzungsaal, Halle, Porzellanzimmer, Abort (mit Wasserspülung!), usw. gehandelt. Dann folgen Vorschriften über Heiztechnik, (S. 25) und über die innere Auszierung, (SS. 26—30). Die Beispiele der Tafeln werden kurz erläutert und einige praktische Winke über die Anlage von Nebengebäuden: Stall, Reitbahn, Ballhaus, Operngebäude usw. erteilt, (bis S. 53).

Die dritte Abteilung enthält als Erweiterung des Goldmanntextes, Buch IV, Kapp. 29—32 und 38, eine recht ausführliche Abhandlung über Gärten, die außer den Spezialitäten jener Zeit: Grotten, Monopteren, Irrgärten und heimtückischen Spritzkünsten, Hinweise bietet, die auch einem modernen Techniker wertvoll sein könnten: so z. B. die Angabe über die Herstellung einer unendlichen Allee (S. 57) und ähnliches. — Als Anhang findet sich noch die kurze „Beschreibung eines Italiänischen Lust-Hauses".

Q. „Land Wohnungen und Meyereyen", 1715 und 1721. Zugrunde liegen die betreffenden Stellen in Goldmann, Buch IV.

---

mahl noch seinen Nahmen, versichere ihm aber, daß wo er sich weiter moviret, ich ihn durch die Gnade Gottes ohne alle Bitterkeit solchergestalt entblößen will, daß soviel es dem Major Grubern, der doch noch ein anderer Mann als er war, an seiner ferneren Auffkunft geschadet, es ihm unfehlbar an seiner Fortun nicht weniger Schaden thun soll, welches ich doch nicht gern sehe." (No. 7, 72.)

Die aus anderen Traktaten hinreichend bekannten allgemeinen Erfordernisse eines Herrenhauses werden kurz wiederholt. S. 9 ff. findet sich eine Anleitung zur Aufnahme des Baugeländes. Dann folgt eine Übersicht über die zum landwirtschaftlichen Betriebe nötigen Baulichkeiten und schließlich ein verständiger und brauchbarer Entwurf Sturms zu einem mäßig teuren, doch völlig bequemen ländlichen Wohnhause. —

Endlich enthält die Sammlung von 1721 noch einige Aufsätze, die lediglich dem Ingenieur- und Maschinenbaufache angehören: „Auffrichtige Entdeckung des zur Auffnahm der Länder und Commercien höchst nutzlichen Nivellirens oder Wasserwägens, 1715" — „Gründliche und Practische Unterweisung, wie man Fang Schläusen und Roll Brücken nach der besten heutigen Art bauen solle, 1715" — „Vollständige Mühlenbaukunst, 1718" — und schließlich den „Freundlichen Wettstreit der Frantzösischen, Holländischen und Teutschen Kriegsbaukunst, ? und 1740", nach Sturms eigener Aussage nur eine deutlichere Darstellung des „schönen aber dunckel geschriebenen Büchleins: Die befestigte Vestung" von George Rimpler.

Für Sturms ganze Gesinnung bezeichnend sind die Worte, die er gegen Christian Wolff vorbringt, der Rimplers Buch ungünstig beurteilt hatte. Da Sturm hier selbst von seinem judicium practicum spricht, mag diese Stelle zum Schlusse die so oft nachgewiesene praktisch-technische Begabung und Absicht Sturms bezeugen:

„Es hat ihm Gott seinen guten Antheil Gaben in der Mathesi gegeben, damit solte er nicht seinen Ruhm, noch weniger anderer Verkleinerung suchen, am allerwenigsten aber andern in denjenigen Gaben, die Gott ihnen verliehen hat, ihme hingegen im Geringsten nicht verliehen worden sind, worunter ich das Judicium Practicum von Fortifications Sachen nebst anderen dergleichen billig zehle, einzureden begehren."

* * *

An sonstigen Schriften Sturms finde ich:

1. Bileams Abfertigung, oder gründliche Widerlegung der Astrologiê und aller anverwandten Wahrsager Künste usw. Braunschweig 1699, 4.
2. Augenscheinlichster Beweis contra Grubern usw. Frankf. a. O. 1702, 8.
3. Wohlgegrundete Gedancken von Aufhelfung des nützlichen studii der Ingenieur Kunst auf Universitäten. Frankf. a. O. 1702, 8.
4. Beweiss seiner eussersten Gedult contra Grubern. Frankf. a. O. 1703, 8.
5. Introductio ad Architecturam militarem nova plane methodo conscripta. Frankf. a. O. 1703, 8.
6. Entdeckung der unstreitig allerbeste Manier zu befestigen. Frankf. a. O. 1704, 8.

7. Bescheidene Exception gegen den Baron von Borgsdorff. Frankf. a. O. 1704, 8.
8. Augenscheinlicher Beweis gegen den Herrn von Borgsdorff. Frankf. a. O. 1704, 8.
9. Geographia Mathematica. Frankf. a. O. 1705, 8.
10. Tractatus de Natura et constitutione matheseos. Frankf. a. O. 1706, 8.
11. Le véritable Vauban, corrigé par les Allemands etc., à la Haye, 1708, 8.
12. Kurtzer Begriff der gesamten Mathesin. Frankf. a. O. 1710, 6 Teile, 8.
13. Mathematischer Beweis vom Heiligen Abendmahl usw. ? 1714, 12.
14. Kurtzgefaßte Mathesis. Koburg 1717 ?. fol.
15. Neue Manier zu befestigen. Hamburg 1718, 12.
16. Topologische Anweisung zu der heutigen Geographie von Teutschland. Hamburg 1719, 12.
17. Verständige Erklärung derjenigen Stellen Heiliger Schrifft, welche von spitzfindigen Leuthen vielmahls angefochten worden, und ohne der Physic und Mathesi nicht verwahret werden können. Frankf. a. O. 1719, 8.
18. Zehn kurze Betrachtungen über die Heilige Offenbarung S. Johannis, in MSo.
19. Bürgerliche Vorschläge, wie eine Stadt der Gefahr einer Pestcontagion begegnen könne. Frankf. a. O.

(? 20. Ueber alle Theile der Civil- und Militärbaukunst, 1718–1720.)

R. Weigels Kunstkatalog I, No. 2987, erwähnt ein Aquarell Sturms, fol.: Palastinneres mit Galerie bei Lampenbeleuchtung.

7.

Mathematik war bei Sonnin, wie bei Sturm Bildungsgrundlage; für beide wurden technische Fragen Gegenstand der höchsten Teilnahme. Ihre Begabung war also von vornherein eine ähnliche. Ihre Fachvorbildung aber unterschied sich durchaus: Sturm wandte sich schon früh dem Bauwesen zu; Sonnin nutzte bis zum vierzigsten Lebensjahr seine mathematischen Kenntnisse zu physikalischen und mechanischen Arbeiten. Nichtsdestoweniger galt er schon früh und mit wachsendem, wohlbegründetem Ruhme als ungewöhnlich sicherer Bautechniker.

Kaum hatte Sonnin die Bauleitung an der Michaeliskirche übernommen, so zeigte sich alsbald, mit welchem Nachdruck er dem Handwerkschlendrian gegenüber auf bautechnischen Verbesserungen bestand. Wie sehr ihm diese Dinge am Herzen lagen, und ein wie sicheres Urteil er sich bereits darin angeeignet hatte, das erwies schon seine Tätigkeit am Turmfundament;[1]) und der ganze Bauverlauf der Michaeliskirche läßt über das unbedingte Vorwiegen seiner technischen Fähigkeiten keinen Zweifel.[2])

[1]) Vgl. Faulwasser, MK., 1901, 57 f., 63, 75, 76, 88 usw. Auch bei Reinke, Sonnins Leben: Die Umstürzung der alten Chormauern, die Behandlung der Altarsäulen usw.

[2]) Wenn ich hier darauf verzichte, die technische Fähigkeit Sonnins am Michaeliskirchbau selbst nachzuweisen, so hat das einen doppelten Grund: erstens muß jeder, der die Baugeschichte der Michaeliskirche bei Faulwasser und den Quellen nachliest, notwendigerweise sich schon dort von der in Rede stehenden Tatsache überzeugen; zweitens soll ja gerade für den Michaelisbau die technische Meisterschaft Sonnins, oder wenigstens die Richtung auf diese, als Voraussetzung nachgewiesen werden. Daß dies nur durch Betrachtung späterer Arbeiten Sonnins geschehen kann, braucht methodisch keinen Anstoß zu erregen. Die Wissenserwerbung, auf der jene Bauten und die Michaeliskirche beruhen, erfolgte — mindestens als Grundlage — schon 1750. Auch kommt es hier mehr auf die Richtung des Interesses und die allgemeine Geistesverfassung Sonnins an, als auf bestimmte Kenntnisse zu einer bestimmten Zeit.

Aber auch seine späteren Bauarbeiten und die vielen Gutachten, zu denen er aufgefordert wurde, erweisen das gleiche. Was er nach Vollendung der Michaeliskirche in baulicher Beziehung leistete, waren durchweg technische Meisterwerke, zum Teil geradezu Virtuosenstücke; vom ästhetischen Gesichtspunkt aus kommt von alledem fast nichts mehr in Betracht. —

Die Frage nach den wirklich von ihm ausgeführten Bauarbeiten hat zunächst eine ganze Reihe fälschlicher Zuschreibungen auszuschalten.

Über etwaige selbständige Kirchenbauten Sonnins und seinen mehr oder minder großen Einfluß auf entstehende andere sind die bisherigen Angaben vielfach widersprechend. Es wird also zunächst eine möglichst genaue Feststellung der tatsächlichen Beziehungen Sonnins zu diesen Bauten erfordert.

* * *

Sonnins Name wird erwähnt im Zusammenhange mit den Neubauten der Kirchen in Ütersen, Niendorf, Wilster, Herzhorn und Kappeln.[1]) Neuerdings hat eine Zeitungsnotiz auch auf die Kirche von St. Margarethen als auf einen Sonninbau hingewiesen;[2]) doch beruht diese Angabe auf einem Irrtum.

Baulich mit der Kirche von Niendorf eng verwandt sind die Kirchen von Rellingen und des Hamburger Lazareths. Beide sind denn auch Sonnin zugeschrieben worden.[3]) Von beiden aber steht fest, daß sie nicht von Sonnin erbaut wurden.

Die Rellinger Kirche wurde 1754—1757 unter der Leitung Cai Doses erbaut, wie Hugo Groothoff aus den Rechnungsbüchern nachgewiesen hat.[4]) Daß Dose allein auch die Pläne aufgestellt

---

[1]) Zuschreibung an Sonnin für Ütersen: Schleswig-Holstein. Invent. II, 113. — Für die andern vier: Faulwasser, MK., 1901, 94.

[2]) Hamburger Fremdenblatt, Donnerstag, 13. Juni 1907. „Sonnin-Baudenkmäler" (August Holler). — Einer freundlichen Mitteilung des Herrn Pastor Fengler in St. Margarethen zufolge wurde die dortige Kirche 1783—1784 nicht von Sonnin, wohl aber in Anlehnung an dessen kürzlich beendete Wilsterer Kirche erbaut. — Über den einfachen Bau vgl. Schlesw.-Holst. Inv. II, 503.

[3]) J. G. Meusel, Neues Museum für Künstler, Lpzg. 1794, 380: „Die Rotunden in dem holsteinischen Dorfe Rellingen und auf dem Pesthofe in Hamburg sind gleichfalls von ihm erbauet worden."

[4]) Über die Rellinger Kirche vgl. J. A. Bolten, Histor. Kirchennachr. von Altona usw., 1790—1791, II, 204; J. F. Camerer, Vermischte hist.-polit. Nachr. usw., 1758—1762, 791 ff.; Kirchenbau des Protestantismus, 147; H. Groothoff in: Dtsche. Bauztg. XXVI, 112; Über Dose: R. Haupt, Schlesw.-Holst. Inv. III, 4.

habe, schließt Groothoff wohl mit Recht aus dem Umstande, daß er ein Architektenhonorar von 4—5 % der Baukosten erhielt. — Sonnin wird in den Abrechnungen nirgends genannt.

Die Lazarethkirche erbaute Johannes Kopp aus Darmstadt, ein Schüler Sonnins, vom Frühjahr 1768 bis Ende 1769. Soviel sich aus den Vignetten der Einweihungspredigt[1]) erkennen läßt, war es ein achteckiger Bau mit umkröpfter Pilasterverstärkung, großen Fenstern und einem Rokokowerksteinportal; das geschweifte Mansartdach war mit zahlreichen Lukarnen besetzt und von einem zierlichen, offenen barocken Laternchen über der Mitte gekrönt. Sonnins Bauanteil mag sich auf die Genehmigung des Planes beschränkt haben.[2])

---

[1]) Von Rutger Höpfner, vom 1. Nov. 1769. (Die Grundsteinlegung war am 17. Mai des vorhergehenden Jahres geschehen.)

[2]) Da Kopp zu denjenigen Männern gehört, die Träger dessen waren, was uns als „Sonninsche Richtung" erscheint, mögen hier einige Angaben über ihn Platz finden: Johannes Kopp wurde geboren in Hessen-Darmstadt am 2. Juli 1734. In Hamburg begegnen wir ihm zuerst als Zimmerpolier am Michaeliskirchbau unter Sonnin. Von diesem wurde er zu den mathematischen Vorlesungen und, nebst Reinke, Tilzig und andern, zu einem engeren Freundeskreise zugezogen. Von der Patriotischen Gesellschaft wurde er 1769 als Lehrer an der Zeichenschule für Handwerkslehrlinge angestellt. 1767 wurde er an Stelle des mit vollem Gehalt alterswegen pensionierten Ficker zum Bauhofzimmermeister ernannt. Als Ficker am 7. Januar 1769 starb, erhielt Kopp das sogenannte Stiefelgeld und von Ostern 1769 ab das volle Gehalt. — 1768—1769 errichtete er die im Text erwähnte Lazarethkirche in Hamburg. Grundsteinlegung 17. 5. 1768. Einweihungspredigt des Pastors Rutger Höpfner am 1. 11. 1769. „Alle Kenner der Baukunst behaupten, daß dieses Gebäude seinen Meister lobe." Die Kirche wurde 1813 von den Franzosen niedergebrannt. — 1769 lieferte Kopp mit Tilzig zusammen Risse und Gutachten für den Neubau des Eimbeckschen Hauses. — 1772 erbaute er die neue Kirche des Spinnhauses, die am 17. Dez. 1772 eingeweiht wurde. Sie war nach Janssen 78 Fuß lang, 30 Fuß breit, hatte keinen Turm und kostete 18188 M. 8 Schg. — 1773 begutachtete Kopp den Zustand des Waisenhauses: Der Kirchenflügel sei gefährlich baufällig, weil die Vorsetzen gesackt und gewichen, die Streben und Anker morsch und lose geworden seien. 1780 erbittet sich das Waisenhauskollegium vom Bauhofe die Erlaubnis, daß Kopp die Leitung des Waisenhausbaues übernehmen dürfe. Dies wurde bewilligt. Der Bau dauerte von 1781—1785. — Kopp starb am 27. Januar 1796, (so das Bauhofsprotokoll; das Hamburg. Künstlerlex. schreibt: 23. Jan.) an einer Unterleibsentzündung. Sein Sohn, Heinrich Christian Kopp, der jedoch schon nach zwei Jahren starb, erhielt seine Stelle. Diesem folgte wieder ein Sonninschüler: Th. Reinke. — — Hamburg. Künstlerlex., bearb. vom Ver. f. Hamb. Gesch., Hbg. 1854, 135. — Faulwasser, MK., 1901, 62. — Janssen, Ausf. Nachr., Hbg. 1826, 178. — Ed. Meyer, Das Eimbecksche Haus, Hbg. 1868, 114. — Verhandl. u. Schrft. d. Patriot. Ges. I, 57. — H. St.-A. Bauhofsprot. F; G, pag. 77, 451; H, pag. 608.

Ütersen.

Camerer berichtet in seinen „Vermischten Nachrichten“,[1]) daß der Kirchbau zu Ütersen 1738 begonnen, 1747 vollendet sei. Doch erwähnt er eine Inschrift über dem Hauptportale mit der Zahl 1748 und fügt hinzu, der Turm sei erst 1749 fertig geworden. Wenn also Bolten in seinen „Historischen Nachrichten“[2]) von einer Einweihung am 2. Advent 1749 schreibt, so bezieht sich das auf den fertigen Bau einschließlich Turm. Ebenso ist Lübkerts Angabe zu verstehen, die Kirche sei 1749 erbaut.[3]) Man beachte, daß 1749 das späteste Jahr der überhaupt geschehenen Bautätigkeit bedeutet. Von einer Teilnahme Sonnins wissen die genannten Quellen nichts. Im schleswig-holsteinischen Inventar findet sich die bestimmte Angabe, Sonnin habe die Pläne zu dieser Kirche geliefert.[4]) Doch liegt hier zweifellos ein Mißverständnis vor. Alle anderen Berichte sagen mit Bestimmtheit, daß Sonnin vor 1749 überhaupt keine Baupläne gemacht habe, am wenigsten schon vor 1738. Daß der Bau des Altonaer Brauhauses und der Michaeliskirche Sonnins erste Bauten waren, wissen wir auch aus positiven Zeugnissen. Als es sich darum handelte, für den Neubau der Michaeliskirche einen Architekten zu gewinnen, da war der Vorsitzende des Baukollegiums, der Bürgermeister Widow, durchaus geneigt, Sonnin anzustellen; denn dieser wurde von Generalleutnant Pauli und Professor Dornemann nachdrücklich empfohlen. Dennoch mußte er im Kollegium vom dritten Dezember 1750 sein Bedauern äußern, „daß dieser Mann nichts rechtes an Gebäuden bisher aufgeführt“; er könne ihm daher einen so wichtigen Bau nicht allein anvertrauen.[5])

Nun ist garnicht zu zweifeln, daß Sonnin und seine Freunde nicht verfehlt haben würden, auf Ütersen hinzuweisen, — so gut wie Prey seine früheren Arbeiten bei der Bewerbung aufzählte, — wenn Sonnin irgend welchen nennenswerten Einfluß auf den so nahe gelegenen und nicht unwichtigen Klosterkirchenbau von Ütersen — Gesamtbaukosten 118800 M. — ausgeübt hätte. Daß Sonnin die Pläne bei irgend einer Gelegenheit in der Hand hatte, vielleicht

---

[1]) J. F. Camerer, Vermischte historisch-politische Nachrichten von Schlesswig und Hollstein. Flensburg u. Leipzig, I, 1758, II, 1762. Über Ütersen: II, 262 ff.

[2]) J. A. Bolten, Historische Kirchen-Nachrichten von der Stadt Altona usw. 2 Bde. Altona 1790, 1791. Über Ütersen: II, 303 ff.

[3]) Joh. Heinr. Bernh. Lübkert, Versuch einer kirchlichen Statistik Holsteins. Glückstadt 1837. Über Ütersen 380.

[4]) Schlesw.-Holstein. Inv. II, 113.

[5]) S. Geffcken, MK., 1862, 60.

auch begutachtete, ist immerhin nicht ganz ausgeschlossen. Der Bau wurde betrieben vom Probst Benedikt Ahlefeld-Jersbeck; und mit den Ahlefelds in Jersbeck hatte ja auch Sonnin, wie früher dargestellt wurde, zu tun gehabt. Dieser Umstand mag Veranlassung gewesen sein, daß Sonnin mit der Ütersener Kirche in Verbindung gebracht wurde. Von irgend welcher Bedeutung war diese Verbindung nicht.

Niendorf.

Der älteste Kirchenbau Sonnins nächst der Michaeliskirche wäre der von Niendorf. Merkwürdigerweise ist dieser Bau in der Literatur sehr verschieden datiert: Bolten schreibt bestimmt, daß die Grundsteinlegung am 2. Juni 1769, die Einweihung am 14. Nov. 1770 erfolgte.[1]) Diese Angaben wiederholen Lübkert,[2]) und Haupt.[3]) Der „Kirchenbau des Protestantismus" berichtet,[4]) auf Grund einer Mitteilung von J. Faulwasser, die Kirche sei 1775—1780 erbaut worden, während Faulwasser in seinem eigenen Buche[5]) die Jahre 1767—1769 angibt. Die Angabe im „Kirchenbau des Protestantismus" erklärt sich allenfalls durch eine Verwechselung mit dem Kirchenbau von Wilster; die letztgenannte Datierung Faulwassers bleibt unverständlich.

Eine Abschrift der in den Grundstein gemauerten Urkunde nennt als Tag des feierlichen Baubeginnes den 2. Juni 1769, als den der Einweihung den 13. November 1770, als Baumeister einen gewissen Heinrich Schmidt.[6])

Eine Planbegutachtung durch Sonnin ist denkbar, würde aber nicht die geringsten Folgerungen begründen, da die allerstärkste, vielleicht von der Gemeinde geforderte, Anlehnung an den benachbarten jungen Kirchbau von Rellingen zur Planbildung allein bestimmend war.

Herzhorn.

In Herzhorn ergeben sich für die Datierung des Kirchenbaues zunächst ähnliche Schwierigkeiten wie in Niendorf. Die älteste gedruckte Nachricht über den Bau läßt ihn 1780—1781 entstanden sein; der Architekt wird nicht genannt.[7]) Lübkert meint, der Bau

[1]) Bolten, Histor. Kirchennachr. 1791, II, 243 ff.
[2]) Lübkert, Statistik, 371.
[3]) Schlesw.-Holstein. Inv. [4]) Kb. d. Pr. 147. [5]) MK., 1901, 94.
[6]) Gütige Mitteilung des Herrn Pastor H. Behrend in Niendorf.
[7]) Bolten, Histor. Nachr. II, 336.

sei 1784 errichtet.[1]) Haupt wiederholt Boltens Angabe.[2]) Faulwasser aber gibt die Datierung 1779—1780 und nennt Sonnin als den Erbauer der Kirche.[3])

Die Zuschreibung an Sonnin ist nicht aufrecht zu erhalten. Nachforschungen im Herzhorner Pastorat förderten eine alte Abschrift des Grundsteintextes zutage; aus diesem geht hervor, daß der Neubau der Kirche im April 1780 begonnen wurde. Der Architekt war Balthasar Andreas Hähnel aus Glückstadt. Die Einweihung erfolgte am 18. Sonntage nach Trinitatis des Jahres 1781.[4])

Kappeln.

Nach Reinke wäre außer der Michaeliskirche nur die Kirche in Kappeln von Sonnin errichtet worden.[5]) Genauere Daten über diesen Bau verzeichnet Reinke nicht. Faulwasser übernahm von ihm die Zuschreibung an Sonnin.[6]) Haupt berichtet,[7]) die Kirche sei 1789—1793 vom Landbaumeister Richter erbaut worden und fügt hinzu, — wie es scheint nur im Hinblick auf die Notiz bei Reinke, —: unter Sonnins Teilnahme. Es handelt sich also darum, den Grad der Sonninschen Betätigung am Kappeler Kirchbau festzustellen.

Da Sonnin am 8. Juli 1794 im Alter von 81 Jahren starb, so ist bei der weiten Entfernung zwischen Kappeln und Hamburg an eine dauernde Bauleitung durch Sonnin kaum zu denken; denn eine Übersiedelung nach Kappeln, oder auch nur häufigere Reisen dorthin, wären sicher von Reinke erwähnt worden.

Viel wichtiger als die Frage nach der Bauführung ist aber die nach der Plananfertigung. Für diese kommt Sonnin sicher nicht in Betracht.

Denn wie schon Haupt bemerkte, besteht zwischen den Kirchen von Kappeln und Schönberg (Ploen) eine augenfällige Verwandtschaft. Die Kirche von Schönberg aber war schon 1780—1784 ebenfalls von Richter erbaut worden.[8]) Da derselbe Richter

---

[1]) Statistik, 369.

[2]) Schlesw.-Holstein. Inv. II, 469 f.

[3]) MK., 1901, 94.

[4]) Der freundlichen Bemühung des Herrn Pastor Johnsen in Herzhorn danke ich die Kenntnis der als Beilage I, S. 157 abgedruckten zwei Folioblätter aus dem Archiv der Kirche, die über die Baugeschichte hinlänglich unterrichten. A ist anscheinend Manuskript eines Schriftsatzes; B ist die in A fehlende Abschrift der Grundsteininschrift.

[5]) Sonnins Leben, 69.

[6]) MK., 1901, 94.

[7]) Schlesw.-Holst. Inv. II, 258 ff.

[8]) Ebda. II, 183 ff.

1771—1772 auch die Kirche von Großenaspe auf der gleichartigen Grundform des länglichen Achteckes errichtet hatte,[1]) ist es schlechthin unstatthaft, ihm die Pläne des Kappeler Baues, als dessen Architekt er ausdrücklich genannt wird, abzusprechen.

Will man Reinkes Angabe nicht ganz fallen lassen, so kann man annehmen, daß Sonnin die Pläne geprüft, begutachtet und — etwa — im einzelnen verbessert habe. Damit aber sind die Beziehungen Sonnins zum Kappeler Kirchbau erschöpft. Daß Richter schon bei den Kirchen von Großenaspe und Schönberg unter Sonninschem Einfluß gestanden hätte, wird durch nichts angedeutet, geschweige denn erwiesen. —

Eine achttägige Reise Sonnins nach Kappeln erwähnt das Wilsterer Bauprotokoll.[2]) Die obige Darlegung wird durch diese Angabe in keinem Sinne verändert, da die Reise schon im August 1776 stattfand. Höchstens die Annahme der Planbegutachtung gewinnt dadurch etwas an Wahrscheinlichkeit.

Wilster.

Der einzige Kirchenbau — außer dem von St. Michael zu Hamburg, — der sicher mit Zugrundelegung Sonninscher Pläne und unter gelegentlicher Leitung Sonnins entstand, ist der von Wilster.

Die Vorgeschichte dieses Kirchbaues wurde anschaulich und teilweise ergötzlich genug auf Grund des urkundlichen Materiales und persönlicher Teilnahme dargestellt vom Pastor Valentin Michaelsen.[3]) Für unseren Zusammenhang wichtig ist davon folgendes: Als Sonnin, damals schon berühmt, 1764 „in anderen Geschäften“ in die Wilsterische Gegend kam, besuchte er in der Stadt Wilster seine Bekannten. Bei dieser Gelegenheit wurde er zu einem Gutachten über den Zustand der alten baufälligen Kirche aufgefordert. In ausführlicher Darlegung verlangte er Abbruch und Neubau.[4])

Da die Gemeinde die Ausgaben scheute, zog sich die Sache lange hin; neue Gutachten von andern Bauverständigen wurden

---

[1]) Ebda. I, 535 f. [2]) I, 259.

[3]) Valentin Michaelsen, Zwo Predigten auf Veranlassung des vorzunehmenden Baues einer neuen Kirche in Wilster; nebst einem historischen Bericht von der alten Kirche (welche in der Titelvignette von J. J. Trapp dargestellt ist; reprod. im Schlesw.-Holst. Inv.). Hbg. 1775.

[4]) Michaelsen, Zwo Predigten, 57.

eingeholt,[1]) alle mit derselben Entscheidung, sodaß die Königlich Dänische Regierung zu Glückstadt schließlich auf Ausführung des Neubaues dringen mußte. Immediateingaben der Gemeinde und Kompetenzstreitigkeiten verzögerten den Vollzug dieser Anordnung. Die Stadtväter von Wilster und die zugepfarrten Bauern wünschten eben durchaus, die stark ausgewichenen und geborstenen mittelalterlichen Backsteingewölbe möchten ihnen eines schönen Sonntages auf den Kopf fallen.

Ende 1774 entschieden sich die Kirchenhauptleute, Juraten und Gevollmächtigte dazu, einen Baumeister zu erwählen. Dazu vorgeschlagen waren: Rosenberg aus Schleswig, Harsdorf aus Kopenhagen, und Sonnin. Sie wählten diesen, „weil sie sich sämmtlich an ihn einen Mann nicht allein von bekannten Einsichten, sondern auch von Ökonomie versprachen".[2])

Sonnin untersuchte nochmals den alten Bau, prüfte die von Rosenberg und Harsdorf eingelieferten Pläne, fand sie zu kostspielig und machte seinerseits einen ganz neuen Entwurf. Danach sollte die Kirchenaxe verschoben, dennoch die Fundierung einfach und wohlfeil bewerkstelligt werden. Die Gesamtkosten des Kirchbaues wurden auf 79 300 M. berechnet.[3]) Aus Ersparungsrücksichten sollte der Turm erhalten und nur mit einer neuen Mauer und einigen äußeren Verzierungen versehen werden, „obgleich viele gewünscht hätten, daß dieser unförmliche und schadhafte Thurm gänzlich möchte mit der alten Kirche abgenommen, und dafür bey der neuen Kirche eine kleine Kuppel, nach jetzigem Baugeschmack ausgeführet werden, da doch dieser alte Huth den neuen Kopf, worauf er gesetzt werden soll, nie sonderlich zieren wird".[4])

Endlich, am 12. Februar 1775, — man bestaunt die Langmut des seit zehn Jahren für lebensgefährlich erklärten alten Bau-

---

[1]) Im ganzen fünf Gutachten:
1. Sonnin, 14. 3. 1764.
2. Bauinspektor Bardewick, oder Borwick aus Glückstadt, 20. 7. 1764.
3. Landesbaumeister Rosenberg aus Schleswig, 1764.
4. Sonnin, über eine für den späteren Verlauf belanglose Einzelfrage, 15. 12. 1767.
5. Baukommissär Findorff aus Bremen, 1772.

[2]) Michaelsen, Zwo Predigten, 72.

[3]) Nach Lübkert, Statistik, 285, beliefen sie sich schließlich auf 232 292 M. 9 Schg. Haupt schreibt gar 295 000 M. Die sparsamen Herren von Wilster mögen über den erheblichen Unterschied gegen die Veranschlagung ein ziemliches geseufzt haben.

[4]) Michaelsen, Zwo Predigten, 40.

werkes, — wurde die letzte Predigt in der Kirche gehalten; der Abbruch begann. Er wurde ohne Zwischenfall bis zum 15. Juni bewerkstelligt.

Von der Fundamentierung handelt ein Sonninsches Promemoria vom 1. Mai 1775. Sonnin spricht sich darin sehr lebhaft gegen Findorffs Forderung einer Pfahlfundierung aus, die bei der 33 Fuß mächtigen Schicht schwarzen Tones im Baugrunde nicht erforderlich sei. Sonnin selbst untersuchte die Bodenverhältnisse durch zahlreiche Bohrungen. Seine genaue Beschreibung der vorliegenden Verhältnisse und die von ihm angeordneten Maßnahmen zeugen von erstaunlicher Einsicht. Zur Entfernung des Grundwassers baute er eine besondere Kanalanlage, durch die eine völlige Trockenlegung der Grube erreicht wurde.

Für die Grundmauern wurden die Steine des abgebrochenen Hauses wieder benutzt. Die für den übrigen Bau erforderlichen Steine bezog man aus der Fehrsischen Klosterziegelei, aus der Lübschen Ziegelei bei Itzehoe und aus der von Sonnin empfohlenen Ziegelfabrik in Osten.

Erst im Juni des Jahres 1775 verzeichnet das Bauprotokoll[1]) den mit Sonnin abgeschlossenen Vertrag. Sonnin sollte für die bisher geführte und für die künftig zu führende Direktion des Wilsterer Kirchen- und Turmbaues, tam ratione praeteriti quam futuri, 1200 Rtlr. erhalten, nicht gerechnet die 80 Rtlr., die ihm für Anfertigung der Risse, Gutachten usw. schon vorher versprochen waren. Sonnin verpflichtet sich dafür, seinen „Conducteur Mons. Reinecke“ ständig am Bau zu halten. Wirklich wird Reinke später als Bevollmächtigter des abwesenden Sonnin erwähnt.[2]) Jedoch sah man sich wiederholt genötigt, Sonnin selbst herbeizurufen, so z. B. am 29. Juni 1775 aus Lüneburg, — „wo er sich gegenwärtig wegen der dortigen Salzquellen aufhält“,[3]) und am 9. August, — wo zu seiner Herbeiholung aus Hamburg ein eigenes Fuhrwerk abgesandt wird.

Besondere Schwierigkeiten machten während des fortschreitenden Baues die Materiallieferungen. Ein eigenes Gutachten Sonnins vom 4. September 1775 handelt von den daraus entstandenen Streitigkeiten. Sonnin, der sich schon früher mit vollem Recht gegen das meist törichte Submissionswesen ausgesprochen hatte, wurde grundlos der Provisionsmacherei beschuldigt. Man richtete an den König von Dänemark eine Bitteingabe, die Baulieferungen möchten doch in

[1]) I, 16—18a. [2]) I, 26f. [3]) I, 31—34.

Wilster selbst vergeben werden, nicht an Auswärtige oder gar an Hamburger. Das Bauprotokoll enthält im Zusammenhange damit eine ausführliche, wohlbegründete Rechtfertigung Sonnins;[1]) auch ferner verblieb ihm die Bestimmung über Ankauf und Verwendung des Materials. Denn er allein besaß die dazu erforderlichen Fähigkeiten, nicht nur seiner Sachkunde, sondern auch seiner Sprachkenntnisse wegen. So lag z. B. die ganze holländische Korrespondenz betreffs der blauen Dachpfannen in seinen Händen.[2])

Was den Turmbau betrifft, so finden sich im Bauprotokoll[3]) verschiedene Gründe angeführt, die eine Erhöhung des alten Turmes forderten; sie beziehen sich namentlich auf das Geläut. Als seine Erhöhung endgültig beschlossen wurde, ließ Pastor Kirchhoff sein Votum negativum protokollieren. — Auf Sonnins Betreiben ist der Beschluß zurückzuführen, daß der Turm mit einem Blitzableiter versehen werden solle.[4])

---

[1]) I, 54f. [2]) I, 205. [3]) II, 84.

[4]) II, 87. — An der Einführung des Blitzableiters gebührt Sonnin ein nicht unbeträchtliches Verdienst. Im Verein mit dem Hamburger Arzte Dr. J. A. H. Reimarus wirkte er durch Unterweisung und Beispiel für die allgemeine Anerkennung der segensreichen Erfindung. Beide Männer wußten die von ihnen und einigen anderen am 10. Oktober 1765 gegründete „Hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe“ für diese Frage so zu interessieren, daß sie dem Bleidecker Mettlerkamp, dem geschickten Meister und nachmals hochgefeierten Patrioten, „zur Verfertigung sicherer, bequemer und wohlfeiler Blitzableiter“ eine öffentliche Empfehlung aussprach. Nach Fr. Wille, Mettlerkamp, Hbg. 1866, hatte Mettlerkamp 1770 den ersten Blitzableiter des Kontinents auf der Jakobikirche angebracht. Im Jahre 1790 wurde er „wegen seiner vorzüglichen Geschicklichkeit und Einsicht in der Anordnung der nach der Vorschrift des Herrn Dr. Reimarus von ihm in der Stadt und deren Gebiet überall angelegten Blitzableiter“ zusammen mit dem inzwischen als Mitglied ausgetretenen Sonnin zum „Assoziierten“ jener Gesellschaft ernannt. „Seit mehreren Jahren sind bereits unsere sämtlichen Haupt-Kirchen und fast alle öffentlichen Gebäude mit Ableitern versehen und in einigen gewittervollen Sommern, besonders im Sommer des Jahres 1783, waren der Bestellungen bei dem Bleidecker Mettlerkamp soviele, daß sie nicht alle befriedigt werden konnten.“ S. Verhandl. u. Schriften d. Hamb. Ges. z. Bef. d. Künste u. nützl. Gewerbe I, Hbg. bei Carl Ernst Bohm, 1792. — Reimarus hatte herausgegeben: Ursachen des Einschlagens vom Blitze, nebst dessen natürlicher Abwendung von unsern Gebäuden, 1768, — und: Vom Blitze. Vorschläge zur Anlegung einer Blitzableitung von allerlei Gebäuden, 1778. — Von M. A. Mettlerlamp stammte eine Schrift: Beschreibung der Spur des Blitzes bei dem Wetterschlag auf dem Turm des Ratskellers zu Harburg. — Sonnin war es, der in Lüneburg schon 1775 Blitzableiter einführte, zuerst für die Johanniskirche; s.: C. Wolff, Die Kunstdenkmäler d. Prov. Hannover, 1906, III, 2 u. 3, 74. Für Wilster empfahl er in der Denkschrift vom 1. Mai 1775 dringend die Anlage eines Blitzableiters, dessen Vorteile er begeistert zu rühmen wußte.

Die Säulen des von ihm selbst entworfenen Altares ließ Sonnin in derselben Weise der Länge nach durchbohren wie die des Michaelisaltares, um sie hinlänglich auszutrocknen.[1])

Die Einweihung der Kirche erfolgte am 2. Juli 1780.[2])

Die Baubeschreibungen bei Lübkert und Haupt mögen durch einige Angaben ergänzt werden.

Der Grundriß zeigt die Gestalt eines länglichen Rechteckes, dessen Ecken im Osten gradlinig, im Westen durch eingekrümmte Segmente abgeschrägt sind. Die Axenmaße, etwa 21 . 42, ergeben die bei Sturm so oft als besonders günstig bezeichnete „doppelschachtförmige" Fläche. Doch stimmen diese Abmessungen, wie bei Preys Ostener Kirche, vielleicht nur zufällig zu einem Doppelquadrat zusammen.

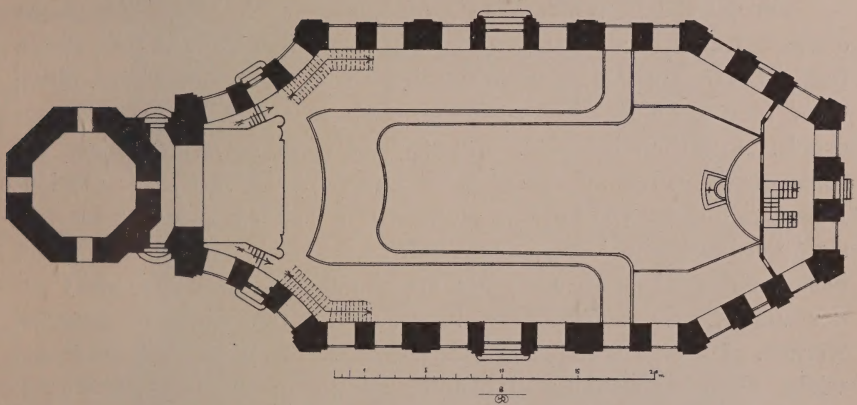


Abb. 12. **Die Bartholomäuskirche in Wilster; Grundriß.**

Der Grundriß einer länglichen Achteckkirche findet sich bei Sturm nirgends vorgebildet. Wirklichen Kirchenbauten war er jedoch schon oft zugrunde gelegt worden, namentlich in Sachsen, z. B. bei den Kirchen von Carlsfeld, Hohnstein, Niederpretzschendorf;[3]) entsprechende Grundform zeigt beispielsweise die Kirche in Neuengamme, Vierlande,[4]) und die alte Fachwerkkapelle zu Sarmstorf in Mecklemburg.[5]) Ähnlich wurden kurz nach dem Wilsterer Kirchenbau die Kirchen von Roentgen in der Eifel[6]) und von Lohmen in Sachsen[7]) angelegt.

---

[1]) II, 241. [2]) IV, 84.

[3]) Carlsfeld, erb. 1684—1688; Kb. d. Pr. 68. Hohnstein, 1725—1726; Kb. d. Pr. 88; Steche I, 29. Niederpretzschendorf, 1731—1733; Steche II, 67.

[4]) G. Dehio, Hdbch. II, 311. [5]) Schlie, Meckl. Inv. IV, 291.

[6]) 1782; Kb. d. Pr. 115. [7]) 1786—1789; Steche I, 49f.

Doch ist die Grundrißähnlichkeit dieser Kirchen mit der von Wilster nur ganz äußerlicher Natur. Von Abhängigkeit oder gar von Herübernahme des Planes kann nicht die Rede sein, — so wenig, wie etwa die Kirche in der Eifel auf ihre östlichen Vorbilder unmittelbar zurückgeführt werden dürfte.

Denkbar ist, daß Sonnin die 1771—1772 vom Landbaumeister Richter als längliches Achteck erbaute Kirche von Großenaspe bei Kiel kannte; doch eher noch mag der Glückstädter Bauinspektor Wilhelm Bardewiek, der 1764—1768 die Kirche zu Breitenberg in der benachbarten Kremper Marsch auf der Grundfläche eines länglichen Achteckes errichtet hatte[1]) und bei den Vorberatungen über den Wilsterer Bau mit Sonnin zusammen gekommen war,[2]) einige Anregung zur Grundrißgestaltung gegeben haben. —

Die Kirche in Wilster hat zwei Emporen, von denen die obere etwas zurücktritt: sie hat nur vier Sitzreihen, die untere deren fünf. Beide sind an der Westseite schön geschweift; die obere trägt hier die absichtlich schlicht gehaltene Orgel.[3]) Haupts Ausdruck: „ängstlich hangende Bühnen" ist nicht so zu verstehen, als seien die Emporen mit Hängewerk eingebracht. Mit ihrer starken Neigung, die der Sturmschen Vorschrift genau entspricht,[4]) machen sie allerdings ein wenig den Eindruck, als ob sie von der Wand herunterhingen; umsomehr, als sie ungewöhnlicherweise nicht an der Vorderkante, sondern erst unter der zweiten Sitzreihe gestützt werden. Da eine stuckierte Verschalung die Konstruktion verdeckt, wirkt diese Anordnung höchst überraschend; in Wirklichkeit ist sie ebenso kühn, wie einfach: auf die Streichschwellen an den Mauern und die niedrigeren Vorderschwellen auf den Säulen sind starke Querträger derart aufgekämmt, daß ihr vorderes Ende freitragend vorsteht. Einem bei ausschließlicher Belastung der Vorderkante etwa noch auftretenden Drehmoment war durch Einspannung des hinteren Trägerendes leicht zu begegnen. Durch diesen sehr einfachen Kunstgriff, der allerdings sichere Beherrschung der in Betracht kommenden statischen und technischen Fragen voraussetzt, wurde verhindert, daß die etwas massigen Emporen den Innenraum erstickten. Trotz des zweistöckigen Aufbaues war ein Konflikt der Emporen mit den Fenstern nicht zu vermeiden. Daß der Kirchen-

[1]) Schlesw.-Holst. Inv. II, 444f. — Über Bardewick vgl. Inv. III, 1.

[2]) Michaelsen, Zwo Predigten, 59.

[3]) Vgl. Bauprot. II, 65; damit die polierten Zinnpfeifen desto besser zur Geltung kämen.

[4]) Sturm, No. 10, H. 29.

raum trotz dieses Zusammenstoßes eine freie, weite Innenwirkung entwickelt, ist sicher in erster Linie der geschickten Stellung der Stützen zu danken. Diese selbst sind als sehr schlanke, in ihrer Schlichtheit zierliche toskanische Säulchen ausgebildet. Sämtliche Emporenplätze sind durch breite und zahlreiche Quergänge bequem zu erreichen.

Die Stuckdecke, zeitweilig eben geplant, dann aber als flaches Spiegelgewölbe angelegt,[1]) ist fast ungegliedert. Die drei Medaillons

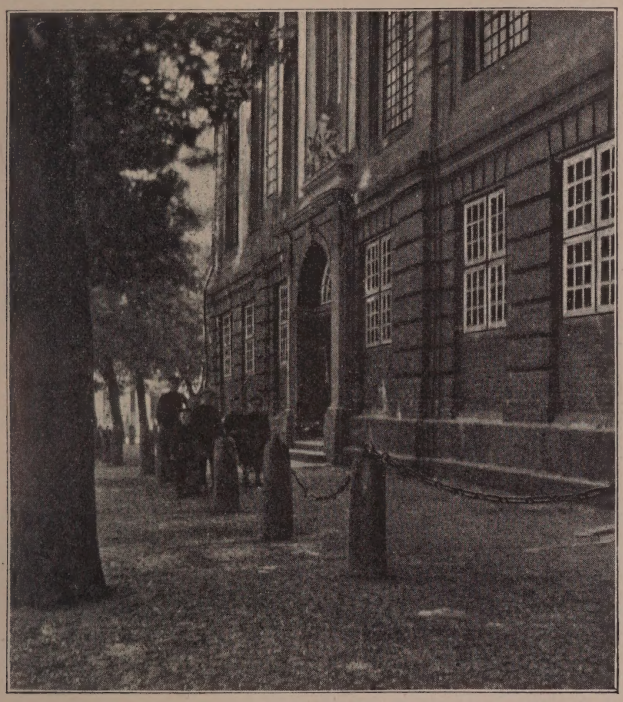


Abb. 13. **Kirche in Wilster; Außenansicht.**

im Spiegel mit ihrem linear-derben Rokokostuck wurden von Hans Soetje aus Itzehoe nach eigener Zeichnung ausgeführt.[2])

Der sehr schlichte Kanzelaltar mit seinen zwei korinthischen Säulen bietet nichts besonderes; die glatten Bretterwände, die Meister Müller aus Itzehoe mit Zierraten bemalte,[3]) wirken fast ärmlich. Seiner Ausführung lag eine Sonninsche Zeichnung zugrunde. — Die Figuren, der Kruzifix und die übrige schauderhafte

[1]) Vgl. Bauprot. I, 154f.
[2]) Ebda. II, 124, 213, 229f. [3]) Ebda. III, 185.

Bildhauerei sind unrühmliche Schöpfungen eines Ernst Strangardt in Hamburg.[1])

Die größte Sehenswürdigkeit von Wilster ist ohne Zweifel der Dachboden der Kirche. Durch ein wohlüberlegtes doppeltes Kehlbalkensystem mit lauter Vollbindern wurde ein fast ganz freier Bodenraum und eine beträchtliche Holzersparnis erzielt. Man braucht nicht einmal andere Kirchendächer jener Zeit zum Vergleiche heranzuziehen, um über die seltenen Eigenschaften dieses Gestühles zu staunen. —

Abb. 14. **Kirche in Wilster; Portal.**

Der durch einen bandartigen glatten Gurt in zwei Stockwerke zerlegte Außenbau zeigt unten das von Sonnin oft beliebte Motiv der Backsteinrustika. Das Obergeschoß ist fast ganz zu Fenstern aufgelöst; die dünnen Mauerpfeiler dazwischen wurden zum Teil Strebepfeiler-artig durch schwache rustizierte Lisenen verstärkt. Die Fenster haben den elliptischen Sturz, dessen statische Vorzüge gegenüber dem Kreisbogen Sonnin schon im Promemoria vom 1. Mai 1775 erörterte. Die Bauverwaltung setzte es gegen Sonnins Absicht durch, daß im Oberstock nicht hölzerne Fenstersprossen, wie unten, eingesetzt wurden, sondern recht unschöne eiserne.[2])

[1]) Ebda. 232 ff. [2]) Ebda. II, 44.

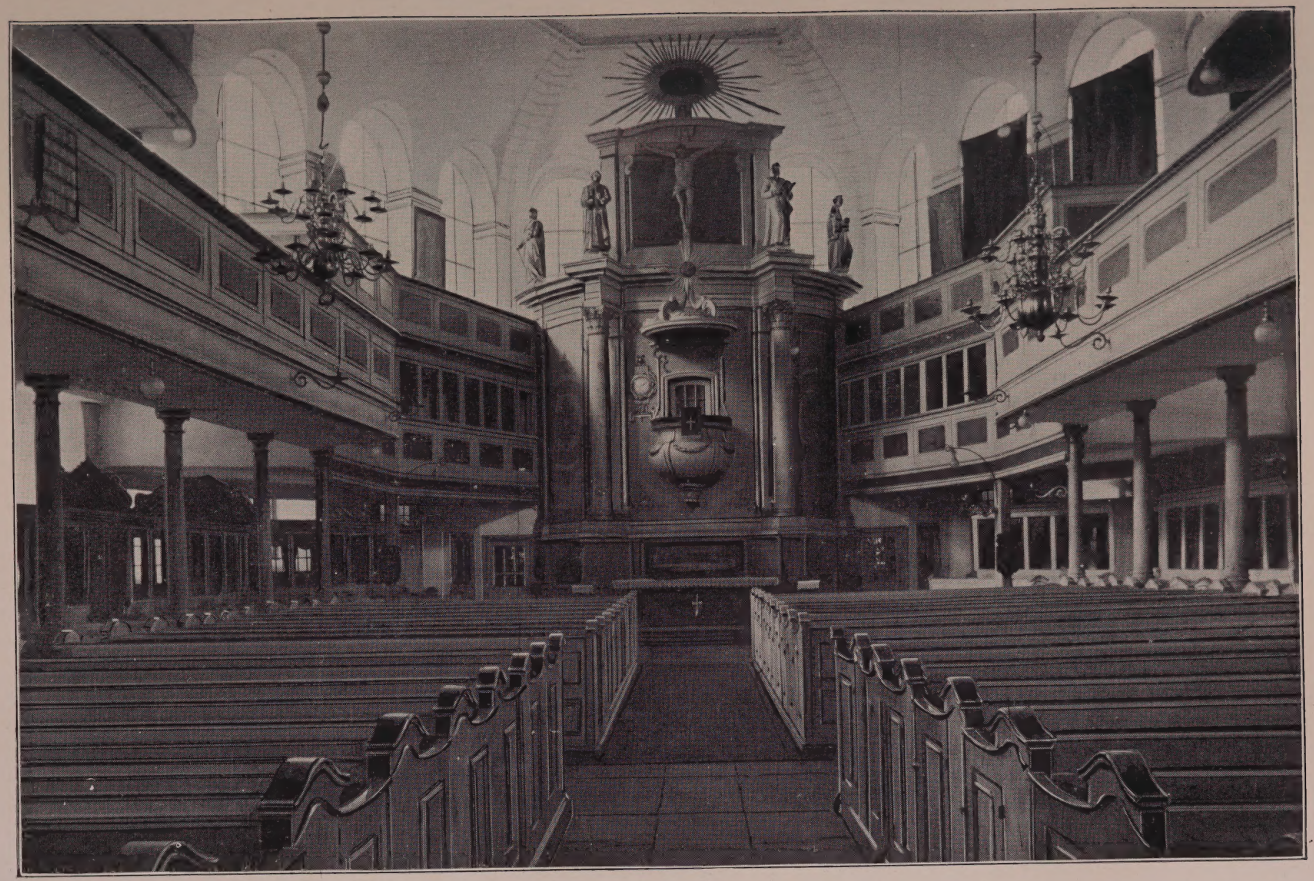


Abb. 15.

Kirche in Wilster; Inneres von W.

Die Sandsteinportale, von Sonnin gezeichnet, entsprechen in ihrer strengen Anspruchslosigkeit der Nüchternheit des ganzen Baues.

Das hölzerne, recht plumpe, verkröpfte Hauptgesims zeigt eine verstärkte und schräggestellte Hängeplatte, wie das des Michaelisturmes, als dessen vergröberte Abkürzung es aufgefaßt werden kann.

Ausführung und Erhaltungszustand des Mauerwerkes sind ausgezeichnet. Die ganze Erscheinung des künstlerisch nichtssagenden Außenbaues macht den überzeugenden Eindruck unbedingter Exaktheit und Solidität: keine Risse, keine gesackten Pfeiler, keine gewichenen Wände, die Stürze ohne jede Verschiebung, — in der Tat ein schlagender Gegensatz gegen die beiden wackelsüchtigen Kirchen Preys.

Den vorsichtigen Ausdruck Haupts: „Dem Äußeren läßt sich Würde und Stattlichkeit, ja eine gewisse Schönheit nicht absprechen“ muß man durchaus billigen. Wenn er dagegen den Innenraum als „eine gedankenmäßig richtige und thatsächlich brauchbare, obwohl verwerfliche Leistung“ bezeichnet, so urteilt er entschieden zu ungünstig. Die freundliche Helle, die wohltuende Zweckmäßigkeit, die ruhige Ordnung des Raumes machen einen höchst befriedigenden und angenehmen Eindruck. Freilich ist es eine Verstandesleistung, daß alle 2000 Besucher des Gottesdienstes den Prediger zu sehen vermögen; freilich ergibt sich von den Rängen aus eine gewisse Theaterhaftigkeit des Raumes. Doch dies Theaterhafte und Hörsaalartige ist eine unvermeidliche Eigentümlichkeit des durchdachten protestantischen Kirchenbaues; es haftet den bedeutendsten Lösungen dieser Aufgabe an, — ja, Sturm, der in der Tat mit erstaunlicher Klarheit dieser Frage gegenüberstand, verweist geradezu auf das römische Theater als auf das zweckmäßigste Vorbild für protestantischen Kirchbau.

Die verstandesmäßige Durchdringung und Bewältigung der Bauaufgabe nach ihrer logischen und technischen Seite ist es, was sich in Haupts Urteil als Anerkennung und Tadel zugleich ausspricht. Eben damit kennzeichnet sich Sonnins Fähigkeit und Arbeitsweise erschöpfend. —

Die Hebung und Drehung der alten Turmspitze, ein zu allen Zeiten gebührend bestauntes Ingenieurkunststück, war recht eigentlich eine Aufgabe für Sonnin. Hier arbeitete er auf seinem eigensten Gebiete, — hier erzielte er Leistungen, denen auch Sturm lebhafteste Anteilnahme und höchste Anerkennung nicht versagt hätte.

* * *

Der einzige Kirchenbau, den Sonnin nach Vollendung der Michaeliskirche errichtete, erweist in seiner ganzen Erscheinung, wie in beachtenswerten Einzelheiten die ungewöhnliche technische Sicherheit des Erbauers und das Zurücktreten der künstlerischen Anteilnahme. Dies findet sich noch viel deutlicher ausgesprochen bei seinen nachweislichen Profanbauten und bei den zahlreichen Gutachten, Ausbesserungen und Ingenieuraufgaben, die er bearbeitete.

Auch bei den Profanbauten findet sich eine ganze Reihe falscher oder ungenügend beglaubigter Zuschreibungen. Merkwürdig und sicher nicht zufällig ist dabei folgender Umstand: Die Liste sicherer Sonninbauten enthält, — soweit wir sie kennen, — nur solche Bauwerke, die als hervorragend praktisch und gut gebaut Anerkennung verdienen, künstlerisch aber keine besondere Teilnahme erwecken. Die Liste der ihm frei zugeschriebenen Bauten enthält eine ganze Reihe solcher, die wegen der Feinheit ihrer Verhältnisse oder wegen der Anmut ihrer Schmuckformen den aufmerksamen Beschauer veranlaßten, die Zuschreibung des Bauwerkes an den berühmtesten Architekten jener Zeit vorzunehmen.

Die zuverlässig beglaubigten Bauwerke Sonnins haben fast lediglich Nutzwert. Meist sind sie in Ziegelrohbau ausgeführt, z. T. mit gemauerter Rustika, wenigstens mit Ortquadernachahmung. Die Fenster gelten ausschließlich als Lichtspender, sie werden daher so groß wie möglich und — entgegen älteren Bauten ähnlichen Charakters, die in Hamburg und Altona häufig sind, — mit wenig Rücksicht auf die Verhältniswirkung angelegt. Die Dauerhaftigkeit der Bauausführung wird bei diesen Häusern stets gerühmt und durch den guten Erhaltungszustand der noch vorhandenen Bauten bezeugt.

Man betrachte etwa in Kiel das Museum vaterländischer Altertümer, das Sonnin in den Jahren 1767—1768 als Kollegiengebäude der Universität errichtete; oder in Lüneburg die Pfarrhäuser der Johanniskirche, die er 1783 entwarf.[1]) Mustergültige Beispiele der Sonninschen Bauweise!

In dem Kieler Hochschulgebäude sah auch Haupt[2]) das Werk eines Meisters der Konstruktion; er fand die „Trockenheit und Nüchternheit“ des Baues für Sonnin charakteristisch.

Bei den Lüneburger Pfarrhäusern zeigt schon der Grundriß, —

---

[1]) Ausgeführt wurden diese Bauten bis 1788 durch den Lüneburger Maurermeister Clasen; C. Wolff, Kunstdenkmäler d. Prov. Hann. III, 2 u. 3, 376, Figg. 157, 158.

[2]) Schlesw.-Holst. Inv. I, 575.

etwa des mittleren Hauses, — etwas Formelhaftes, eine allzu glatte Sicherheit. Wie die Mauern im rechtwinkligen Kreuz aufeinander treffen, wie die Türen des Hauses zweimal in Fluchtlinie angeordnet sind, — dergleichen erinnert unwiderstehlich an Sturmsche Vorschrift. Sehr geschickt ist die Anlage des Küchenherdes vor einer rechtwinklig anfallenden Mauer. — Die Fassade: das bekannte einfache Backsteinschema. Bei der Front des etwas vortretenden Mittelbaues ging Sonnin in seiner Vorliebe für gemauerte Quaderformen soweit, im Unterstock auch die Türen- und Fensterstürze nach den Formen des Quadersteinschnittes auszubilden. So sehr war ihm die Festigkeit des Baues Hauptsache, daß er sie auf diese Art auch äußerlich anschaulich machen mußte. —

Ähnlicher Bauart, im einzelnen ohne künstlerisches Interesse, schuf Sonnin in Hamburg die Häuser: Hütten 28, — Kajen 39,[1]) Ecke Scharmarkt und Hohlerweg,[2]) Ecke Katharinenstraße und Reimersbrücke,[3]) Neuerwall 70–74.[4]) Gegenüber einer selbst heute noch sehr stattlichen Reihe ähnlicher Bauten verschiedenen Ursprungs[5]) bieten diese Häuser außer ihrer dauerhaften Ausführung nicht die geringste Merkwürdigkeit.

Von dieser Baugattung unterschied sich die alte Synagoge in der Elbstraße nur durch ihre Zweckbestimmung. Sonnin erbaute sie 1788 als völlig kunstloses Hinterhaus. Im unerfreulichen Innern war die Anbringung der überragenden oberen Frauenempore auf zwei starken Holzstützen, ohne Kopfbänder, vielleicht gefordert, jedenfalls eine technische Besonderheit. Zur Zeit seines Abbruches, 1906, befand sich das Haus noch im besten Stande.

Der Bau der Festhalle auf dem Bosselhofe, den Sonnin gelegentlich der Vermählung Georgs III. im Auftrage der englischen Gesellschaft binnen drei Wochen in Fachwerk aufführte, wurde wegen dieser kurzen Bauzeit von vornherein als technische Glanzleistung aufgefaßt; schon Reinke erwähnt ihn als eine solche.

---

[1]) Laut Inschrift erbaut 1765. Im Sommer 1907 gelegentlich eines Zwangsverkaufes im Innern umgebaut; außen unverändert erhalten. Jetzt Eigentum der Herren H. C. A. Heinecke und A. M. H. Mohr.

[2]) Nicht mehr vorhanden, s. Faulwasser, MK., 1886.

[3]) Herrn C. W. G. Schultz, in Firma Wm. Fromm gehörig. — Seinerzeit von Sonnin für Senator Schröder erbaut. Umbau 1803 und 1895. — Der vorzügliche Zustand auch dieses Baues wird ausdrücklich bezeugt.

[4]) Seit Sommer 1907 durch einen Neubau ersetzt.

[5]) Um nur einige zu nennen: Meßberg 5/6, Rödingsmarkt 63, Deichstr. 49, Grimm 9, Niedernstr. 16, 18, 22, Klingberg 5, Fischmarkt 12.

Als bloße Erweiterung im engen Anschluß an Form und Bauweise des Vorhandenen ist Sonnins Arbeit am sogenannten Commercium, — einem Gebäude neben der alten Börse, das nach der im untersten Stock befindlichen Ratswage auch „die Wage“ genannt wurde, — aufzufassen.[1]) Das Bauwerk zeigte in seiner äußeren Erscheinung den denkbar engsten Anschluß an die danebenliegende 1558 erbaute Börse und war ursprünglich auch nicht höher als diese. Über den Umbau des Jahres 1767 liegt keine besondere Nachricht vor; doch läßt sich aus einem Vermerke des Bauhofprotokolles[2]) der Sachverhalt erschließen: auf Antrag des Commerciums erhielten Beyer und Tilzig vom Bauhofe den Befehl, Grund und Gebäude des Commerciums daraufhin zu untersuchen, ob noch ein Bibliothekstock darauf stehen könne. Da ihr Gutachten die Möglichkeit eines Aufbaues, einige Ausbesserungen vorausgesetzt, zugab, ließ man durch Sonnin das Gebäude um einen Oberstock für die Handelsbibliothek erhöhen.[3]) Soviel sich auf den Abbildungen erkennen läßt, wiederholte dieser Aufbau in seiner Außengestalt die des alten Stockwerkes, nur wurden die Fenster oben nicht unbeträchtlich vergrößert. Zuhöchst scheint Sonnin seinen Bau durch ein paar ziemlich unförmliche Dreiecksgiebel abgeschlossen zu haben. Die sonderbare Riesenfigur der Justitia auf dem Dache des Hauses kommt nicht auf seine Rechnung; sie war schon früher vorhanden. —

Die stilistischen Merkmale all dieser Bauten reichen nicht hin, um strittige Zuschreibungen damit zu entscheiden. Immerhin wird der Grad der Wahrscheinlichkeit, die also diesen fraglichen Bauwerken gegenüber als einzig zulässige Urteilsform zu gelten hat, durch den Vergleich mit jener gesicherten Reihe um ein weniges erhöht.

In Hamburg wurde 1757—1759 das Jakobipastorat errichtet, ein Ziegelrohbau mit schwachen Lisenen; Fenster und Mansartdach in schönen Verhältnissen. Die Formengebung an Frontgiebel und Portal zeigt in ihrer Schlichtheit Würde und Anmut; die bisher beliebte Zuschreibung an Sonnin wird aufgehoben durch Melhops Feststellung, daß ein Maurermeister H. D. Petersen Pläne und Bau lieferte.

An der Seelemannschen Villa bei der Eppendorfer Kirche würde die gleichgültige Schmucklosigkeit des Äußeren bei geräumig-

[1]) Vgl. die Abbildung in J. H. Hübbe, Ansichten der usw. Hamburg, I, Frankf. a. M. 1824, zu 139; das Gebäude links neben der Börse mit der Justitia ist die Wage.

[2]) Bauhofsprot. F, pag. 53, Juni 1767.

[3]) v. Hess, Topogr. 1811, II, 385.

wohnlicher Innengestaltung die Zuschreibung an Sonnin begründen; doch weiß ich nicht, ob diese sonst hinreichend gestützt ist.[1])

In Wilster erbaute Sonnin nach Faulwasser[2]) das neue Rathaus, anfangs Wohngebäude.[3]) Die Ziegelquader der Gartenfront, die etwas harte Form des Giebels, die weitgehende Ausnutzung des Mansartgeschosses und die großen, etwas unförmlichen Fenster scheinen auch diese Zuschreibung an Sonnin zu bestätigen. — Die Straßenfront wurde 1882 als abstoßender Ziegelpalast neu aufgezogen.

Einige Vorkommnisse während des Baues der Kirche machen es wahrscheinlich, daß Sonnin auch das Michelsensche Gartenhaus,[4]) jetzt „Meyers Colosseum", erbaute: einen einstöckigen Pavillon mit vielseitigem Zeltdach, als Backsteinbau mit Lisenen. Das Wilsterer Kirchenbauprotokoll vermerkt unter dem 14. Oktober 1776, daß infolge der Fürsprache und Vermittlung Sonnins der überschüssige Kalk vom Kirchenbau dem Kanzleirat Michelsen zum Bau seines neuen Lusthauses verkauft wurde.[5]) Im April 1777 wurden gleicherweise 40—50 000 Stück Ostener Steine abgetreten; bald darauf findet sich ein Vermerk ähnlichen Inhaltes, gothländischen Kalk betreffend.[6]) Damit ist natürlich nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit für Sonnins Urheberschaft gegeben. Die besonders feine Zeichnung der Treppenanläufe und der Umstand, daß die scheitrechten Fensterstürze in unerhörter Weise eingewichen sind, spräche gegen eine solche Annahme.

In Lüneburg könnte vielleicht das Haus Untere Neue Torstraße 1 mit Sonnin in Verbindung gebracht werden.[7]) Doch ist zu bestimmter Zuschreibung kein genügender Anhalt gegeben.

In Altona soll er das 1861 abgebrochene Haus Ecke Königstraße und Behnstraße erbaut haben, das ich nicht kenne.

In Kiel wird Sonnin gelegentlich mit dem schönen Schweffler-

---

[1]) Wird abgebrochen. — Ein Artikel des Hamburgischen Korrespondenten vom 14. Oktober 1906: „Hamburg, die Gartenstadt", von A. R., bezeichnet diese Villa als Sonnins Sterbehaus; aus welcher Veranlassung, ist mir unerfindlich. Sonnin wohnte seit der Trennung von Möller (s. Reinke 98) mit der Familie Reinke zusammen am kleinen Michaeliskirchhofe (Reinke 102). Diese Wohnung hatte Reinke noch 1824 inne (Reinke 102). Sonnin starb in Reinkes Hause, also wohl auch am Michaeliskirchhofe.

[2]) MK., 1886. [3]) Schlesw.-Holst. Inv. II, 523. [4]) Ebda. 525.

[5]) Bauprot. I, 291.

[6]) Bauprot. II, 66, 69, 72; der Bau des Lusthauses ist also genau auf 1777 zu datieren.

[7]) S.: C. Wolff, Kunstdenkmäler Hann. 1906, III, 2 u. 3, 377, und Fig. 159.

schen Hause zusammen genannt. Seine Urheberschaft ist auch hier ganz ungestützt und mir unwahrscheinlich.

Das Herrenhaus von Rundhof, Angeln, soll Sonnin schon 1756 erbaut haben;[1]) irgend eine Sicherheit für diese Zuschreibung habe ich nicht auffinden können.

* * *

Vollends als rein technische Leistungen aufzufassen sind Sonnins verschiedene Ausbesserungsarbeiten. Zu ihrer Herstellung wurde er ja überhaupt nur seiner hervorragenden technischen Fähigkeiten wegen ausersehen. — Es kann sich hier nicht darum handeln, diese verschiedenen Arbeiten ausführlich zu schildern. Für den Zweck der vorliegenden Schrift genügt die Kenntnis der Tatsache, daß er sie in einer Weise ausführte, die in technischer Beziehung die Bewunderung der Sachverständigen seiner und der folgenden Zeit in hohem Maße erregte. Wie wenig er dabei ästhetische Gedanken berücksichtigte, zeigt am deutlichsten seine Kieler Schloßreparatur. Dort hat er nach Haupts Darstellung[2]) etwas rücksichtslos aufgeräumt und ein in der Tat wenig erfreuliches Gebäude hinterlassen.

Als unbedingt zuverlässiger Sachverständiger bewährte er sich bei den Ausbesserungsarbeiten des Hamburger Rathauses; seine Tätigkeit von 1788 wird in der Sonninliteratur oft und rühmend erwähnt.[3]) Doch schon 1760 und 1771 hatte er sich durch geschickte und wohlfeile Reparaturen im Rathause Vertrauen und Beifall der maßgeblichen Persönlichkeiten erworben.[4])

Seine meist bewunderte Leistung blieb jedoch das Anheben, Richten, Drehen und Ausbessern von Kirchtürmen.

---

[1]) S.: Schlesw.-Holst. Inv. I, 324, und: Hamb. Künstlerlex. 1854, 237.

[2]) Schlesw.-Holstein. Inv. I, 566ff. Sonnin arbeitete im Schlosse 1763; er „vertauschte nach Erfordernis des Zeitgeschmackes alle Gewölbe des Hauptstockes wie die der Kapelle mit Gipsdecken, änderte die Inneneinrichtung, zerfällte die Säle des Untergeschosses in Stuben und gab dem Dache die jetzige überhäßliche Form, nahm auch dem einen Turm die Haube; die Hoflaube änderte er in die heutige unschöne Gestalt.“ Sein aufrichtiges Bemühen galt eben solchen Angelegenheiten, wie der Ausführung der Gipsdecken. Reinke, der dabei sicher durch Sonnins eigene Mitteilungen unterwiesen ist, nennt sie geradezu vorbildlich: sie seien statt mit Schilfrohr mit $^3/_8$zölligen hanfenen Tauen ausgestattet, unter Vermeidung jeglichen Eisendrahtes aufgebracht usw. Für die Michaeliskirche hatte Sonnin bekanntlich ebenfalls ein besonderes, und wirklich unverwüstliches Verfahren zur Stukkaturausführung ersonnen.

[3]) Reinke, Hübbe, Faulwasser.

[4]) S. Beilage II, S. 158.

Die erste derartige Arbeit war das Richten des Hamburger Nikolaiturmes gelegentlich einer Reparatur in den Jahren 1759 und 1760. Hier begegnete er noch heftigem Mißtrauen in seine Fähigkeit, — ja, als man sich zur Hebung anschickte, bestieg ein Geistlicher in Sonnins Abwesenheit den Turm, um die Arbeiter „mit frommen Belehrungen zu rühren und zu warnen“[1]) und zur Abstandnahme von ihrem gottversucherischen Tun zu bewegen. Die Arbeiter hatten aber zu Sonnins Geschicklichkeit unerschütterliches Vertrauen: jener Prediger wurde mit Heiterkeit abgefertigt und die Arbeit glücklich vollführt.

Bald darauf begannen die jahrelangen Vorverhandlungen über die unumgängliche Ausbesserung des Domturmes. Schon hier zeigte es sich, daß man Sonnins technische Meisterschaft nun auch in weiteren Kreisen anerkannte. Bei allen Beteiligten, beim Senat, beim Domkapitel und bei der Regierung in Stade,[2]) überall galt Sonnin als ausschlaggebender Sachverständiger. Trotz vielfachen Hin und Hers gelang es ihm schließlich, genau das durchzusetzen, was er von vornherein als erforderlich erkannt und ausgesprochen hatte: die vier Ecktürmchen wurden entfernt, — der Hauptturm beibehalten, eingerichtet und ausgebessert.[3]) Unter seiner Leitung wurden diese Arbeiten in den Jahren 1763 und 1769 fertiggestellt.[4])

1769 wurde ein ziemlich beträchtliches Überneigen des Katharinenturmes festgestellt. Sonnins Gutachten bestätigte diese Beobachtung, erklärte die Sachlage für gefahrlos, forderte aber eine Untersuchung des Laternengebälkes. Diese wurde angeordnet. Als Sonnin dabei die Kupferdeckung ablöste, fand er, daß ein Hauptbalken der oberen Laterne vollständig verfault, zwei andere schadhaft waren und das Kupfer seine Dichtigkeit verloren hatte. Er schlug vor, die beschädigten Stellen bis zum nächsten Frühjahr abzustützen, dann die Balken auszuwechseln und den Turm ins Lot zu richten. 1770 begann die Arbeit dementsprechend. Der vermoderte Balken wurde herausgezogen, am 6. Juli ein neuer Balken von 53 Fuß Länge, 18zöllig, eingesetzt. Vom 3. bis 5. September erfolgte die Aufschraubung des Turmes vermittelst der Scheldon-

[1]) Reinke.

[2]) Königl. Großbritt. und Churfürstl. Braunschweigisch Lüneburgische Regierung der Herzogthümer Bremen und Verden.

[3]) S. Beilage II, S. 159.

[4]) Über Sonnins Arbeiten am Domturm s.: F. J. L. Meyer, Blick auf die Domkirche, Hbg. 1804, 70ff.

schen Hebemaschine,[1]) die Sonnin auch bei seinen anderen Turmhebungen, mit Ausnahme von Wilster, wo Zimmermannsschrauben genügten, anwandte. Gelegentlich dieser Arbeiten soll Sonnin noch einige Verbesserungen im Turmverbande angebracht haben. Im Oktober 1770 war der ganze Turm wiederhergestellt.[2])

Die Arbeiten ähnlicher Art, die Sonnin 1778 in Wilster ausführte, wurden schon erwähnt. — Über seine Turmhebungen in Bergedorf und Stade liegen keine näheren Nachrichten vor.

* * *

Die technischen Gutachten und reinen Ingenieurleistungen Sonnins bezeugen seine technisch-praktische Befähigung schon an sich.

Ein solches Gutachten nebst Riß und Anschlag wurde dem Bauhof am 21. September 1759 vom Syndikus Klefecker überreicht. Der Verfasser schlug vor, die Buden der jährlich zweimal stattfindenden Messe statt wie bisher störenderweise in der Börse selbst auf ihrem Dache zu errichten. Dies sei mit einem Aufwande von 6300 M. zu bewerkstelligen. Man traute den Fundamenten eine solche Überbelastung nicht zu, fürchtete eine Beschädigung des Kupferdaches und sah in der Treppenanlage allerlei Schwierigkeiten. So unterblieb die Ausführung des Vorschlages. Wie es scheint, waren die Einwände des Bauhofes berechtigt.[3])

Als der Abbruch der Stiftskirche in Neumünster beschlossen werden sollte, zog man Sonnin als Sachverständigen hinzu und verfuhr nach seinem Gutachten.[4])

In Lüneburg hatte er im Jahre 1780 das Überhängen des Nikolaiturmes zu begutachten. Er erklärte die Sachlage für ungefährlich.[5]) In den folgenden Jahren scheint er sich noch öfter mit den Angelegenheiten dieser Kirche beschäftigt zu haben. Wenigstens wird berichtet, daß ihm, dem Orgelbauer Georg Stein und dem Bildhauer Brillo bis 1785 zusammen 4450 Taler für die Beschaffung einer neuen Orgel bezahlt wurden. Er wird hier, wie auch bei seinem Kirchbau in Wilster, eine ausführliche Beurteilung der vom Orgelbauer vorgelegten Disposition geliefert haben.[6])

---

[1]) Deren Beschreibung bei Büsch, Versuch einer Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens. I, 125, fig. 78 und 128, fig. 80.

[2]) Janssen, Ausf. Nachr. 57 ff.

[3]) H. St.-A. Bauhofsprot. E, pagg. 26 ff.

[4]) S.: Haupt, Schlesw.-Holstein. Inv. — Beschluß 1774; Abbruch erst 1812.

[5]) C. Wolff, Kunstdenkmäler Hann. 1906, III, 2 u. 3, 135.

[6]) Ebda. 142.

Eine seiner letzten Arbeiten, — er starb am 8. Juli, — war die Begutachtung des geplanten Umbaues im Lüneburger Wandhause, das z. T. zu Gefängnisräumen umgeschaffen werden sollte, datiert vom 25. April 1794.[1])

Als Lüneburger Salinenbaumeister[2]) betätigte er sich als Fabrik- und Maschineningenieur. Die von ihm eingeführten Betriebsverbesserungen im Salinenwesen sollen zwar ungewöhnlich gewesen sein, sich aber bewährt und nach Reinke noch 1824 bestanden haben. Ob die von Wolff[3]) erwähnten Siedehäuser und der dorisierende, hübsche, aber an sich unbedeutende hölzerne Brunnenpavillon von Sonnin herrühren, kann dahingestellt bleiben. Wenn bei einem Siedehause jener Zeit (Nr. 7) die eigenartige und treffliche Zimmerkonstruktion besonderes Aufsehen erregte, so liegt die Zuschreibung an Sonnin nahe. Auch die Ortquaderung der Siedehäuser Nr. 1 und 2 läßt an ihn als Erbauer denken. —

Auch in Hamburg wurden verschiedentlich Ingenieurarbeiten unter Sonnins Leitung ausgeführt: so die Abtragung des Küterwalles und die Anlage des Herrengrabenfleetes. —

Wenn Reinke Sonnins Beschäftigung mit Wassermühlen ausführlich beschreibt und seine besondere Berechnung solcher Anlagen anführt, so erinnert man sich, daß gerade der Mühlenbau auch von Sturm mit Vorliebe bearbeitet worden war. Der Traktat von der Vollständigen Mühlenbaukunst mag bei den Sonninschen Arbeiten gute Dienste geleistet haben.

* * *

Der Zusammenhang, den die voraufgehenden Betrachtungen fühlbar machen sollten, liegt klar zutage und darf unbedenklich ausgesprochen werden. Bis etwa 1750 hat Sonnin vom Bauwesen keine anderen als höchstens laienhafte Kenntnisse. Er studiert die Sturmschen Schriften und erreicht bald auf dem Gebiet, das bei Sturm am ausführlichsten und mit Vorzug behandelt wird, treffliche Leistungen und einen bedeutenden Ruf, — er wird wirklich das, was er, wie Reinke schreibt, nach Sturms Anleitung werden mußte, „der Erste und geschickteste aller Bauhandwerker". Derselbe Reinke sagt mit Recht von ihm: „Wenn also auch wirklich sein Name als Architekt ihn nicht lange überleben sollte, so gehört er doch sicher als Mechaniker, als theoretischer und praktischer Kopf unter die ersten seines Zeitalters, und dasjenige, was bei seinen

[1]) Ebda. 310. [2]) Reinke. [3]) C. Wolff, a. a. O. 137.

Bauunternehmungen mit der Mechanik zusammenhängt, wird immerfort noch von den Sachverständigen bewundert und nachgeahmt werden."

Am deutlichsten aber spricht Sonnin selbst sich über seine Auffassung vom Architektenberufe aus.[1]) Gedanken und Wortwahl lassen über ihre Verwandtschaft mit Sturmschen Anschauungen keinen Zweifel. Sonnin schreibt von Harsdorf:

„Nach Art wahrer Kenner setzet derselbe die drei Grundsätze einer guten Baukunst, nemlich die zweckmäßige Bequemlichkeit, die Dauer und die einfach natürliche Schönheit zum voraus, will auch, wie billig, alles dieses zu den wenigsten Kosten angewendet wissen. Mit allen Freunden der Dauer beklaget er den Leichtsinn unserer Zeiten, in welchem die standhafteren Gewölber, von denen oft bis zur Todesgefahr wandelbaren Gips Decken verdränget worden sind. Aus dem Grunde einer reineren Menschenliebe räth er an, daß wir unsern Nachkommen etwas mehr aufopfern sollten, anstatt wir itzt im Gebrauch haben, durch elende Gebäude, welche schon kranck zur Welt kommen, sie mit einer ewigen reparation bis aufs Blut auszusaugen. Ihm sind die edleren Gesinnungen der Alten preiswürdig, die das ihren Dorfkirchen schenkten, was wir unsern Stadtkirchen versagen. Alles Äußerungen, die mich rühreten, weil Gründe mir nicht erlaubt haben, jemals anders zu denken, und ich selbst in dem Falle gewesen bin, mit dem aufrichtigsten Eifer dafür zu kämpfen, daß eine zu Gewölbern schon angelegte elf Fuß dicke, bestens bearbeitet und begründete Mauer der großen Michaelis Kirche zu Hamburg mit einem Gewölbe beleget werden sollte. Und würcklich stand diesem Vorschlage nicht der Kosten Aufwand, sondern nur dieses entgegen, daß Judex nicht competens war, und jedermann sich in das Flitterwerk einer Gips Decke verliebet hatte, womit man eine kleine neue, nunmehro aber schon ganz baufällige Kirche aufgeputzet hatte. Erheblicher waren die Gründe nicht, aus welchen nach langem Streiten ein Gips Gewölbe zu meinem Leidwesen gewählet ward."

[1]) Promemoria zum Wilsterer Kirchenbau vom 1. Mai 1775. — Wer den traurigen Brand von 1906 erlebte, wird diese Worte nicht ohne Bewegung lesen können.

* * *

Beilage I.

A.

Da die alte Herzhornische Kirche immer baufälliger zu werden, und den Einsturz zu drohen schien; so beschlossen die Kirch-Juraten und Gevollmächtigten eine genaue Untersuchung anzustellen. Sie thaten es auch würklich und fanden, daß entweder eine Haupt Reparation schlechterdings nothwendig sey, die vieles Geld kosten, und doch nur Flickwerk seyn würde; oder, daß eine neue Kirche gebaut werden müsse. Sie ließen also am folgenden Sontage 1779 der Gemeine bekannt machen, daß sie künftigen Sontag als *) nach vollendetem Gottesdienste auf dem Kirchhofe verbleiben möge, weil ihnen wegen der Kirche etwas vorzutragen, woran gelegen. Die Gemeine versammelte sich auch zur bestimmten Zeit häufig.**) Der älteste Kirchen Jurate Al. Th. trug der Gemeine die wahre Beschaffenheit [der] Kirche vor, und frug ob es bei diesen Umständen nicht besser wäre, eine neue Kirche zu bauen. Die Gemeine bewilligte ohne Widerrede den Bau einer neuen Kirche, und trug dieses Geschäfte den gegenwärtigen Kirch-Juraten, dem Kirchspiel Voigt Peter Schacht und Albert Thamerling auf, und in weniger Zeit als eine halbe Stunde war alles beschlossen, und die Gemeine ging ruhig und zufrieden nach Hause. In diesem Jahre bestellten die Kirchen Jurate, die zu diesem Bau benöthigten Gelder, welche alle in der Gemeine zu *) %, und ohne Obligation dafür zu benöthigen, aufgenommen wurden. Sie schafften zugleich die Baumaterialien an. Sie erwehlten des Voigts am Außendeiche Jürgen Cohrs Haus, welches eben jenseits des Deiches stehet, zur Interimskirche. Darauf wurde im folgenden 1780sten Jahre am Sontage Laetare die alte Kirche entweihet. *) — der Altartisch, die [Kanze]l, Orgel, und die Kir[chen]stühle wurden dahin gebracht, und [alle]s so bequem und wol einge[rich]tet, daß selbst Frembde, welche unsern Gottesdienst besuchten, ihre Zufriedenheit zu erkennen gaben. Nun wurde mit dem Abbruch der Kirche der Anfang gemachet. Man untersuchte den Grund genau, aber es ward kein Grundstein gefunden. Es wurden in dem Grunde Pfähle gerammet und überhaupt derselbe bestmöglichst versehen. Darauf wurde 1780, den 17. April der Grundstein an der Süderseite bei dem Glockenstuhl geleget. Er war vorhero nach dem Pastorathause gebracht. Davor sammelten sich der Hochgräfl. Inspector Claussen, der zweite Prediger, die Leichen Juraten und Gevollmächtigten, der Baumeister Hähnel, und so wurde nach vorhergegangenem Geläute derselbe unter dem Gesange: Ich weiß mein Gott daß all mein Thun nach dem Grunde hingetragen. Der Pastor hielt eine Rede, und H. Inspector Claussen nebst dem Hn. Kirchspiels Voigt Schacht und den Juraten und Gevollmächtigten legten denselben. Während der Grundlegung wurde gesungen: Es woll uns Gott genädig seyn. Nach gesprochenem Segen und dem Gesang: Nun danket alle Gott ging ein jeder vergnügt nach seinem Hause. In dem Grundstein wurde auf 3 zinnernen Platen mit lateinischen Buchstaben folgende Nachricht geleget. — — —

Der Bau ging nach Wunsch von statten und 1781 am 18. Sontage nach Trinit. wurde die neue Kirche von Sr. Hochwürden dem Hn. Consistorial Rath und Probst Ahlemann in Altona eingeweihet. Die Kirchenstühle und Stände wurden öffentlich in der Kirche an den Meistbietenden verkaufet und aus denselben wurden *) gelöset, sodaß alle Kosten der Kirche mit dem Stühle- und

---

*) Lücke im Text. **) = zahlreich.

Ständegeld bezahlt wurden. Uebrigens ist der ganze Bau der neuen Kirche in Friede und Einigkeit angefangen und geendigt worden, und hat kein einziger Mensch den geringsten Schaden dabei genommen. Gott sey dafür gelobet in Zeit und Ewigkeit. Amen.

B.

Im Jahre 1780 ist die hiesige baufällige St. Annenkirche, welche 1521 erbauet seyn soll, mit Bewilligung der ganzen Gemeine abgebrochen, und den 17. April dieser Grundstein zu einer neuen Evangelisch Lutherischen Kirche geleget worden, zu der Zeit, da Se. Mayst. Christian der Siebende als König in Dänemarck regierte, und Ihro Mayst. Juliana Maria die verwittwete Königin, und Ihro Königliche Hoheit Friderich der Kronprinz waren. Der Stadthalter dieser Herzogthümer waren Se. Hochfürstl. Durchlaucht Prinz Carl von Hessen Cassel, und der Patronus dieser Kirche Se. Hochgräfl. Excellenz Herr Christian Conrad, Graf von Danneskiold zu Lamwig, dessen Inspector Herr Claussen war. Der Intendant dieser Herrschaft, Sr. Hoch- und Wohlgebornen der Herr Cammerherr und Ritter Christian von Brandt, und Sr. Hochwürden der Herr Consistorialrath Georg Ludewig Ahlemann waren Probst des Pinnebergischen Consistorii. Die Prediger: Johann Friderich Berninck und Johann Delfs. Der Organist: Lorenz Jacob Glashoff. Die Kirchen Juraten: der Kirchspiel Voigt Peter Schacht, Albert Thameling, Harm Piening und Hinrich Mahn, und die p. t. Kirchen Gevollmächtigten: Clas Wilt, Hans Schröder und Johann Schacht. Der Baumeister war Balthasar Andreas Hähnel in Glückstadt. Sonsten genossen wir unter dem sanften Scepter unsers allertheuersten Königs eines erwünschten Friedens, und der Herr schencke uns gesunde und gesegnete Zeiten. Diesen Frieden, diesen Segen und vorzüglich die selig machende Lehre des Evangelii wünschen wir unsern Nachkommen bis an das Ende der Tage um Jesu willen. Amen.

*

Beilage II.

Rathaus.

H. St.-A. Bauhofsprot. E, pagg. 85 ff., 1760. Ein Pfeiler in der Ratsstube war gewichen. Der Bauhofbeamte Beyer beabsichtigte Reparatur durch Einrammen von Stützpfählen; sein Kostenanschlag verlangte 1900 M. „Allein ein E. H. E. Rath hielte bey diesen Umständen das Rammen für gefährlich, den Vorschlag selbst für unzulänglich, und zog daher des Baumeisters Sonnin Gutachten darüber ein.“ Ein Commissorium vom 1. Aug. verfügte daraufhin, der Bauhof solle am nächsten Freitag nachmittag mit der Reparatur nach Anweisung des Baumeisters Sonnin beginnen. Da Beyer jedoch begreiflicherweise an Sonnins Vorschlägen noch allerlei auszusetzen fand, wurde nochmalige Besichtigung angeordnet. „Sonnin hob die Schwierigkeiten, welche man gegen sein Projekt gemacht hatte“, und das Ratscommissorium wurde wiederholt. Sonnin führte nun das Abstützen des Gebälkes und das Auswechseln des Pfeilers bis zum 27. Aug. aus; der Bauhofsvorsitzende Hieronymus Matthiesen schreibt dazu: „Ich bin dem Baumeister Sonnin das Lob schuldig, daß er von seiner Geschicklichkeit nicht weniger als von seinem Fleiße unläugbare Proben bey dieser Arbeit abgelegt, und daß er bey der Aufrichtung des großen Pfeiler von

Felsen und darauf Setzung des Kragsteines nicht allein anzuordnen gegenwärtig gewesen, sondern auch in der größten Gefahr selbst mit die Hand angeleget, und andere durch sein Exempel angemuntert habe."

H. St.-A. Bauhofsprot. F, pagg. 297 f., 306 ff., 312, 1771. Sonnin besichtigte im Auftrage des Senats das Rathaus und reichte eine Denkschrift darüber ein. Er fand alle Mauern außer der Fassade in gutem Stande. Die 30 Zoll dicke Galerie der Fassade sei an einer Stelle 19 Zoll einwärts gebogen; die untere Mauer sei durch den Schub der Kammergewölbe gewichen. Er riet, die Galerie abzunehmen, — statt dessen ein hölzernes Gesims oder irgend eine leichte Anordnung aufzubringen; die Gewölbe der Kammer seien durch eine Balkenlage zu ersetzen. Das Bauhofskollegium billigte seine Vorschläge und beschloß demgemäß. Der Sonninschüler Johannes Kopp erhielt den Auftrag, die erforderlichen Risse für eine Änderung im Sinne Sonnins anzufertigen. Die Sitzung vom 3. Juni 1771 faßte daraufhin einen endgültigen Beschluß. Unter Kopps Leitung, dessen Erkrankung einen kleinen Aufschub der Arbeiten verursachte, wurde die Galerie der Fassade abgenommen, — bis auf die Bandleiste unter den Bilderblenden, — und die Gewölbe der Kammer durch Balkenlagen ersetzt.

Domturm.

Die anfälligen Aufzeichnungen des Kapitelprotokolles sind nicht nur für das Verhältnis des Domkapitels zum Senat sehr unterrichtend, sondern sie geben auch von der Stellung und Geltung Sonnins zu jener Zeit eine deutliche Vorstellung. Sie mögen deshalb auszugsweise hier mitgeteilt werden. H. St.-A. Cl. VIII, No. VI, Protokoll des Domkapitels, No. 18, vom 7. 7. 1758 bis zum 13. 12. 1764, pagg. 259 ff.

15. Jan. 1761. Vom Senat gelangt eine Aufforderung an das Kapitel, es möchte angesichts der aus dem Sonninschen Gutachten zu ersehenden Gefahr, die von den Amtsmeistern nach Besichtigung der Turmspitze bestätigt sei, Maßregeln ergreifen, daß die ganze Spitze mit den Ecktürmen und dem achteckigen Mauerwerk abgetragen werde. Das Kapitel antwortet, das Gutachten der Domhandwerker müsse in nächster Zeit eintreffen. Dies abzuwarten sei unerläßlich, da die Erlaubnis der kgl. Regierung zu Bauarbeiten nur daraufhin erteilt werden würde.

22. Jan. 1761. Es werden die schriftlichen Berichte der Reverendi Capituli und Alti Senatus Zimmer- und Mauermeister, sowie ein Videtur des Baumeisters Sonnin vorgelegt, gleichwie ein Extractus protocolli Senatus vom 19. Januar, in welchem der Senat nochmals darauf dringt, die Angelegenheit aufs Eilfertigste bei der kgl. Regierung in Stade zu betreiben.

Man beschließt, darüber an die Regierung zu berichten, Beihülfe, als Lotterien, Kollekten usw. zu erbitten, und dem „Magistrat" zu antworten, daß man die Sache eilfertig betreiben werde.

4. Febr. 1761. Antwort der kgl. Regierung: „In Ansehung des jetzigen Turmes sind wir mit den Herrn ohne Bedencken dahin völlig einverstanden, daß es allerdings gerathen sey, nach dem Vorschlag des Baumeisters Sonnin die Spitze beizubehalten, und dieses um so ehender, als man sich nach abgelegter Probe auf dessen Versicherung verlassen kan." Eine Kollekte in den Herzogtümern würde der unruhigen Zeiten wegen ungemein wenig einbringen. Man solle daher ein Kapital aufnehmen, für dessen Wiedererstattung die kgl. Regierung mit haftbar sein wolle. Übrigens sei der Erlös aus dem Poppenbütteler Holzverkauf gut für den Bau zu verwenden.

Das Kapitel antwortet, der Holzerlös solle deductis deducendis auf den Bau verwandt werden. Ferner wolle man bei der hamburgischen Regierung um Bewilligung einer Kollekte einkommen.

12. Febr. 1761. Die beiden auf den Beschluß vom 4. Febr. bezüglichen Antwortschreiben an Regierung und Senat werden verlesen und zur Absendung genehmigt. Dann:

„Conclusum et Commissum Dno. Secretario von Holtze Dri. des praesidierenden Herrn Bürgerm. Schele Dr. Hochw. Dienst freundlichst zu eröfnen, wie E. Hochwohlw. Capitel nunmehro, nachdem die Königl.-Churfürstl. Regierung zu Stade den diesseitigen Vortrag in allen Puncten genehmiget, ohne weiteren anstand zur Sicherstellung des Dohmthurmes mit Beibehaltung dessen Spitze schreiten würde. Weil aber die Kosten dazu aus unserm eignen Fonds herbeizuschaffen eine pure Unmöglichkeit wäre, so hoffen wir, E. Hochedler Rath, so wie wir auf dessen Gesuch unzählige Malen gethan, uns mit einer öffentlichen Collecte in allen Kirchen zu Hülfe zu kommen, und mit den nachdrücklichsten Empfehlungen dieselbe zu unterstützen geneigtest belieben würde."

Am 26. Febr. 1761 wird eine Antwort der kgl. Regierung vorgelegt, die einer Turmbaulotterie näher treten will.

Eine verlesene Senatsantwort besagt: Auf das Kollektengesuch könne noch nicht geantwortet werden, da der Senat die Beibehaltung der Spitze für gefährlich, die vorgeschlagene Reparatur für unzulänglich halte und diesbezügliche Vorstellungen in Stade erhoben habe, von wo der Bescheid abzuwarten sei.

2. März 1761: Nochmaliges dringendes Ansuchen des Senats, unter Beifügung von Beschwerdeschriften der Domumwohner. Das Kapitel beschließt, das gesamte Material solle nach Stade geschickt, dem Senat „gelegentlich" geantwortet werden. Eine daraufhin einlaufende Antwort der Regierung sagt, auf die Vorstellung des Senats habe man den Fall nochmals untersucht und sei nun doch zu dem Schlusse gekommen, die Spitze ganz abzunehmen. „1. Nach dem Bericht der Zimmer- und Maurermeister sind die Mauerfugen so ausgeregnet, daß viele lose und hängende Steine von dem Winde leicht abgeworfen werden, mithin für die darunter wohnende und gehende Leute, wann auch gleich die Spitze und das Mauerwerk mit genugsamer Sicherheit hinwieder gerade gerichtet werden könnte, eine beständige Gefahr übrig bliebe." 2. Kosten der Abtragung sollten durch den Kupferverkauf gedeckt werden. „Daß das Unternehmen des Baumeisters Sonnin mit Gerade Richtung des Nicolai Thurmes geglücket, giebt bei den ungleichen Umständen keine Gewißheit, daß man eine ebenmäßige reussite bei dem Dohmthurme sich versprechen könnte, inmaßen denn die übrige bei Besichtigung des Thurmes gebrauchete Bauverständige sowohl itzo als vorhin dagegen gesprochen haben." Die Vorbereitungen für eine Inangriffnahme der Arbeit tel quel sollen sofort getroffen werden.

12. März 1761 wird ein Schreiben an die Regierung abgelassen, in dem nochmals für Beibehaltung der Spitze gesprochen wird.

21. März 1761. Auf nochmaliges Drängen des Senats wird diesem geantwortet, Sonnin habe den versprochenen Bauanschlag noch nicht eingereicht.

9. April 1761. Reparatur der Kreuzganggewölbe wird beschlossen. Ferner wörtlich: „Haben wir die unterm 12. hujus wegen Beibehaltung der Spitze des Dohm Thurmes von denen Herrn geschehene Vorstellung samt denen dagegen von dem Magistrat eingelangten beiden Schreiben an das kgl. Geheimbe-Raths Collegium gelangen lassen, und demselben anheimgegeben, was es darunter zu verordnen gut finden wird. Damit indessen Zeit gewonnen werde, so wollen die

Herren zufolge unseres Rescripti vom 2. hujus die erforderliche Zurüstungen, denn auch die Abbrechung der vier Eckthürmer, welche allen Augenblick den Einfall drohen, auch dem Thurm und insonderheit dem achteckigen Mauerwerk augenscheinlich zur Last sind, sofort veranstalten und dadurch der Stadt die Sicherheit und dem Thurme die Erleichterung verschaffen."

16. April 1761 wurde Sonnin vor das Capitel berufen und mit ihm die Sache nochmals beraten. Sonnin erhält den Auftrag, für 400 M. Curt. die Abstützung des Turmes vorzunehmen. Da dies der Regierung berichtet wird, verlangt sie eine Denkschrift von 1754 nochmals einzusehen; es wird beschlossen, ihr diese einzusenden.

7. Mai 1761. Antwort der Regierung: „Daß sie aus der Herren Bericht vom 22. April ersehen, wie die gegen die Beibehaltung der Spitze den Herren eröfnete Bedencklichkeiten mittelst der von dem Baumeister Sonnin geschehenen Beantwortung gehoben worden. Sie approbirten solchemnach, daß der Thurmbau mit Beibehaltung der Spitze bewerckstelliget werde."

Am 25. Juni 1761 endlich wird eine Kommission zur Veranstaltung einer Turmbaulotterie niedergesetzt. Den Entwurf dazu siehe unterm 2. und 31. Juli. Die Regierung genehmigt diesen Plan, 3. Sept. Die Genehmigung des Senates wird unterm 18. Sept. verzeichnet; sie erfolgte mit Rücksicht auf die Stader Regierung und auf den Wunsch der Stadt, den Turm sichergestellt zu sehen, trotz des befürchteten Zusammenstoßes mit der städtischen Kollekte. Der Schlußsatz der Senatsgenehmigung lautete: „Daß die Vollendung des Thurmbaues Rev. Cap. nach anscheinender langsamen Betreibung von Ew. möge empfohlen werden, darum wird es wohl überflüssig sein zu ersuchen."

22. April 1762. „Dn. Decanus gedencket, daß nunmehro zu dem Thurmbau zu schreiten die höchste Zeit wäre, weshalben er den Baumeister Sonnien habe ersuchen lassen, selbst im Capitulo zu erscheinen, um mit demselben die völlige Abrede zu nehmen. Ist er darauf hereingefordert und ihm aufgetragen, eine Appunctuation derentwegen selbst zu entwerfen, so er versprochen, und sie vor instehendem Sonnabend dem H. Decano zuzusenden." (Die andauernde Schreibung Sonnien spricht wohl dafür, daß der Name auf der Ultima betont wurde.)

27. Mai 1762, pag. 409. „Dn. Syndicus produciret den mit dem Baumeister H. Sonnien errichteten und den Bau des Thurms betreffenden Contract, so vorlegte; approbiert, und soll von beiden Seiten unterschrieben werden."

25. Nov. 1762, pag. 450. Abrechnung über die Domturmlotterie:

Einnahme	10468 M. 6 Schg.
Ausgabe	7624 „ 6 „
Resid.	2844 M. — Schg.

5. Mai 1763, pag. 476. „Dn. Decanus gedencket, daß er heute den Baumeister Sonnien in Capitulo zu erscheinen vorfordern lassen, um mit ihm wegen des Dohmthurm Baues die positive Abrede zu nehmen. Ist er hierauf hereingetreten, und heilig versichert, daß er in der nächstkünftigen Woche (9.—16. Mai 1763) werde den Anfang mit der Arbeit machen und dieselbe ohne Anstand und ohne Unterbrechung so fortsetzen wolle, daß Rev. Cap. nicht Ursache zu klagen habe, sondern vollkommen damit zufrieden sein würde."

4. Aug. 1763. „Schließlich gedencket Dn. Decanus, daß da der H. Dr. Rumpf sich alle Mühe giebet zu Besorgung des Thurmbaues, ob man ihm nicht lieber zur besten Fortsetzung der Sache ein ordentliches Commissorium ertheile, quod placet."

Am 3. Nov. 1763 wird ein Schreiben an Ill. Reg. erledigt, „wegen fernerer Reparierung des Dohmthurmes und wegen der desfalls benöthigten continuation der Lotterie".

Am 17. Nov. 1763. Antwort der Regierung, die die neue Lotterie betreffs des Domturmbaues bewilligt.

pag. 505. Die Einrückung dieser 4. Lotterie macht sowohl in Hamburger Zeitungen wie in hannöverschen Intelligenzblättern Difficultäten; — wird nach Stade gemeldet. Stade antwortet: Die 4. Lotterie sei von den hamburgischen Behörden sistiert, weil sie nicht vorher angemeldet sei; würde wohl wieder freigegeben werden. Fernere Lotterien würde die hamburgische Regierung aber nicht mehr gestatten.

8.

Der Zusammenhang zwischen Sonnin und Sturm läßt sich auch auf andere Art erweisen. Daß beide in mathematisch-technischer Beziehung am meisten leisteten, würde an sich, ohne Reinkes ausdrückliches Zeugnis, noch nicht zwingend auf Abhängigkeit schließen lassen, da ja ihre Beanlagung von vornherein ähnlich war. Wenn sie aber auch in den Fragen, die bei beiden jenen technischen Leistungen gegenüber belanglos sind, unleugbare Übereinstimmung aufweisen, so ist die Annahme, Sonnin habe seine Fähigkeiten auf Grund der Sturmschen Unterweisung entwickelt, unabweislich.

Daß Sonnin dem Schmuckwesen überhaupt nicht viel Interesse entgegen brachte, ist oft ausgesprochen worden und wird schon von Reinke bezeugt.[1]) Was die Michaeliskirche an Schmuckformen aufzuweisen hat, wird — mit vielleicht alleiniger Ausnahme des Altares — auf Prey und Möller zurückzuführen sein. Um mit Sicherheit gerade Sonnins Auffassung kennen zu lernen, muß man die Schmuckformen des Turmes untersuchen.

Eine ästhetische Verwandtschaft Sonnins mit Sturm soll nicht daraus hergeleitet werden, daß man beider Formengebung vielfach als „klassizistisch“ bezeichnet hat. Wie wenig mit solchen allgemeinen Ausdrücken anzufangen ist, zeigt sich gerade im vorliegenden Falle sehr deutlich. Mit Recht urteilt Gurlitt, es mache sich am Turm eine strengere, antikisierende Richtung geltend als an der Kirche.[2]) Doch liegt das nicht sowohl an Sonnins Geschmacksrichtung, als an dem Entscheid der Baukommission, die von fünf

[1]) Sonnins Leben, 64: „Verzierungen, um welche sich Sonnin, als um den nach seiner Meinung minder wichtigen Theil eines Baues, weniger bekümmerte.“ So schrieb Sturm in Goldmanns Vollst. Anw. 1708, 75: „So soll denn ein Baumeister die Zierden also sparsam anwenden, wie in den Schäfer Spielen die Comödienschreiber ihre Schäferinnen ausschmücken. Dieselben krönen sie mit etlichen Büschlein schnöder Blumen und beladen sie nicht mit Kräntzen, welche ihnen den Nacken beugen.“

[2]) C. Gurlitt, Bar. in Dtschld. 438.

Sonninschen Turmentwürfen den höchsten, aber auch knappsten, ernstesten auswählte, der wohl auch der billigste sein mochte.[1])

Daß man den Turm, soweit er aus Mauerwerk besteht, gehörigerweise mit dem Bau der Kirche gleichzeitig aufführte, wird von Reinke berichtet und von Faulwasser ausführlich dargelegt.[2]) Die steinerne Front reicht bis eben oberhalb des Triglyphenfrieses; der Kranz sowie der darunterliegende Kehlstoß sind in Holz konstruiert und mit Blech verkleidet.

Die Frage, wieweit Prey, der am 1. Dezember 1757 wenige Tage vor dem Richtfeste des Kirchendaches starb, an der Ausgestaltung der Turmfronten beteiligt ist, läßt sich nicht ohne weiteres entscheiden. Die gemauerten Teile sowie das Gerüst des Kranzes sind wohl bei seinem Tode schon fertig gewesen, weil so am natürlichsten das Kirchendach sich daran anlehnen konnte. Das bedingt aber noch nicht, daß auch die Durchbildung der Gesimsformen schon vollendet gewesen wäre. Der Querschnitt bei Faulwasser[3]) zeigt deutlich, daß die Einzelform der Gesimsglieder von der großen Zimmerkonstruktion mit Ausnahme allein der Fußlinie gänzlich unabhängig ist.

Am Schlusse der ersten Bauperiode, Oktober 1762, scheint das Gesims in seiner heutigen Gestalt vollendet gewesen zu sein; dem eigentlich Sonninschen Helmbau gehört es also wohl nicht an.

Schon ein oberflächlicher Vergleich dieses Gesimses mit den Sturmschen Mustern läßt auf einen Zusammenhang schließen. Mithin verspricht eine genauere Betrachtung gerade dieses Bauteiles einen doppelten Gewinn: wenn die Ähnlichkeit mit Sturmschen Gesimsen auch bei sorgfältiger Prüfung anerkannt werden muß, so folgt gleichzeitig, daß der Turmkranz nach Sonninscher Angabe hergestellt wurde. Denn daß eben Sonnin Träger der am Bau auftretenden Sturmschen Elemente ist, kann nicht wohl bezweifelt werden. Denn auch an andern, zuverlässig Sonninschen Turmteilen wird Sturms Einfluß nachzuweisen sein. —

Die unterhalb des Hauptturmkranzes zwischen den Doppelpilastern liegenden Fensterumrahmungen gehören nicht in diesen Zusammenhang. Sie wurden, — wahrscheinlich nach Preys Zeichnungen, — von den Meistern des Steinmetzamtes geliefert.[4])

---

[1]) Faulwasser, MK., 1901, 87 zeigt die fünf Entwürfe nebeneinander.

[2]) Reinke, Sonnins Leben, 63. — Faulwasser, MK., 1901, 62, Abb. 25, 26 u. 27.

[3]) MK., 1901, Abb. 45.

[4]) Daß Prey die Steinmetzarbeiten nicht selbst ausführte, s. Faulwasser, MK., 1901, 62. — Es mag hier erwähnt werden, daß das Fenster über dem

Die Aufgabe dieses Abschnittes ist also genau umgrenzt: Die Architektur im prägnanten Sinne, die Schmuckdurchbildung des Turmes vom Hauptkranz an aufwärts ist mit den Sturmschen Anforderungen zu vergleichen, soweit dies nach dem vorliegenden Material: Abbildungen des Faulwasserschen Buches und Photographien, tunlich ist.[1])

Ein unbedingt exakter Vergleich würde nur auf Grund der Sonninschen Werkzeichnungen selbst möglich sein, die der Brand von 1842 vernichtete.[2]) Alle nachträglichen Aufnahmen am Bau bedeuten für diese Untersuchung eine doppelte Ungenauigkeit: erstens durch die Umsetzung der Zeichnung in das ziemlich rohe Baumaterial, zweitens durch die Unbequemlichkeit des Aufnahmeverfahrens. Wenn wir uns gleichwohl mit nachträglicher Aufmessung begnügen müssen, so ist dieser doppelten Ungenauigkeit gegenüber der Umstand, daß statt der Originalaufnahme nur eine mechanische Reproduktion kleineren Maßstabes der Untersuchung zugrunde gelegt wird, für den Genauigkeitsgrad belanglos, — sofern die Zirkelhandhabung mit der nötigen Sorgfalt geübt wird.

Der Genauigkeitswert meiner Vergleichszeichnung (Faltblatt!) läßt sich am besten aus der Art ihrer Gewinnung und Auftragung beurteilen.

Das Sturmsche Profil *St* läßt sich nach der genauen Maßangabe im Goldmannbuch leicht herstellen.[3]) Ich wählte im Anschluß an Sturms Figur einen Modulus von 37 mm, der nach Goldmann-Sturmscher Vorschrift in 360 Teile geteilt wurde.

Wegen dieser hohen Einteilungszahl wurde Sturm seinerzeit sehr angegriffen; die zeitgenössischen Architekten fanden eine solche Einteilung kleinlich und zu mühsam. Sie dachten nicht daran, dem Beispiele Sturms zu folgen.[4]) Sehr mit Unrecht; denn die Einteilung und Auftragung ist durchaus nicht so mühsam, wie es nach

---

Hauptturmeingang aus dem Südportal der alten Kirche gebildet wurde, das man hier wieder mit einbaute; Faulwasser, MK., 1901, 73. — Eine gewisse Ähnlichkeit der Architektur zwischen den Turmpilastern mit der Kuhnschen Arbeit am Katharinenturm ist unverkennbar.

[1]) Die Faulwasserschen Originalaufnahmen liegen der Kommission für den Wiederaufbau vor und sind mir nicht zugänglich.

[2]) Vgl. Faulwassers Aufsatz über die Michaeliskirche in „Kunst und Künstler", IV, 11. Eine große Anzahl Sonninscher Handzeichnungen verbrannte samt dem Bauprotokoll am 3. Juli 1906.

[3]) Goldmanns Vollst. Anw. 1708, Tab. XXV, „Ander dorisches Gebälk". Ebenso im Goldmann von 1721.

[4]) Vgl. Goldmanns Vollst. Anw. 1708, Vorrede. — Ebda. 82.

der Zahl 360 den Anschein hat; diese Zahl kommt überhaupt nur rechnerisch in Betracht und dient so durchaus zur Bequemlichkeit, weil auf diese Art lästige Bruchzahlen vermieden werden. Zeichnerisch erfolgt eine Zerlegung des Modulus in nur 30 Teile, und auch diese läßt sich einfach und mit Genauigkeit folgendermaßen bewerkstelligen:

Man teile den Modulus in 3, 4 und 5 Teile; dann erhält man unmittelbar die Teilstrecken:

$$1/2,\ 1/3,\ 1/4,\ 1/5.$$

Zwischen den Teilstrichen aber ergeben sich gleichzeitig:

$$1/6,\ 1/10,\ 1/12,\ 1/15,\ 1/20 \text{ und } 1/30,$$

und ferner als bequem greifbare Strecken:

$$2/5,\ 3/5,\ 2/3,\ 4/5 \text{ und } 5/6.$$

Als Dreihundertsechzigstel ausgedrückt erhalten wir durch diese Einteilung also:

Tabelle 1.

$1/2$	$1/3$	$1/4$	$1/5$	$1/6$	$1/10$	$1/12$	$1/15$
180	120	90	72	60	36	30	24
$1/20$	$1/30$	und	$2/5$	$3/5$	$2/3$	$4/5$	$5/6$
18	12		144	216	240	288	300

Danach ist die Sturmsche Zeichnung leicht aufzutragen; die einzelnen Maßzahlen sind aus der Figur ersichtlich. —

Weit schwieriger war die Gewinnung der Figur *So* auf Grund der Faulwasserschen Abbildung.[1]) Hier mußte eine möglichst genaue rechnerische Ermittelung der Verhältnisse der Zeichnung vorangehen. Dabei muß sich die Untersuchung auf das Gebälk beschränken; denn das Tragsystem besteht nicht aus verjüngten Säulen, die den Modulus als UD/2 liefern würden, sondern aus gleichbreiten Pilastern. Der regelrechte Zusammenhang zwischen Gebälk und Stütze ist also ohnehin gestört. So ergibt denn auch die Faulwassersche Abbildung für die halbe Pilasterbreite in mm: 23,5, — ein Maß, das zu allen anderen inkommensurabel ist; z. B.

[1]) Faulwasser, MK., 1901, 85, Abb. 45.

Tabelle 2.

zur Gebälkhöhe	47 : 218,
„ Architravhöhe	47 : 49,
„ Triglyphenbreite . . .	47 : 52,
„ Triglyphenhöhe	47 : 75,
„ Kehlstoßhöhe	47 : 27.

Die Maße des Gebälkes können also nicht auf die Pilasterbreite bezogen werden. Mithin muß die Vergleichstrecke zwischen *So* und *St* dem Gebälk selbst entnommen werden.

Soll die Zeichnung *So* im gleichen Maßstabe wie *St* aufgetragen werden, so ist eine beliebige Strecke in beiden Figuren gleichzusetzen; zu dieser sind alle übrigen Strecken von *So* nach Maßgabe der Faulwasserschen Zeichnung in Verhältnis zu bringen. Zur Gleichsetzung wählt man am zweckmäßigsten die Strecke, die sich durch ihre natürliche Zwölfteilung von selbst dazu anbietet: die Triglyphenbreite; diese wird auch bei *So* gleich 37 mm aufgetragen.

Zur Auftragung der übrigen Strecken der Figur im entsprechenden Verhältnisse dienen die analytisch ermittelten Angaben der Tabelle 3.[1])

Tabelle 3.

	Vgl. in der Figur!	: 26, gemessen	: 37, aufgetragen
		mm	
Ganze Höhe des Gebälkes	*H*	109	155
Architravhöhe	*a*	24,5	35
Triglyphenhöhe	*b*	37	53
Kehlstoßhöhe	*c*	14	20
Sima + Kehlleisten, Höhe	*d*	19,5	27
Ganze Pilasterbreite	*e*	47	67
Ausladung der Hängeplatte, projiziert . .	*f*	20	28
Ausladung des ganzen Kranzes	*g*	43	61

[1]) Man beachte, daß nur die Strecke als ganzes gleichgesetzt wird; daß sie

Einen Genauigkeitsanhalt beim Abgreifen bietet die Gleichheit verschiedener Gliedergruppen. So ist:

1. Die Architravhöhe gleich der Höhe des darunterliegenden Kapitells.
2. Der Unterstreifen des Architravs gleich einem Drittel des ganzen.
3. Das Tropfengesims unter der Triglyphe gleich der doppelten Schlitzbreite.
4. Der Kehlstoß über der Triglyphe gleich der Hängeplatte des Kranzes, in der Vertikalebene gemessen, und gleich dem profilierten Oberteil des Pilasterkapitells.
5. Die freie Ausladung des ganzen Kranzes gleich seiner Höhe.

Man vergleiche auf der Zeichnung:

Tabelle 4.

1.	$a = a^1$,
2.	$h = \frac{a}{3}$,
3.	$i = B/_3$,
4.	$c = c^1 = c^2$,
5.	$g = d + c^1$,
6.	$k = k^1 = k^2 = k^3$,
7.	$l = l^1$.

Die gleichzeitige Berücksichtigung dieser Gleichungen und der vorher ermittelten Maße gewährleistet den höchsten Grad von Genauigkeit der Vergrößerung, der unter den vorliegenden Umständen für die Zeichnung überhaupt erreicht werden kann. Zum Überfluß wurde bei den großen Abmessungen, z. B. bei der ganzen Höhe des Gebälkes, die analytische Ermittelung auf graphische Weise noch einmal geprüft und bestätigt.

Für die eigentliche Untersuchung werden die hier allenfalls noch vorhandenen geringen Ungenauigkeiten durch eine nochmalige Umrechnung beseitigt werden.[1])

---

bei *St* den Modulus mit seinen 360 Teilchen vorstellt, kommt bei *So* einstweilen nicht in Betracht. S. w. u.!

[1]) Vgl. unten Tabelle 6!

Bei der Vergleichung der so gewonnenen Zeichnung mit dem Sturmschen Profil überrascht gleich von vornherein eine gewisse Ähnlichkeit um so mehr, als die Verhältnisse nicht übereinzustimmen scheinen.

Doch dürfte diese äußere Ähnlichkeit allein nicht viel beweisen; sie muß bei Gebälken gleicher Ordnung stets auftreten. Allerdings ist es auffällig, daß sowohl *So* als auch *St* den Architrav teilen, was an der besten Antike gemessen für dorisches Gebälk unzulässig ist. Das entsprach jedoch der damaligen Auffassung, die jene klassischen Vorbilder noch nicht kannte. Um bei ortsangehörigen Beispielen zu bleiben: Nikolaus Kuhn hatte die fraglichen Bauglieder am Görtzschen Palais und an der Turmfront der Katharinenkirche nicht anders gebildet.[1])

Ferner fehlen bei *So* sowohl wie bei *St* die Tropfenplatten über dem Friese, wie sie die besten antiken Beispiele zeigen und wie auch Sturm sie in einer andern Manier anordnete.[2]) Doch könnten auch dafür sonstige Beispiele angeführt werden.

Erst die genaueste Prüfung im einzelnen kann die Beziehungen zwischen den beiden Gebälken aufdecken.

So ist etwas höher als *St*. Dafür ausschlaggebend wurde die verschiedene Behandlung des Geisons, das bei *So* nicht nur um die Gesamtdifferenz größer ist, als bei *St*; Architrav, Fries und Kehlstoß sind bei *So* sogar noch zugunsten des Geisons verkürzt. Für die am Turm gegebenen Verhältnisse war das von Sturm gelieferte kümmerlich schwache Geison allerdings gänzlich unbrauchbar. Es wurde zu dem stattlichen Gliede verstärkt, das die Wucht des

---

[1]) Vgl. über die beiden Bauwerke: Faulwasser, Katharinenkirche, Hbg. 1896, und: Dehio, Hdbch. II, 175.

[2]) Auch diese (dritte) Manier, die also der Antike näher steht, hat den geteilten Architrav. Dem dargestellten Profil sehr ähnlich, — nur durch den unförmlich hohen Architrav unterschieden, — ist das Sturmsche Profil: Goldmann, Vollst. Anw. 1708, Tab. XXIV, „Obertheil der dorischen Ordnung". Auch hier geteilter Architrav und Fehlen der oberen Tropfenplatten. — Als Beispiele, sowohl für den glatten Architrav, wie für die obere Tropfenplatte vgl. u. vielen a.: Antentempel zu Rhamnus; Tempel zu Assos; sog. Poseidontempel zu Pästum; sog. Theseion, Athen; Parthenon, Athen; Zeustempel, Olympia. Zur Renaissancezeit und später wurden als dorische Muster besonders geschätzt: Marcellustheater und Diokletiansthermen in Rom. Das Gesims des Marcellustheaters hat glatten Architrav, — statt der Tropfenplatten Zahnschnitt; Vignola soll es besonders oft angeordnet haben. — Siehe auch: Klette, Entwicklungsgeschichte der Architektur, Lpzg. 1881, 73. — Springer, Hdbch. d. Kgesch. I, 8. Aufl. 1907, 112, ferner figg. 223, 228, 246; Tab. VI, 3. — Jos. Durm, Hdbch. d. Arch. IV, I, 38 (A. Thiersch).

Turmkörpers erforderte. Das geschah auf Kosten des Triglyphenfrieses und namentlich des Architravs.

Man sollte erwarten, daß dadurch der Anschluß an das Muster gänzlich verloren gehen müßte. Das ist aber durchaus nicht der Fall.

1. Die schon erwähnte gleiche Höhe von Architrav und Pilasterkapitell entspricht dem Vorbilde von *St.*
2. Daß der untere Architravstreifen ein Drittel der ganzen Architravhöhe beträgt, entspricht gleichfalls dem Muster von *St.*
3. Das gleiche gilt für die Höhe des Tropfengesimses gleich der doppelten Schlitzbreite.
4. Dem Kehlstoß über dem Triglyphenfries fehlt bei *So* die gerade Platte ζ; die Summe c ist gleich $\gamma - \zeta$. Da aber der glatte Kopf der Triglyphe gleich ζ ist, so ergibt sich wiederum:
5. *So*, der ganze Kehlstoß von der Oberkante der Schlitze an gerechnet, gleich *St* Kehlstoß von Oberkante Triglyphenplatte an gerechnet.

Am auffälligsten ist die Beziehung bei der Ausladung. Da im geometrischen Aufriß winkelrechtes Profil und Gehrungsprofil sich decken, kann der bei Faulwasser abgebildete Schnitt ohne weiteres mit der Sturmschen Gehrung in Vergleich gesetzt werden.

6. Die Auskragung des Kehlstoßes ist bei *So* und *St* gleich, dort von der Hinterkante, hier von der Vorderkante der Triglyphenplatte gemessen; die gleiche Strecke bestimmt die Ausladung bei *So* einschließlich, bei *St* ausschließlich der Triglyphenstärke.
7. Die freie Ausladung der Hängeplatten ist bei beiden Gesimsen die gleiche, wenn sie bei *So* in der Projektion der Oberkante gemessen wird; die Schrägstellung der Platte bei *So* hat also auf die Horizontalabmessung gar keinen Einfluß.
8. Bei beiden Gesimsen ergibt die Höhe des Geison ein Maß für die Ausladung; bei *St* nur für die der Hängeplatte; bei *So* für die des ganzen Kranzes. Die Abweichung wird durch die größere Höhe des Kranzes bei *So*, die also nach dem Sturmschen Verfahren eine technisch bedenkliche Auskragung hervorgerufen hätte, hinlänglich begründet.
9. Die Ausladung der Sima entspricht bei *So* und *St* der Höhe ihres kurvierten Teiles. — Die Ausladung des ganzen Gei-

sons bei *So* ist nicht nur gleich seiner eigenen Höhe, sondern steht auch zur Ausladung des gleichen Gliedes bei *St* in einfacher rechnerischer Beziehung; die Ausladung der Hängeplatte bei *So* blieb die gleiche wie bei *St*; hinzu kam beiderseits die Ausladung der Simae, gleich deren Kurvenhöhe; wenn auch die Verstärkung der oberen Randleiste der Sima in der Ausladung des Geisons entsprechend berücksichtigt werden sollte, mußte die Gleichung $g = \psi + r$ statthaben, in der g die Geisonausladung bei *So*, ψ die bei *St* und r die Differenz der ganzen Simae bedeutet.[1]) In der Tat entsprechen die Maße beider Figuren dieser Gleichung vollkommen. — Da die Randleiste der Sima naturgemäß nicht vorgekragt wird, entfiel das Plus der Ausladung auf den infolgedessen reicher profilierten Mittelstab. —

Angesichts der scheinbaren Unabhängigkeit der betreffenden Bauglieder bei *So* sind die Übereinstimmungen der Maßzahlen gerade durch die vorgenommenen Vertauschungen überraschend: stände jede gleiche Maßzahl am genau entsprechenden Platze, so wären zufällige Übereinstimmungen bei den an sich ähnlichen Gebälken viel eher denkbar.

10. Soviel die Faulwassersche Abbildung erkennen läßt, stimmen auch die kleinen Auskragungen mit dem Sturmschen Muster überein, indem sie nämlich $^1/_{30}$ und $^1/_{60}$ der Maßeinheit darstellen.

Doch wird hierfür schon eine Untersuchung der Modulusfrage erforderlich, die in den nächsten Teil der Betrachtung gehört. — Ich fasse die angeführten Vergleichsmomente zur bequemeren Benutzung der Figuren in tabellarischer Übersicht zusammen (s. Tab. 5).

Wir haben in der Zeichnung die Triglyphenbreite bei *So* der bei *St*, d. h. einem Sturmschen Modulus, gleichgesetzt, nur um überhaupt eine gemeinsame Strecke zu erhalten. Selbstverständlich konnte bis jetzt nicht daran gedacht werden, die Triglyphenbreite, die bei Sturm den Modulus vorstellt, auch für das Sonninsche Gebälk als solchen aufzufassen; an und für sich braucht die Triglyphenbreite nicht als Maßeinheit der Gebälkzeichnung zu gelten.

Nun legt aber die vielfache Übereinstimmung von *So* und *St* den Gedanken nahe, die Triglyphenbreite möchte tatsächlich, wie bei Sturm, die Maßeinheit für das Gebälk abgegeben haben.

---

[1]) Man bemühe sich nicht, die Strecken ψ und r auf der Zeichnung zu finden; sie wurden nur rechnerisch eingeführt.

Tabelle 5.

	So	*St*
1.	$a = a^1$,	$\alpha = \alpha^1$.
2.	$h = \frac{a}{3}$,	$\chi = \frac{\alpha}{3}$.
3.	$i = B/_3$,	$\iota = B/_3$.
4.	$c =$	$\gamma - \zeta$.
5.	$c + k^3 =$	γ.
6.	$p + t^t =$	$\overset{\tau}{=}$ π.
7.	$f =$	φ.
8.	$d + c_1 = g$,	$\delta + \eta = \varphi$.
9.	$o = o^1$,	$\omega = \omega^1$.
10.	Die kleinen	Auskragungen.

Ich vollziehe also versuchsweise die weitere Gleichung 37 mm = 360, auch für *So*.

Die Tabelle 6 verzeichnet die daraus folgenden Ergebnisse und erfüllt gleichzeitig einen weiteren Zweck. Bei der Vergrößerung der Faulwasserschen Abbildung und bei der Feststellung der Maßzahlen liegt eine gewisse Ungenauigkeit der Rechnung und Zeichnung erstens in der runden Millimeterzahl der Spalte 1, zweitens in der begrenzten Anzahl der Dezimalstellen. Die erste Ungenauigkeit wird dadurch unschädlich gemacht, daß eine genaue Innehaltung der Summe *H* durchgeführt ist; die zweite Abweichung charakterisiert sich in den drei Spalten 2, 3 und 4; man kann sich hier unmittelbar davon überzeugen, wie geringfügig diese Ungenauigkeit ist, und wie das Abrunden der einzelnen Posten nach unten oder nach oben die völlig genaue Übereinstimmung für

$H = a + b + 2c + d$ in den Spalten 1, 3 und 5

erreichen läßt.

Bei der Betrachtung der Spalte 5 in Tabelle 6 ist auf folgenden Umstand aufmerksam zu machen:

Die Gliederung des ganzen Gebälkes erfolgt genau nach der

Tabelle 6.

	Vgl. in der Figur!	1. : 26, abgemessen bei Faulwasser.	2. berechnetes Resultat, : 37, vergrößert	3. gezeichnet, : 37, vergrößert	4. angesetzt zur Umrechnung, : 37, vergrößert	5. Moduluszahl.
Ganze Höhe des Gebälkes	*H*	109	155,11	155	155,1	1509
Architravhöhe	*a*	24,5	34,86	35	34,9	339
Triglyphenfrieshöhe	*b*	37	52,5	53	53	516
Kehlstoßhöhe	*c*	14	19,92	20	19,9	192
Sima und Kehlleisten, Höhe	*d*	19,5	27,75	27	27,75	270
Ganze Pilasterbreite	*e*	47	66,88	67	67	652
Ausladung der Hängeplatte, projiziert	*f*	20	28,46	28	28	270
Ausladung des ganzen Kranzes . . .	*g*	43	61,2	61	61,2	597
	in	mm				$\frac{1}{360}$

Sturmschen Lehre, schöne Verhältnisse würden durch einfache Zahlenbrüche dargestellt.[1]) Man beachte, wie z. B. die neukonstruierte Abmessung: Fries + Kehlstoß = der doppelten Triglyphenbreite gesetzt wird.

Im einzelnen läßt sich erkennen, daß tatsächlich alle Abmessungen, sowohl die Haupteinteilung (Tabelle!) wie die Einzelglieder (Figur!) zur Triglyphenbreite in Beziehung gesetzt sind. Denn alle vorkommenden Strecken sind aus der oben geschilderten Dreißigteilung der 37 mm, eben der Triglyphenbreite, abzugreifen, teils unmittelbar, teils durch Zusammensetzung. Man vergleiche hierfür die Tabellen 1 und 7 und die Figur!

Schwierigkeit macht allein die Strecke 113; aber diese tritt nur an einer Stelle auf und ist dort als ein Drittel des Architravs graphisch hinreichend bestimmt.

[1]) Sturms Vorrede zu Goldmanns Vollst. Anw. 1708: Die von den Italienern gelehrten Proportionen seien häßlich, „wie unter anderm aus denen unannehmlichen Brüchen der Maße zu ersehen“. Die erwähnte Strecke kennzeichnet übrigens auch bei *St* eine Einteilung. S. die Figur!

Tabelle 7.

$135 = (240 + 30) : 2$	$= (\frac{2}{3} + \frac{1}{12}) : 2,$
$192 = 180 + 12$	$= \frac{1}{2} + \frac{1}{30},$
$252 = 180 + 72$	$= \frac{1}{2} + \frac{1}{5},$
$270 = 240 + 30$	$= \frac{2}{3} + \frac{1}{12},$
$339 = (300 + 288 + 90) : 2$	$= (\frac{5}{6} + \frac{4}{5} + \frac{1}{4}) : 2,$
$462 = 2 \cdot 216 + 30$	$= 2 \cdot \frac{3}{5} + \frac{1}{12},$
$516 = 300 + 216$	$= \frac{5}{6} + \frac{3}{5}.$

Ferner läßt sich feststellen, daß dies Dreißigstel der Triglyphenbreite noch zu zwölf Teilen gerechnet werden muß, wenn alle Glieder des Gebälkes durchweg als ganze Zahlen herauskommen sollen.

Die Zahlen der Tabelle 6, Spalte 5, beruhen auf der Voraussetzung, daß der Gebälkmodulus, d. h. die Triglyphenbreite, in 360 Teile geteilt sei. Bei dieser Voraussetzung treten sämtliche Teilmaße der Figur als ganze Zahlen auf. Da graphisch jedoch nur Teilung bis zu einem Dreißigstel erkennbar ist, — allerdings nach der geschilderten Methode, bei der auch Teilstrecken, wie $^1/_{12}$, $^1/_{20}$ auftreten, — müßte man zunächst versuchen, auch rechnerisch mit einer Dreißigteilung auszukommen. Es müßten dann sämtliche Maße, durch 12 gekürzt, sich noch in ganzen Zahlen darstellen. Aber schon Maße wie 138 und 462 sind durch 12 nicht ohne Bruch teilbar, gestatten also nicht, das Dreißigstel als Einheit zu setzen. Sie würden aber noch in ganzen Zahlen auftreten, wenn man das Dreißigstel gleich 6 setzte, also rechnerisch die Triglyphe in 180 Teile zerlegte. Dann müßten aber sämtliche Moduluszahlen durch 2 ohne Rest teilbar sein; das ist jedoch bei 45, 135, 339, 597 nicht der Fall.

Es folgt also, daß die angenommene rechnerische Teilung in 360 Teile auch die niedrigst mögliche ist, wenn Brüche vermieden werden sollen.

In Bezug auf die Entsprechungen der beiden Gebälke wird durch diese Modulusbetrachtung nichts neues mehr gewonnen. Man mag jedoch nunmehr über die äußere Ähnlichkeit zwischen *St* und *So* denken, wie man will. Daß der Auftragung von *So* die Zahl 360 zugrunde gelegt wurde, kann nach dieser letzten Untersuchung, die in rein rechnerischer Durchführung unmittelbar auf der Faulwasserschen Abbildung, — nicht auf der zeichnerischen Übertragung, — beruht, und bis auf Hundertstel mm Genauigkeitswert gebracht ist (Tab. 6!), nicht bezweifelt werden. Wenn man dazu den Eifer in

Betracht zieht, mit dem Sturm seine bis dahin ganz ungebräuchliche und von den Baumeistern seiner Zeit scharf abgelehnte Modulusrechnung vertrat, gewinnt man über das Verhältnis Sonnins zu Sturm hinlängliche Klarheit.

Es ist nunmehr an der Zeit, festzustellen, was sich aus den bisherigen Betrachtungen dieses Abschnittes beweisen läßt.

Das Gebälk *So* ist konstruiert aus seiner Triglyphenbreite, welche zeichnerisch in 30, rechnerisch in 360 Teile zerlegt wurde.

Das gleiche Konstruktionsprinzip liegt dem Gebälk *St* zugrunde.

Die Übereinstimmungen zwischen *So* und *St* im einzelnen sind derart, daß behauptet werden kann, das Gebälk *So* sei mit Rücksicht auf das Gebälk *St* gezeichnet. Der Zusammenhang mit den Trägern des Gebälkes bleibt dabei zunächst außer Betracht. —

Gegenüber der Tatsache, daß das Gesims eine freie, aber unverkennbare Anwendung Sturmscher Gedanken darstellt, ist die Frage, ob Sonnin das Gesims selbst zeichnete, oder ob er Prey das Sturmsche Material zu diesem besonderen Zweck an die Hand gab, belanglos. Die größere Wahrscheinlichkeit spricht für die erste Annahme.

Denn wenn es nicht ohnehin genugsam feststände, daß Sturmsche Elemente nur durch Sonnin in den Bau gekommen sein können, so würde, wie schon erwähnt, eine Betrachtung der übrigen Turmteile gar keinen Zweifel darüber gestatten.

So ist das Pilasterkapitell des Mittelstockes Sturms deutscher Ordnung entnommen. — Das wesentlich Unterscheidende im Bau eines Sturmschen Kapitells ist:

1. die horizontale Zweiteilung, entsprechend dem römischen Kompositkapitell, und
2. die vierfache Volute in einer Front: zwei nach außen an den Ecken, zwei nach innen in der Mitte.

Beide Momente sind an den Sonninschen Kapitellen deutlich zu erkennen, wenngleich die Einzelform vereinfacht wurde.[1])

Über seine sogenannte „neue, sechste, deutsche oder adeliche“ Ordnung äußert sich Sturm selbst an mehreren Stellen[2]) in einer

[1]) Zu vgl. sind Sturms Zeichnungen: Vollst. Anw. alle Arten von Prachtgebäuden usw. 1716 oder 1717. Tabb. XIV, XXIV und namentlich — für Pilaster — XXVII.

[2]) Davilerübersetzung von 1700. — Goldmannwerk, Erste Ausübung 1708, 13—24 ff. Vollst. Anw. alle Arten von Prachtgebäuden usw. 1716 oder 1717, 8.

Weise, die seinen Biographen zu dem Urteil berechtigt: „Il faut avouer que M. Sturm a fait plus de bruit de son invention, que la chose ne le mérite.“ [1]) Derselbe Biograph irrt aber, wenn er meint, kein Architekt habe diese Ordnung angewandt. Wenn ein Künstler wie Krubsacius trotz ausgesprochener Abneigung gegen neue Ordnungen kein Bedenken trägt, das Sturmsche Kapitell wiederholt zu verwenden,[2]) wenn Sonnin am Michaelisturm sich seiner bedient, so kann man wohl annehmen, daß es auch andernorts gelegentlich Verwendung finden mochte. In der Tat habe ich mindestens die Schmuckformen der Sturmschen Ordnung z. B. an der kleinen Hospitalkirche in Würzburg feststellen können: zweiteilige

Abb. 16.

Abb. 17.

Säulen- und Pilasterkapitell von Sturms deutscher Ordnung.

Kapitelle mit vier Voluten in einer Front an Pilastern und Säulen; die Balkenköpfe als Schilde ausgebildet.

Bei dem auch in Frankreich und England lebhaften Streben jener Zeit nach einer nationalen Ordnung ist es durchaus verständlich, wenn auch Sturms Erfindung die öffentliche Teilnahme der-

---

[1]) Humbert, Bibliothèque Germanique, 1733, Tome XXVII.

[2]) Turmentwurf in der Akademischen Kunstausstellung von 1770. — Entwürfe für die Kreuzkirche und für eine nicht ausgeführte Loretokapelle. Paul Schumann, Barock und Rokoko, Lpzg. 1885, 79, 81 ff. — Sofern bei einer Permutation bekannter Elemente von „Neuheit“ gesprochen werden kann, beschränkt sich Sturms neue Ordnung doch nicht, wie Schumann meint, nur auf das Kapitell; Sturm bemüht sich vielmehr, den Charakter der ganzen Ordnung stattlich, männlich, heldenhaft auszubilden, um dadurch der Bezeichnung „deutsch“ gerecht zu werden. Der Reichsapfel ist auch für Sturm nur ein Accedens. Einen deutlicheren Begriff von Sturms Anstrebung gibt C. Gurlitt, Bar. in Dtschld., 1889, 68.

maßen beschäftigte, daß Widerspiegelungen davon sogar in der zeitgenössischen Poesie zu bemerken sind.[1])

Nach diesen Beobachtungen kann es als hinlänglich sichergestellt gelten, daß Sonnin nicht nur technisch von Sturm lernte, sondern daß er auch das ästhetische Rüstzeug seines Lehrmeisters genau kannte und gelegentlich einen zwar unverkennbaren, aber äußerst vorsichtigen Gebrauch davon machte. Diese Zurückhaltung gegenüber den Sturmschen Mustern gibt einen deutlichen Aufschluß über Sonnins Ansichten und Arbeitsweise.

Jenes nach Sturmschem Vorgange berechnete Hauptturmgesims zeigt außer den erwähnten Abweichungen auch in der großen Massendisposition volle Freiheit.

Daß der Gebälkmodulus mit dem Pilastermodulus nicht übereinstimmte, wurde schon ausgesprochen. Etwaige technisch-äußere Gründe für diese Unstimmigkeit können hier deswegen außer Betracht bleiben, weil der Moduluswechsel sich schon aus der Sache selbst genügend rechtfertigen läßt. Die Beibehaltung des gleichen Modulus gilt, wie erwähnt, zunächst nur dann, wenn die tragenden Säulen oder Pilaster eine regelrechte Verdünnung erfahren. Der Zeichner des Turmkranzgesimses war unverkennbar bestrebt, sich mit der — wohl aus früherer Bauperiode her — vorliegenden Parallelität der Pilasterkanten abzufinden. Hätte er schlechtweg die halbe Pilasterbreite als Gebälkmodulus angesetzt, so würde das Gebälk gegen das obere Pilasterende zu schwach ausgefallen sein; hätte er die Pilasterbreite nur oben in Betracht gezogen, wäre er so verfahren, als ob die Verjüngung vorhanden sei, so hätte er den Gebälkmodulus der Regel nach gleich $^5/_4$ der halben Pilasterbreite setzen müssen; dann wäre aber das Gebälk gegen die Pilaster, in Ansehung ihrer unteren Breite, zu stark geworden. Nur ein mittleres Maß für den Gebälkmodulus konnte aus dieser Schwierig-

[1]) Friedr. v. Hagedorn in seinem moralischen Gedicht „Die Glückseligkeit“:

„Ihm stellt ins Schlafgemach, das er allein erfand,
die Säulenordnung Rom, — Paris die Spiegelwand,
vor der in hellem Erz und stufenweis erhöhet
der lächelnde Fatill auf schwarzem Marmor stehet.

„Ein flitternd Blumenwerk bebt um des Fensters Fach.
Den nahen Pferdestall bedeckt ein kupfern Dach.
Nicht weit von diesem ruht, der Baukunst zum Exempel,
auf Pfeilern deutscher Art ein göttervoller Tempel.“

Nach allen Umständen kann nicht wohl etwas anderes als Sturms Ordnung gemeint sein; an Gotik ist, trotz der „Pfeiler“, natürlich nicht zu denken.

keit herausführen. Es mußte also, wenn der Gebälkmodulus B, die Pilasterbreite e heißt, die Ungleichung statthaben:

$$B > \frac{e}{2}, < \frac{5e}{8}.$$

In der Tat hält der für das Gebälk gewählte Modulus fast genau die Mitte zwischen diesen beiden Grenzen: er ist nach Tabelle 6 gleich 360, wenn

$$\frac{e}{2} = 326 \text{ und}$$
$$\frac{5e}{8} = 407{,}5 \text{ sind.}$$

Künstlerische Unabhängigkeit Sonnins zeigt sich auch in der Verteilung der Triglyphen; diese sind lediglich nach ihrer Wirkung angeordnet, nicht etwa mit Rücksicht auf Regelmäßigkeit: die Metopen sind nicht quadratisch, ja nicht einmal alle von gleicher Form.

Recht interessant ist die Schrägstellung der Hängeplatte; wie sich zeigte, beeinträchtigt sie die Beziehungen zu den Sturmschen Maßvorschriften nicht; vielmehr gewährt sie, unter weitgehender Beibehaltung der nach Sturm erforderlichen Ausladungsmaße, infolge der breiteren Untersicht eine stärkere Wirkung. —

Bei der Ordnung des mittleren Turmstockes sind trotz des deutschen Kapitells Pilasterabmessung und Gebälkanordnung ganz frei. Die starke Stelzung der Pilaster, mittelst welcher die Verdeckung durch den großen Kranz überwunden wird, zeugt von hoher Besonnenheit. Dergleichen ließ sich von Sturm nicht lernen.

Die freistehenden korinthischen Säulen über dem Uhrwürfel wären nach Sturm gegen ihren Durchmesser etwas zu niedrig: auch die Kapitelle sind auffallend stattlich ausgebildet. An Baugliedern wie diesen Säulen ist für den ästhetischen Eindruck das Gefühl ihrer statischen Sicherheit allein maßgebend. Das „zu zierlich", „zu plump", mit dem man derartige Bauglieder beurteilt, bezieht sich stets auf das, — auch unbewußte, — Gefühl für die statische Aufgabe dieser Bauteile. Man kann sagen, daß Sonnin diese statisch-ästhetische Forderung mit seinen acht Kuppelsäulen durchaus erfüllte. Dieser immanenten Gesetzlichkeit gegenüber sind schulmäßige Regeln wesenlos.[1]) Das Gebälk darüber ist wieder ganz willkür-

[1]) In den meisten Fällen genügt die statisch richtige Bewertung und Verwendung des Materiales ganz allein, um einen ästhetischen Eindruck hervorzurufen. Die oft hohe Schönheit heutiger Eisenkonstruktionen beruht auf dieser Tatsache. — In unserem Falle findet gewissermaßen ein ähnlicher Zusammenhang statt: die Säulen sind natürlich, wie der ganze Turm, in Holz konstruiert, und zwar bestehen sie aus je fünf unten verstrebten Stielen. Es ist klar, daß die Querschnittsumme sich nicht nur aus der ganzen Länge dieser Stiele bestimmt,

lich gebildet, — oder vielmehr, seiner Aufgabe, schwingende Glocken zu tragen, angepaßt. Die Säulen sind nur schwach gestelzt, da sie dem untenstehenden Beschauer nur wenig überschnitten erscheinen.

* * *

Die vielfach erkennbare Emanzipation von Sturms ästhetischen Vorschriften ist von wesentlicher Bedeutung für die Beurteilung Sonnins als künstlerischer Kraft.

Sturm versagt völlig, wo es sich um Raumschönheit und um Gesamtwirkung eines Baues in Massenverteilung und Silhuette handelt.[1])

Wenn K. E. O. Fritsch in seinem Urteil über Sturm schreibt: „Die Wirkung der Innenräume müßte bei fast allen Beispielen (seiner Kirchenentwürfe) so unglücklich ausfallen, daß man an der Fähigkeit des Verfassers, sich in Raumgedanken zu ergehen, überhaupt zweifeln darf", so muß ich diesem Satze durchaus zustimmen.[2]) Dafür hat Sturm eine unverhältnismäßig hohe Meinung von den Ordnungen. Ja, er folgt Goldmann gelegentlich soweit, daß er den Maßstab für rein praktische Erfordernisse in die Ordnungen verlegt, und etwa Raumausmessungen, statisch verlangte Mauerdicke u. dergl. mit Hilfe des Moduls feststellt.[3])

Dagegen zeigt sich Sonnin als wirklicher Baumeister. Die Schönheit eines Gebäudes liegt für ihn, bei vorausgesetzter dauerhafter erstgütiger Bauausführung, in der logischen Lösung der vorliegenden Aufgabe, in der Raumgestaltung und in der Massenerscheinung. Die „Architektur" im prägnanten Sinne, das Schmuckwesen, — das, was den deutschen Baumeistern von 1500—1700 und

---

sondern namentlich auch daraus, wie weit sie freitragend erscheinen sollen. — Über die an sich treffliche, doch verhängnisvolle Konstruktion dieser Säulen vgl. Faulwasser, MK., 1901, Tafel XVIII, und: Bericht des Branddirektors Westphalen über den Brand, Hbg. 1906, 9.

[1]) Mindestens soweit er Lehrer ist. Aber auch bei den Münzturm-Entwürfen kann das günstige Urteil Gurlitts (Bar. in Dtschld. 71): „nicht unbedeutende Begabung für Wirkung der Umrißlinie und eine gewisse Kühnheit in der Behandlung der Massen" doch wohl nur für den ersten der drei Entwürfe gelten. (S. die Besprechung des Prodromos!) Doch auch hier ist das „nicht unbedeutende Begabung" durch ein „aber auch nicht bedeutende Begabung", die „gewisse Kühnheit" durch Unterstreichung des Adjektivums zu modifizieren.

[2]) Kb. d. Pr.: Der Kirchenbau des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart, herausgeg. von der Vereinigung Berliner Architekten, Berlin 1893, 79.

[3]) Vgl. z. B. Goldmanns Vollst. Anw. 1708, 132, wo die wirklichen Raummaße in modulis angegeben werden; auch: ebda. 51 ff.

noch den Theoretikern als das spezifisch ästhetische erschienen war, spielt für ihn nur eine nebensächliche Rolle. — In dieser Erkenntnis erst gewinnt für uns das Urteil Reinkes seine rechte Bedeutung:[1])

„Daß Sonnin die beiden Hauptregeln, deren Befolgung man unablässig von jedem Baumeister verlangt: Festigkeit und zweckmäßige Bequemlichkeit, aufs strengste ausgeübt habe, daran zweifelt kein kompetenter Sachkenner. In Ansehung der dritten Hauptregel aber: nämlich man muß auch schön bauen, sind die Stimmen sehr geteilt; wie denn auch die Varianten im allgemeinen über die eigentlich wahren und positiven Grundregeln der Schönheit, solange dauern werden, als das Menschengeschlecht auf unserm Planeten dauern wird.“[2])

---

[1]) Reinke, Sonnins Leben, 1824, 63.

[2]) Man beachte, wie hier beim Sonninschüler Reinke noch die drei „Aussprüche“ Sturms auftreten.

9.

Da die neue Michaeliskirche mit Verwendung einzelner Reste der 1750 verbrannten errichtet wurde, ist festzustellen, wieviel von jenem Bau eigentlich erhalten blieb.

Daß in den zwei Brandstunden am 10. März das Feuer auch die Mauerteile der Kirche und des Turmes zerstört haben sollte, ist ohne weiteres unwahrscheinlich. So scheint denn eine von Paul Heinrich Goedecke geschlagene Brandmedaille[1]) den Ruinenzustand gleich nach dem Brande am deutlichsten darzustellen: der Mauerturm ist in seiner ganzen Höhe erhalten, ebenso die Kirchenmauern bis zur Trauflinie und wie es scheint im geschlossenen Ringe; mithin derselbe Erhaltungszustand, der auch nach dem Brande von 1906 übrig geblieben ist.

In Widerspruch damit steht scheinbar die oft reproduzierte Zeichnung Cord Michael Möllers: „Abbildung von den Ruinen der im Jahre 1750 am 10. März eingeäscherten St. Michaelis Kirche in Hamburg.“ [2])

Hier zeigen sich in der Hauptsache nur noch Turm, Turmwand und Chormauern erhalten. Die Seitenmauern der Kirche, die auf jener Medaille deutlich erkennbar waren, fehlen. Beide Zeichnungen, sowohl Möllers wie Goedeckes, sind richtig. Aus der Zeit zwischen dem Brande und dem Momente, den die Möllersche Zeichnung darstellt, berichten sowohl Geffcken als Faulwasser[3]) nur von „Auf-

---

[1]) Hamburg. Münz- und Medaillenvergnügen, 321.

Aedes Archangelo Consecratae,
De Coelo Tactae Conflagratae.
Splendor Urbis Hamburg.
Moeror civium.

[2]) Reinke, Sonnins Leben, Tab. II. — Faulwasser, MK., 1901, 55. Soll die Sonninsche Maschinerie zur Niederwerfung der Mauerreste darstellen; vgl. auch den erläuternden Artikel im Hamburg. Corresp. Ao. 1751, Nr. 55.

[3]) Geffcken, MK., 1862, 57. — Faulwasser, MK., 1901, 54.

räumungsarbeiten“ auf der Brandstelle, die durch städtische Beamte bewerkstelligt sei. Doch läßt der in Betracht kommende Vermerk des Bauhofprotokolles[1]) gar keinen Zweifel darüber, daß es sich nicht nur um Aufräumung der Trümmerstätte handelte, sondern daß auch die Niederreißung bedrohlicher Ruinenteile schon bald nach dem Brande auf Anordnung der Behörden von Handwerkern des Bauhofes vorgenommen wurde. Bei diesen Arbeiten sind die auf Möllers Zeichnung fehlenden Seitenmauern gefallen. —

Der Streit um diese Chormauern und das mechanische Meisterstück Sonnins bei ihrer Niederlegung wird von Reinke, Geffcken und Faulwasser ausführlich geschildert.

Von der eigentlichen Kirche blieben nur die Fundamente erhalten.

Von einer Reduzierung des Turmstumpfes melden die drei genannten Autoren nichts. Doch scheint es zum Verständnis der vorhandenen Ruinenbilder erforderlich, auch diese Angelegenheit klarzustellen.

Friederich Wagner fügte seiner Grundsteinpredigt von 1751 eine historische Nachricht hinzu, die über den fraglichen Punkt Aufschluß gibt: bei den Meinungsverschiedenheiten über die Tragfähigkeit der Mauerreste „war man noch am ersten darüber einig, daß der sehr geborstene und zerrüttete Obertheil der Thurm-Mauer müste abgebrochen, der besser beschaffene Untertheil derselben aber, nach einer von Grund aus vorgenommenen Verstärkung, sicher könnte beybehalten werden“. Einstweilen wurde jedoch nicht mit dem Abbruche, sondern mit den Fundamentarbeiten begonnen.

Erst Anfang Juni 1751 begann der Abbruch des Turmoberstockes. Bei der Grundsteinlegung am 29. Juni war noch ein großer Teil dieses oberen Turmgeschosses erhalten. Die Vignette der Standrede[2]) zeigt diesen Zustand und gibt die Höhe an, bis zu welcher der Turmabbruch noch fortschreiten sollte.

Dieselbe Vignette kennzeichnet genau die Ausdehnung der wieder verwandten alten Fundamentmauern, die schon mit den neuen Verstärkungen dargestellt werden: nur die fünf Chormauern werden erhalten, diese aber in ihrer ganzen Länge und also auch genau in der ehemaligen Winkelgestalt.

Die grundlegende Unterscheidung des neuen Baues vom alten besteht darin, daß statt des einfachen Langhauses ein Kreuz zur

[1]) H. St.-A. Bauhofsprot. C, 1750, pagg. 396 ff.

[2]) Gezeichnet von C. M. Müller (wohl sicher Cord Michael Möller), gestochen von C. Fritsch.

Grundrißform gewählt wurde. Wagner schreibt darüber:[1]) „Hatten die beyden Herren Baumeister einen Riß zu der neuen Kirch Mauer und der zu verstärkenden Thurm Mauer verfertiget, und dabey insonderheit in Vorschlag gebracht, daß auf beyden Seiten der Kirche ein Risalit oder Vorsprung von 80 Fuß lang und etliche 20 Fuß breit möchte angeleget werden: Welches nicht nur zur Zierde, sondern auch vornehmlich zur desto besseren Besteiffung der langen und hohen Kirch Mauren dienen würde, und zugleich auch zur Gewinnung mehrern Raums, nachdem das vorige gegen Norden gestandene und von der herabgestürzten Thurm Spitze sehr niedergeschlagene Seiten Gebäude der Kirche nun gar wegfallen, auch der vorige Platz unter dem Thurm hinter dem großen Bogen nun von der Kirche abgesondert werden sollte, und mithin sonst der Raum in der Kirche nun um soviel kleiner seyn würde. Dieser Riß und Vorschlag ward denn im Kirchen Collegio den 25. May c. approbiret."

Aus diesem zeitgenössischen Berichte ist mit voller Deutlichkeit zu vernehmen, daß innerhalb des Neubaues mehr Platz gewonnen werden sollte, als die alte Kirche geboten hatte. Die Räume des nördlichen Anbaues sollten in die Kirche selbst verlegt, der Platz unter dem Turme nicht mehr mit Zuhörern besetzt werden. Aber auch an und für sich schien die Vermehrung der Zuhörerplätze geboten. Denn wenn von 1704 ab zeitweilig drei Männer mit der Aufrechterhaltung der Ordnung auf den Emporen während des Gottesdienstes beamtet werden mußten,[2]) so zeugt das nicht allein von der Unbequemlichkeit dieser Emporen, sondern auch von dem großen Zudrange zum Gottesdienste.

Die Aufgabe bei der Planbildung des Neubaues lautete also, da Turm und Chor gegeben waren: Raumerweiterung unter Beibehaltung der Längenaxe und des Chores.

Wenn diese Aufgabe schon im Grundriß berücksichtigt werden sollte, so war die Anordnung seitlicher „Risalite", wie sie Wagner, wohl nach der Ausdrucksweise des Baukollegiums, nennt, nächstliegend. Bei den ohnehin gegebenen großen Abmessungen hatte man sich aus technischen Rücksichten vor gewagten Grundformen sehr zu hüten. Erweiterung durch Absiden, — polygonal oder gar rund, — verbot sich nicht nur mit Rücksicht auf die schwierigere Maurerarbeit, sondern namentlich im Gedanken an die bevorstehende Dachlösung, an die man sich ohnehin nicht recht herangetraute. Aus demselben Grunde war sowohl Tiefe wie Breite der seitlichen Aus-

[1]) Grundsteinlegungsrede, 1751, 38. [2]) Faulwasser, MK., 1901, 20.

weichung genauen Grenzen unterworfen. — Gleiches Bedenken sprach gegen eine etwaige Verdoppelung der Queraxe, wie sie in den vier Seitenabsiden holländischer Kirchen gelegentlich ausgebildet war.[1])

Es ist also verständlich, daß man bei dem einfachsten Gedanken, dem eines rechtwinkligen Querhauses von beschränkten Abmessungen, stehen blieb.

Zu Längenaxe und Chorgestalt war also auch die Kreuzform gegeben; es galt nunmehr, diese unschädlich zu machen.

Die geringe Geeignetheit des ungleicharmigen Kreuzes für den Grundriß einer protestantischen Kirche ist oft dargelegt worden.[2]) Auch in den beiden Baumeistern der Michaeliskirche war die Einsicht ihrer Zeit kräftig genug; der Gedanke, eine protestantische Kirche auf der Grundform des lateinischen Kreuzes zu errichten, lag ihnen durchaus fern.

Prey hatte eine Kirche in Form eines doppelquadratischen Langhauses, eine andere als griechisches Kreuz angeordnet, und bei dieser seinem Vorbilde gegenüber eine unverkennbare Tendenz zur Zentralisierung an den Tag gelegt.

Bei Sonnins späterem Kirchenbau zeigt sich zwar unmittelbare Abhängigkeit weder von Sturm noch von den sächsischen Baumeistern. Das aber läßt sich mit wünschenswertester Deutlichkeit erkennen, daß Sonnin 1775 über die Theorie des protestantischen Kirchenbaues völlig klar urteilte. Daß er von Anbeginn seiner Bautätigkeit auf dem Wege zu dieser Erkenntnis gewesen sein muß, gewährleistet der Umstand, daß er seine fachliche Vorbildung aus Sturms Schriften erwarb.

Kann man also annehmen, daß Prey und Sonnin Einsicht genug besaßen, den Grundriß der Michaeliskirche den Erfordernissen des protestantischen Gottesdienstes gemäß anzuordnen, daß sie also von der Unzweckmäßigkeit eines Grundrisses im lateinischen Kreuz hinreichend unterrichtet waren, so läßt sich fragen, wie sie der Möglichkeit einer Anlage im gleicharmigen Kreuz gegenüberstehen mußten.

Wiederholt ist der Michaelisgrundriß als griechisches Kreuz aufgefaßt worden; und es ist zuzugeben, daß mit einiger Gewaltsamkeit ein solches Kreuz in die Gestalt der Umfassungsmauern hineingesehen werden kann. So fand sich Gurlitt zu dem Ausspruche

---

[1]) Neue Kirche im Haag. — Deutschreform. Burgkirche in Königsberg i. Pr., nach deren Vorbild; Kb. d. Pr. — Auch von Goldmann vorgeschlagen: Vollst. Anw. Kirchen 1718, 9.

[2]) Siehe S. 187, Anm. 2.

veranlaßt: „Auch Sonnin wählte den Grundriß der Berliner Parochialkirche zum leitenden Vorbilde.“ [1])

Doch muß man sich hüten, aus diesem Satze irgend welche historischen Zusammenhänge herauszulesen. Nur eine gewisse Ähnlichkeit der Bauten kann damit ausgesprochen werden. Und auch diese Ähnlichkeit ist so besonders augenfällig eben nicht. Der Nehringsche Bau gehört mit der Schweriner Schelfkirche zusammen in eine Gruppe von Grundrißtypen, bei denen versucht wird, mit Zugrundelegung des griechischen Kreuzes eine Zentralisation des Raumes zu erreichen.

Zu diesem Versuche führten die verschiedensten künstlerischen Bestrebungen; die geographische Ausbreitung dieses Grundrißtypus ist ebenso umfangreich wie der Zeitabschnitt, innerhalb dessen solche Bauten auftreten. Die italienische Renaissance schuf sie schon früh;[2]) Rücksicht auf die Predigt war dabei das geringste der dahin wirkenden Motive. In den meisten Fällen läßt die auf die Vierung gesetzte dominierende, hohe Kuppel deutlich erkennen, daß akustische Rücksichten bei der Planfassung geradezu ausgeschaltet wurden. Vielmehr war die Gewinnung eben dieser Kuppel, die als konstruktive Bravourleistung reizte, die leitende Absicht der Plangestaltung.

Daß überhaupt die Renaissance mit starkem Nachdruck immer mehr zur Zentralisierung ihrer Kunstschöpfungen drängte, ist wiederholt psychologisch und von anderen Gesichtspunkten aus erörtert worden.[3]) Man denke nur an Michelangelo, dessen fast terrorisierender Einfluß auf die Kunsttätigkeit seiner Zeitgenossen und Nachfolger gar nicht schwer genug in Rechnung gestellt werden kann. Seine Vorstellungswelt war die eines Plastikers. Nahezu

---

[1]) Bar. in Dtschld. 437.

[2]) L. Battista Albertis Entwurf zu S. Sebastiano in Mantua. Giuliano da Sangallo, Mad. delle carceri in Prato. Antonio da Sangallo il v., Mad. di S. Biagio in Montepulciano. Mad. della Stéccata, zu Parma. Sta. Maria della Consolazione, in Todi, angebl. von Bramante. Bramantes und Michelangelos Pläne zu St. Peter in Rom. Später: Sta. Maria Carignano, in Genua. S. Alessandro in Zebedia, Mailand. Dom zu Brescia. Longhenas Sta. Maria della Salute in Venedig, und viele andere. — Vgl. Heinrich Strack, Central- und Kuppelkirchen der Renaissance in Italien, Brln. 1882. Heinrich v. Geymüller, Die urspr. Entwürfe für St. Peter in Rom, Wien u. Paris 1875—1880. Robert Dohme, Zentralbauten des Barock, 1882; s. auch Dohmes Aufsatz im Jahrbuch der kgl. preuß. Kunstsammlungen, III, 1882.

[3]) Vgl. Heinrich Wölfflin, Klassische Kunst; auch: August Schmarsow Barock und Rokoko, Lpzg. 1897.

ausschließliche Aufgabe der Plastik ist die Darstellung des Menschen, — eines Körpers, der auf seine Mittelaxe organisch bezogen ist; und diese Mittelaxe verläuft im natürlichen, dem Menschentum eigentümlichen Zustande, vertikal. In der Architektur ergeben Anlagen mit betonter Mittelvertikale Zentralbauten. —

Ganz andere Motive führten im protestantischen Kirchenbau zum gleicharmigen Grundrißkreuz. Hier waren es die oft dargelegten praktischen Forderungen, die einen solchen Grundriß zu empfehlen schienen. Sturm, den als Techniker das Kuppelproblem statisch interessierte, war nahe daran, zu begreifen, daß ein zentralisierter Bau nicht nur durch technische, sondern auch durch rein ästhetische Eigentümlichkeiten ausgezeichnet ist. Die hohe künstlerische Klarheit eines Georg Bähr gab dieser Erkenntnis vollendeten Ausdruck, bezahlte aber den Kunstgewinn sofort mit einer doppelten Einbuße: mit einer logischen, — denn bei zentral angelegten Predigträumen fällt der geistige Mittelpunkt nicht mit dem Raummittelpunkt zusammen; und mit einer praktischen, — denn die Frauenkirche hat eine unzulängliche Akustik.

Es ist eben ein Irrtum, daß rein zentrierte Bauten für den protestantischen Gottesdienst zweckmäßig seien.

* * *

Die Schwierigkeit des protestantischen Kirchbaues liegt in der Forderung, einen für die Predigt und für die heiligen Handlungen gleichzeitig zweckmäßigen Raum zu schaffen.

Den Sakramenten ist in den verschiedenen evangelischen Richtungen und zu verschiedenen Zeiten baulich wechselnde Bedeutung zuerkannt worden.

Für die Taufe ist in protestantischer Zeit nie eine monumentale Festlegung, — wie etwa in den Baptisterien des Frühchristentums, — verlangt worden, wozu eine allgemeinere Annahme der Wiedertäuferei vielleicht geführt hätte. Eine je nach den Umständen veränderliche Vorrichtung: ein tragbarer Kessel, eine aufziehbare Schüssel u. ä. genügte. Ein feststehender Taufstein war Ausnahme; gefordert wurde ein solcher erst durch das Eisenacher Regulativ von 1861. Aber auch hier dachte man nicht daran, durch ihn die Raumgestaltung von vornherein beeinflussen zu lassen.[1])

Der Altar dagegen wurde in allen Graden baulicher Bewertung angeordnet: als genau genommen entbehrliches geschichtliches Über-

[1]) § 9 des Eisenacher Regulativs.

bleibsel dort, wo das Abendmahl an Tischen gehalten wird, die jeweils in dem als Predigtsaal gebildeten Gemeinderaume aufgeschlagen werden; — als ehrfurchtgebietender Andachtsmittelpunkt, — wie in den altrömischen Basiliken, — dort, wo der geschichtliche Zusammenhang mit Judentum und Katholizismus ihm eine vielleicht nicht klar durchdachte, aber lebhaft empfundene Bedeutung beilegt, die beim vergossenen Blute und dahingegebenen Leibe neben dem Gemeinschaftsgedanken auch den Opfergedanken noch gewahrt wissen will. — Auch die Stellung der Kommunikanten zur übrigen Gemeinde wurde verschieden aufgefaßt: bald forderte man, die Abendmahlerteilung solle vor den Augen der ganzen Gemeinde in deren Mitte vor sich gehen; — bald meinte man, durch einen besonderen, dieser heiligen Handlung vorbehaltenen Raum ihrer Bedeutung am würdigsten zu entsprechen.

Der Predigt ist zu allen Zeiten und in jeder Richtung eine ziemlich gleiche, immer sehr hohe Bewertung zuteil geworden. —

Der erwähnten Schwierigkeit gegenüber fand man zwei grundsätzliche Lösungen: entweder man gestand der Kanzel und dem Altare einen genau gleichen Wert als Raumakzent zu, — man schuf den Kanzelaltar, der in unzähligen großen und kleinen Kirchen des 18. und 19. Jahrhunderts angeordnet wurde; oder man verlegte Predigt und Abendmahl in zwei getrennte Säle; — eine solche Anordnung zeigt Sturms Einrichtung der Schelfkirche, zeigt Gottfried Sempers Entwurf für die Hamburger Nikolaikirche, zeigt der Entwurf Wilhelm Stiers zu einem protestantischen Dome aus dem Jahre 1827, auf Grund dessen er an die Berliner Bauschule berufen wurde, zeigen Schinkels Berliner Entwürfe zu einem Siegesdome auf dem Leipziger Platz und zur Gertraudenkirche, 1819,[1]) sowie eine Reihe von Entwürfen für den Berliner Dom.[2])

---

[1]) Carl Friedrich Schinkel, Sammlung architektonischer Entwürfe, Brln. 1866.

[2]) Zur Theorie des protestantischen Kirchenbaues vgl.:

L. C. Sturm, Architectonisches Bedencken von protestantischer kleinen Kirchen Figur und Einrichtung, Hbg. 1712.

L. C. Sturm, Vollständige Anweisung, alle Arten von Kirchen wohl anzugeben, Augsburg 1718.

Louis Catel, Grundzüge einer Theorie der Bauart protestantischer Kirchen, Brln. 1815.

S. Boisserée, Allgemeine Bemerkungen über Kirchenbau mit besonderer Rücksicht auf den evangelischen Gottesdienst; abgedr. in: Stöter, Geschichte und Beschreibung des St. Nikolaikirchbaues in Hamburg, Hbg. 1884.

Preuss, Über evangelischen Kirchenbau, Breslau 1837.

Heinrich Hübsch, Bauwerke, Text, Heft 1, 1838. [Forts. s. nächste Seite.]

Sowohl bei der reinen, vom Abendmahlsraum getrennten Predigtkirche, wie bei der Einführung eines Kanzelaltares ergibt sich nur eine einzige betonte Raumstelle. Diese kann der Natur der Sache nach nicht zentral, sondern nur peripherisch liegen; denn der Redner muß die Gemeinde vor sich, nicht um sich haben. Soll also die Zweckbestimmung des Kirchenhauses baulichen Ausdruck finden, so ist ein reiner Zentralbau, der die Mittelvertikale betont, logisch auszuschließen. Vielmehr ist gerade die Exzentrizität wesentliches Erfordernis einer protestantischen Kirchenanlage. Man darf es aussprechen, daß das 18. Jahrhundert all diese Verhältnisse in einer völlig klaren baugeschichtlichen Entwicklung berücksichtigte. Erst das romantische 19. glaubte ohne solche Vernunftübung auskommen zu können: es verwarf den Kanzelaltar, da er die Heiligkeit des Altares beeinträchtige; es wünschte beim Liebesmahl des Herrn die ganze Gemeinde, auch die jeweils nicht kommunizierende, vereinigt zu sehen; und trug mit vielen anderen ungeprüften Gefühlsbedürfnissen in das Kirchenbauwesen jene Verwirrung hinein, die auch heute noch nicht ganz überwunden ist.

Als man die Heillosigkeit dieser Verwirrung zu erkennen begann, glaubte man eine Zeitlang mit dem Schlagworte „Zentral-

---

Chr. Carl Josias Bunsen, Die Basiliken des christlichen Roms nach ihrem Zusammenhange mit Idee und Geschichte der Kirchenbaukunst, 1842.

Anonymus (F. Stöter), Andeutungen über die Aufgaben der evangelischen Baukunst, Hbg. (1844?).

Gottfried Semper, Über den Bau evangelischer Kirchen.

Dr. Palm, Von welchen Prinzipien soll die Wahl des Baustiles, insbesondere des Kirchenbaustiles geleitet werden? Hbg. 1845.

Amtliche Veröffentlichung der kgl. preuß. Oberbaudeputation: Entwürfe zu Kirchen, Pfarr- und Schulhäusern, 1852.

Bulletin de l'histoire du protestantisme français, 1857, — über den Temple von Charenton.

Dr. Sulze, Der evangelische Kirchenbau, 1881.

Karl Lechler, Das Gotteshaus im Lichte der Reformation, 1883.

Gaspard André, Über den temple des Brotteaux in Lyon, und über protestantischen Kirchenbau in „Revue générale de l'Architecture", 1888.

Wiesbadener Programm des Pfarrers E. Veesenmeyer, Dtsche. Bauzeitung, 1891.

Johannes Ficker, Evangelischer Kirchenbau, Lpzg. 1905.

J. Stuyt, In welken styl zullen wij onze Kerken bouwen? Dietsche Warande II, 202—204.

Zur Geschichte:

Oskar Sommer, Der Dombau zu Berlin, in: Westermanns Monatshefte, XXXIV, Bd. 68, Braunschwg. 1890.

Der Kirchenbau des Protestantismus usw., herausgeg. von der Vereinigung Berliner Architekten, Brln. 1893.

bau“ dem Schaden begegnen zu können. Doch konnte die Sachlage dadurch nicht klarer werden. —

So deutlich Sturm die Unbrauchbarkeit des mittelalterlichen Kirchengrundrisses für den protestantischen Gottesdienst erkannte, ebenso entschieden lehnte er Zentralanlagen im strengen Wortverstande ab.

Die Kirchenentwürfe in seinen beiden oft erwähnten Schriften[1]) sind nicht sowohl als Vorbilder für auszuführende Bauten aufzu-

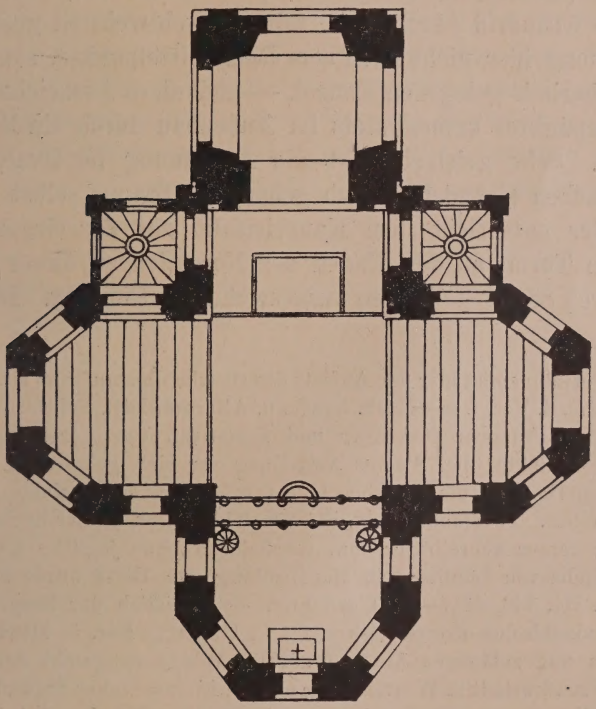


Abb. 18. **Grundriß der Schelfkirche, Schwerin.**
Sturms Innenanordnung.

fassen, — wenn er sie auch dazu in Vorschlag brachte, — sondern vielmehr als Paradigmata zur deutlichsten Veranschaulichung der allgemein leitenden Gedanken. Sturm selbst gibt das wenigstens für die dreieckige Grundform (Arch. Bed. tab. 5. — Vollst. Anw. tab. 15) zu.[2]) Aber auch die Rundkirchenentwürfe (Arch. Bed. tab. 6) sowie die für Kreuzkirchen (Arch. Bed. tab. 4. — Vollst. Anw. tab. 14) sind so gemeint; denn von ihrer Anwendung rät Sturm

[1]) Nrr. 6 u. 10, H. [2]) Nr. 10, H, 39.

aus verschiedenen Gründen ausdrücklich ab. Auch die von ihm sehr gerühmte Winkelkirche (Arch. Bed. tab. 8. — Vollst. Anw. tab. 12) kommt wegen ihrer bizarren Spitzfindigkeit nur als logisches Prunkstück in Betracht; solche Kirchen sind allerdings vor und nach Sturm gelegentlich angeordnet worden, jedoch meist in Anpassung an gegebene Verhältnisse, nicht aus bautheoretischen Erwägungen, — wohl nie auf Grund der Sturmschen Empfehlung.[1])

Eine scheinbar zentrale Grundform zeigen Sturms quadratische Entwürfe (Arch. Bed. tabb. 2 u. 3, — Vollst. Anw. tab. 13) und der ovale Grundriß (Arch. Bed. tab. 6); wohlweislich geschieht die Innenordnung hier nicht nach dem Raummittelpunkte, sondern nach der peripherisch gelegenen Kanzel, — und diese Auszeichnung eines Peripheriepunktes kommt stets im Außenbau durch ein Risalit zum Ausdruck. Sehr geistreich ist die Anordnung im Oval, das aus bautechnischen Gründen jedoch schon von Sturm selbst abgelehnt wird. Hier entspricht dem Kanzelrisalit auf der Gegenseite der vorgelegte Turm; an den Enden der Normalen zu dieser Axe liegt je ein durch Säulenstellungen ausgezeichneter Eingang. Die vordere

---

[1]) Zu erwähnen ist hier der Aufsatz des Oberlandbaumeisters Dr. F. E. Koch in den Jahrbb. d. Ver. f. mecklenb. Gesch. u. Altertumskde., Schwerin 1891, LVI, über Charles Philippe Dieussart und Leonhard Christoph Sturm. Koch scheint Personalakte über Sturms Anstellung vor sich gehabt zu haben. Im übrigen wiederholt er die Angaben Gurlitts, die er durch einige freie Hypothesen erweitert. So nimmt er an, die Schelfkirche sei „unter Sturms Einfluß" entstanden; ferner schreibt er ihm anscheinend ohne jegliche Unterlage die Querhauskirche von Lübtheen in Mecklemburg zu. Diese wurde nach Schlie, Meckl. Inv. III, 146, 1817—1820 errichtet. — Anläßlich der Besprechung von Sturms Winkelkirchen-Projekt gebraucht C. Gurlitt, Bar. in Dtschld. 74, den vorsichtigen und zulässigen Ausdruck: „Die Anlage entspricht derjenigen der Kirche zu Freudenstadt in Württemberg und im Eisenachschen Städtchen Ruhla." Koch schreibt, Sturms Ideen seien zum Ausdruck gekommen bei den Kirchen von Freudenstadt und Ruhla, ebenso bei der Katharinenkirche in Frankfurt a. M. und den Trinitatiskirchen zu Worms und Speyer. Die willkürliche Nennung der letzten drei Bauten hat Grotefend als Herausgeber gleich selbst in einer im einzelnen allerdings anfechtbaren Anmerkung abgelehnt. Von den Kirchen zu Freudenstadt und Ruhla schrieb auch Sommer, Dombau zu Berlin, Westermann, 1890, sie zeigten Beeinflussung durch Sturms Ideen. Die Unzulässigkeit eines solchen Ausdruckes, wenigstens am Schickhardtschen Bau, ist ohne weiteres klar. — Winkelkirchen gibt es z. B. in Schöpf bei Heidelberg; ferner nach Kb. d. Pr. in Elsfleth (Oldenburg), 1633, 1690, (1888); — in Holmestrand (Norwegen), 1674; und in Petersburg (Marienkirche), 1873. H. Bergner, Handbuch der kirchl. Kunstaltertümer in Dtschld., erwähnt 146 noch eine Kirche zu Unterschüpf in Baden, die 1617 zu einer Winkelanlage erweitert worden sei, und eine ehemalige Winkelkirche zu Mylau.

Emporenkante und Gestühlsgrenze wird durch ein kleineres Oval bezeichnet, das jenes große Raumoval an der Kanzelstelle berührt.

Danach läßt es sich wohl begreifen, wenn Sturm gleicharmige Kreuzanlagen scharf verurteilt.[1]) Denn wie das Beispiel der erwähnten Renaissancebauten mit ihrer Absicht auf die Vierungskuppel deutlich erkennen läßt, ergeben solche Grundrisse bei logischer Durchbildung reine Zentralanlagen.

Bei seiner Neuordnung der Schelfkirche zeigte Sturm die einzige Möglichkeit, solche Grundformen baulogisch zu verwerten: er behandelte den Ostflügel als Altarhaus. So ergab sich für den übrigen Raum eine Querhausanlage mit einer westlichen Erweiterung der kurzen Axe für Eingang und Fürstengestühl; dem entsprach das Abendmahlhaus als östliche Erweiterung. Er brachte also auch hier seinen Gedanken einer Querhauskirche, die von ihm wiederholt als beste Form des protestantischen Grundrisses bezeichnet worden war,[2]) zum Ausdruck.

Solcher Querhausanlagen kennt die Geschichte des protestantischen Kirchenbaues eine stattliche Reihe; als älteste wohl die Schloßkapellen in Stuttgart, 1560, und in Königsberg i. Pr., 1584 bis 1593. Ihnen sind die viel selteneren **T**förmigen Anlagen, die meist durch vorhandene Baureste veranlaßt wurden, zuzuzählen.[3])

* *
*

Im Zusammenhang mit diesen Gedanken und Tatsachen ist der Grundriß der Michaeliskirche zu betrachten.

Der Chor, dessen äußere Gestalt vom alten Bau übernommen

---

[1]) Architektonisches Bedenken. — Architektonische Reiseanmerkungen.

[2]) Arch. Bed., zu tab. VI. (Die Tafelnumerierung ist bei Sturm durch Verwechselung von VI und VII unrichtig!) — Vollst. Anw. 35, zu tab. X.

[3]) Und nicht den Kreuzkirchen und Zentralanlagen, wie es im „Kirchenbau des Protestantismus“ geschieht.

Beispiele für Querhauskirchen: Stuttgarter Schloßkapelle, 1560, 1865. Königsberg i. Pr., Schloßkapelle, 1584—1593, 1706. Ochsenwärder (bei Hamburg), 1673—1674. Zellerfeld a. Harz, 1675—1683. Düsseldorf, i. d. Bolkerstr., 1688. Berlin, Garnisonk., 1720—1722. Potsdam, Garnisonk., 1731—1735. Dresden, Dreikönigsk., 1732—1739. Berlin, Dom, 1747—1750. Aalen, 1766. Roentgen i. d. Eifel, 1782. Mühlburg i. B. 1786. Lohmen i. S. 1789. Ratzeburg 1791. Wann die Kirche in Neuengamme, Vierlanden, zu einer Queranlage umgebaut wurde (1800?), ist mir nicht bekannt.

Für **T**-Kirchen: St. Georgen bei Bayreuth, Ordenskirche, 1705—1718. Berlin, Petrik., 1730—1733. Großenhain i. S., 1748. — Eine Grundrißform, die dem Gedanken der Michaeliskirche genau entspricht, schuf der Kirchenumbau von 1603 in Kurslack, Vierlanden.

wurde, erhielt eine innere Einteilung, die den Gedanken jenes früheren Baues wieder aufnahm, aber zu einer für den inneren Kirchenraum höchst wichtigen Lösung entwickelte. Die ehemals nur angedeutete Dreiteilung des Chores wurde bis an sein Westende durchgeführt; die Seitenräume entfielen unten auf Sakristei und Garvekammer nebst deren Vorräumen, — oben auf den Herrensaal und den sogenannten Kirchensaal. Der Mittelraum verblieb zur Aufstellung des Altares. Gleich am Ende des Chores legte man rechtwinklig zur Choraxe die Risalitmauern an; in deren Flucht wurden die zwei Hauptpfeiler eingestellt, die die Stützpunkte für die erwähnte Dreiteilung des Chores abgaben. In entsprechender Weise kamen die beiden andern Pfeiler in die Flucht der westlichen Risalitwände. Zwischen diesen Pfeilern und dem vorhandenen Turm blieb somit noch ein ganz kurzer Westflügel übrig. Die geschilderte eigenartige Pfeileranordnung läßt beim ersten Blick auf den Grundriß erkennen, daß das Querhaus in der Raumgestalt unbedingt überwiegt. Neben seinen 880 qm kommen die 140 qm des allein zur Gestühlstellung benutzbaren Mittelschiffes im westlichen Ansatzflügel nicht in Betracht.

Der Grundriß der Michaeliskirche zeigt somit eine Queranlage, die in der kurzen Axe östlich durch das Altarhaus, westlich durch den Turm und einen kurzen Orgelflügel erweitert wurde, — für den heutigen Betrachter eine ebenso klare wie einfache Lösung.

Vor schülerhafter Benutzung irgend eines Musters, also auch eines Sturmschen, bewahrte die Erbauer der Michaeliskirche der Umstand, daß wesentliche Momente der Grundrißbildung von vornherein gegeben waren. Doch ist unverkennbar, daß der fruchtbare Gehalt der Sturmschen Darlegungen und die ganze Summe seiner Einsicht bei der Plangestaltung lebendig mitwirkte. —

Neuerlich ist die Michaeliskirche, — und mit ihr die ganze nicht unbeträchtliche Anzahl trefflicher Kirchenbauten an der Unterelbe aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, — in Abhängigkeit von den gleichzeitigen sächsischen Kirchenbauten erklärt worden.[1]) Am ausführlichsten geschah das in einem Aufsatze des

---

[1]) So heißt es z. B. bei Lübke-Semrau, Kunst des Bar. und des Rok., Stuttg. 1905, 133: „Als ein Nachklang der Frauenkirche müssen die Kirchen zu Großenhain (1798) von Georg Friedr. Schmidt, sowie die Kreuzkirche zu Dresden genannt werden, und auch die Hamburger Gotteshäuser, vor allem die bedeutende Michaeliskirche (1751—1762) mit ihrer feierlich großen Raumwirkung gehören in diese Reihe, denn ihr Erbauer, Georg Sonnin (gest. 1794) holte sich seine Anregungen in Sachsen."

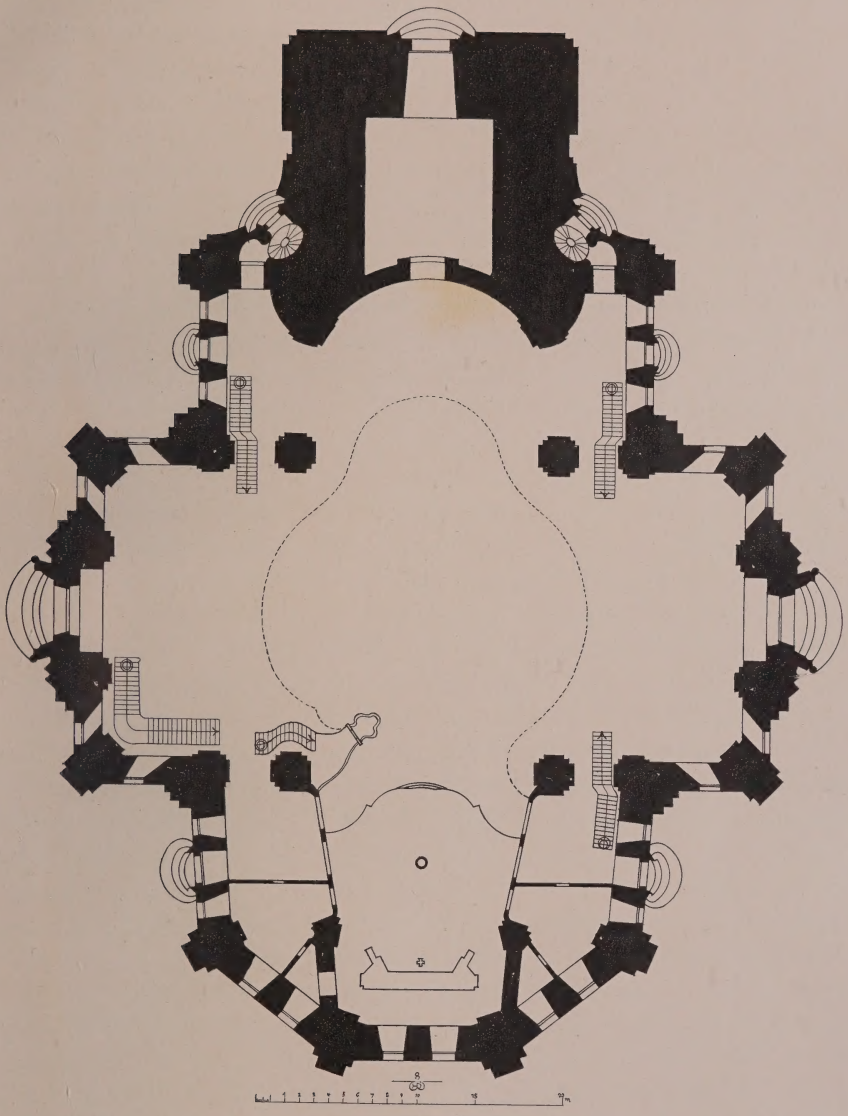


Abb. 19.

Grundriß der Michaeliskirche in Hamburg.

Dr.-Ing. A. Barth, der im Dresdner Anzeiger und in den Hamburger Nachrichten abgedruckt wurde.[1])

Da aus vielen Anzeichen wirklich eine rege Beziehung des Hamburger Bauwesens zum Dresdner zu erkennen ist, und da sowohl Prey wie Sonnin eine Zeitlang in Sachsen lebten, scheint eine genaue Prüfung dieser Auffassung erforderlich.

Barth nennt die Michaeliskirche geradezu ein Werk des sächsisch-protestantischen Kirchenbaustiles, und meint, ihre ganze Anlage verrate „deutlich die Abhängigkeit von der Dresdner Schule". Dabei scheint er Prey für den Vermittler dieser Abhängigkeit zu halten.

Prey mag an der Plangestaltung trotz der gegenteiligen Behauptung Reinkes nicht unwesentlich beteiligt gewesen sein. Wenigstens scheint mir die Stellung des Turmes, der genau entsprechend dem St. Georger angeordnet ist, darauf hinzudeuten.[2]) Im einzelnen aber bedürfen die Barthschen Ausführungen einiger Berichtigung. Keinesfalls kann durch Prey ein Dresdner Vorbild oder auch nur Dresdner Schulung in den Michaeliskirchbau übertragen worden sein. Denn wie sich zeigte, führt das wesentlichste Moment der Grundrißgestaltung auf Sonnin und Sturm, nicht auf Prey und Sachsen.

Die behauptete Abhängigkeit begründet Barth geschichtlich und stilkritisch. Geschichtlich: — mit der Ausführung, Prey habe unter Bähr an der Frauenkirche gearbeitet, was er allem Anschein nach aus Faulwassers großem Werk entnahm. Daß aber gerade diese Angabe vorläufig nicht aufrecht erhalten werden kann, Preys Dresdner Tätigkeit vielmehr durchaus unaufgeklärt ist, wurde im Abschnitt über Prey dargelegt. Aber auch wenn sich, etwa aus den Rechnungsbüchern des Frauenkirchenbaues, eine Tätigkeit Preys unter Bähr nachweisen ließe, würde eine Betrachtung seiner Hamburger Werke keinen stärkeren Schluß zulassen, als den: Preys Aufenthalt in Sachsen hat allgemeineren Wert als eins der vielen Beispiele hamburgischer Baubeziehungen zu Dresden; er kann also ganz allgemein als Übermittler dortiger Gedanken nach Hamburg aufgefaßt werden. Besondere, eigentümliche Kennzeichen seiner Beziehungen zu Sachsen finden sich in seiner Bautätigkeit nicht. Vermittlung in jenem allgemeinen Sinne erfolgte ebensogut durch Sonnin, der als Student in den sächsischen und thüringischen Landen gelebt hatte.

[1]) Dresdner Anzeiger, 1906, 4. Sept. — Hamburg. Nachr., 1906, 25. u. 26. Okt.

[2]) So schreibt auch Kb. d. Pr. Prey einen Haupteinfluß bei der Planaufstellung zu.

So sicher Prey an der Deckenbildung der Michaeliskirche, die Barth ihm zuschreibt, gänzlich unbeteiligt ist, so wenig läßt sich der „Hauptentwurf“ schlechthin Prey zusprechen, wie Barth gleichfalls will.

Barth belegt diese Zuschreibung durch eine Bauzergliederung, die im einzelnen so schief ist und die ortsgeschichtlichen Ursachen so ganz außer Acht läßt, daß man fragen muß, ob nicht vielleicht die Absicht dieser Zuschreibung die Baubetrachtung mißleitete. Barth schreibt: „Der Planung lag ein länglich runder, von Arkaden umstellter Mittelraum zugrunde, ähnlich wie bei der Kreuzkirche. In dem höher geführten muldenförmigen Holzgewölbe mit perspektivisch in die Fläche gelegten Fenstern kam er klar zum Ausdruck. Im Grundriß aber trat die griechische Kreuzform ausgesprochen hervor. Die Seitenarme öffneten sich gegen den Mittelraum in einem mächtigen Arkadenbogen, der zwei Arkadenmotiven der Dresdner Kirchen entsprach. Die Saalwirkung, die an der Decke noch erhalten war, wich im unteren Raum einer querschiffartigen Erweiterung. Der Altar stand wie bei Schmidt an der Wand des Innensaales, aber unter dem Einfluß mit zu benutzender älterer Fundamente erschien das Saalende mit dem Altarplatz chorartig zusammengedrückt. Seitliche Sakristei- und Betstübcheneinbauten vermehrten diesen Eindruck. Nur der übrige dreiarmige Teil der Kirche nahm Kirchenbesucher auf. Ihn umzog nur eine, in Kleeblattform weit vor die Arkadenpfeiler vorgezogene, durch schlanke Eisensäulen gestützte Empore.“

Diese Darstellung ist für einen Techniker nicht nur merkwürdig verworren, sondern vielfach geradezu entstellend. Die unvermeidliche Erkenntnis, daß die Raumdominante die Queraxe, die Anlage die einer Querhauskirche ist, wird durch eine schwerverständliche Ausdrucksweise mehr verschleiert als ausgesprochen. Als die Quintessenz des Raumes wird ein „länglich runder, von Arkaden umstellter Mittelraum“ aufgefaßt. Wenn diese Bezeichnung überhaupt einen Sinn haben soll, so können mit den „Arkaden“ nur die eisernen Vertikalträger gemeint sein; denn nur die von der Empore umzogene Grundfläche kann allenfalls als längliches Rund bezeichnet werden. Sollte wirklich die Faulwassersche Tafel XIII, „Grundriß oberhalb der Emporen“, dem Urteil über die Raumgestalt des ganzen Hauses zugrunde liegen? — Abgesehen von dem irreführenden und ganz unmöglichen Ausdruck „Arkaden“ erscheint eine derartige raumformende Bewertung der Emporen, an sich schon unarchitektonisch gedacht, bei der Michaeliskirche als völlig ausgeschlossen.

Die Emporen waren so geschickt angeordnet, daß sie, weit entfernt eine vertikale Raumgliederung zu bewirken, vielmehr nur eine amphitheatralische Fortsetzung des ebenen Gestühls zu sein schienen. Der raumprüfende Blick wurde durch sie vom Gestühl sofort, ohne Absetzung, zu den Umfassungsmauern geführt. Dies meint Gurlitt, wenn er den Raumeindruck dem einer Arena, im Gegensatz zum Theater mit seinen eingehängten Rängen, vergleicht.

Doch vielleicht spricht Barth hier garnicht von der Empore. Denn gleich darauf werden die rechteckig zueinander angeordneten Hauptgurte des Gewölbes als „Arkaden“ bezeichnet. Dann bleibt aber der frühere Satz schlechthin unverständlich; wer den ganzen Bau lediglich aus Faulwassers Innenansicht, Tafel 6, kennte, würde sich vielleicht eine Raumvorstellung mit „länglich-rundem Mittelraum“ bilden; wer auch nur den Grundriß der Kirche daneben hält, wird sich nicht durch Decke und Dekoration täuschen lassen. — Die „Saalwirkung, die an der Decke noch erhalten war“, weist offenbar auf die Hauptmulde in der Längsaxe hin. Diese besondere Deckenbildung ist es, die Barths Raumauffassung ausschlaggebend beeinflußte. Wenn nur nicht Sonnin sowie Prey an dieser Decke, die durch den von Hannover verschriebenen Dachstuhl bedingt wurde, so durchaus unschuldig wären! Daß beide ihrerseits an eine grundsätzliche Entwicklung der Längsaxe entfernt nicht dachten, ergibt sich aus ihren sämtlichen eigenen Deckenentwürfen, in denen sie überall die Vierung betonen, nirgends aber das Langschiff. Man kann also die nachträglich von fremder Hand geschaffene Dach- und Deckenform unmöglich als anfängliches Motiv der Grundrißgestaltung unterlegen; eine unbefangene Betrachtung des Grundrisses ohne Gewölbeeinzeichnungen würde auch nie darauf verfallen. Vielmehr zeigt sich deutlich, daß der alte Chor auch im Neubau als solcher gelten sollte und nicht einer Umwertung zu einem „chorartig zusammengedrückten Saalende“ unterworfen wurde.

Wenn Barth auf Grund des nach der Längsaxe entwickelten Gewölbes den Raum als vorwiegendes Langhaus, eine vom Grundriß ausgehende Betrachtung ihn als vorwiegendes Querhaus auffaßt, so mag man sich bei dieser Meinungsverschiedenheit beruhigen, so lange keine geschichtlichen Schlüsse dabei beabsichtigt werden. Es geht aber nicht an, zu sagen: weil der hannöversche Baumeister Heumann in seiner Deckenbildung die Längsaxe betonte, und weil der Hamburger Baumeister Prey einmal in Dresden war, darum geht die ganze Bauanlage auf sächsische Vorbilder zurück. Allerdings steht Georg Schmidt mittelbar mit der Gewölbeform in Verbindung, —

aber auch nur mit dieser; denn seine Skizze, die nebst dem ganzen übrigen Material dem Baumeister Heumann zur Bearbeitung vorgelegt wurde, zeigt in der Tat wenigstens im Konstruktionsgedanken einige Verwandtschaft mit der Heumannschen Anordnung. Für den ganzen übrigen, bis zum Hauptgesims bereits fertigen Bau folgt daraus aber nicht das geringste. Denn das kann angesichts des Grundrisses unmöglich behauptet werden, daß die Heumannsche Gewölbeform schon im Mauerbau vorgebildet gelegen habe und aus diesem mit Notwendigkeit habe gefolgert werden müssen. Im Gegenteil: Grundriß und Decke stehen im genauen Gegensatz zueinander; für diesen aber ist Heumann ganz allein verantwortlich.

Die Gegensätzlichkeit zwischen Decke und Grundrißbildung hatte durchaus nicht etwa eine ästhetisch unerfreuliche Wirkung zur Folge. Vielmehr scheint gerade dadurch der Raum trotz der beträchtlichen Abmessungen seine Geschlossenheit, ja Traulichkeit erhalten zu haben; keine Erstreckung vermochte sich zur Alleingeltung vorzudrängen. —

Die Nachricht von Preys Tätigkeit in Dresden bedeutet für uns genau soviel, wie die einer solchen in Kopenhagen. Der Schluß: die Michaeliskirche ist — mit Rücksicht auf den Grundriß — eine Querhausanlage; in Kopenhagen sah Prey eine noch neue Kirche mit genau entsprechender Pfeilerstellung;[1]) folglich geht die Michaeliskirche auf dies Kopenhagener Vorbild zurück, wäre genau gleichwertig dem andern: die Michaeliskirche ist — mit Rücksicht auf die Deckenform — eine Langhausanlage; in Dresden sah Prey entsprechende Bauten; folglich ist das Vorbild der Michaeliskirche in Dresden zu suchen, — nur, daß Prey mit der Deckenbildung gar nichts zu tun hatte. Natürlich denke ich nicht daran, die Behauptung der Kopenhagener Abhängigkeit als gültig aufzustellen. Dazu ist jener Schluß viel zu lose. Auch scheint mir die ganze Haltung des Bauberichtes, — nicht nur die Beziehung zu Sturm, — darzutun, daß die besondere Pfeilerstellung der Michaeliskirche durch Sonnin angeordnet wurde. Die Angaben des vielleicht zu parteiischen Reinke sollen dafür nicht herangezogen werden; ich denke vielmehr an Berichte wie diesen: Als die Pfeilerstellung gelegentlich des Dachstreites bemängelt wurde, war es Sonnin, der mit ganz besonderem Eifer diese Anordnung vertrat, und keinesfalls eine Änderung darin zugeben wollte.[2])

---

[1]) Frelserkirche, erb. 1682–1694. Dän. Vitruv, I, 82.

[2]) Faulwasser, MK., 1901, 65.

Das Verhältnis der hamburgischen Baumeister zu den Dresdner Vorbildern ist genau das gleiche wie zu den von Sturm aufgestellten. Den allgemeinen Wert dieser Vorbilder wissen sie wohl zu schätzen und zu nutzen. Von unmittelbarer Anlehnung oder gar Herübernahme kann keine Rede sein.

Daß aber ein allgemeiner Zusammenhang des hamburgischen Bauwesens mit dem sächsischen vorhanden war, geht aus einer Reihe von gelegentlichen Andeutungen hervor. Schon Peter Marquard war Sachse. Daß er mit seiner Heimat in Verbindung blieb, ist schon früher dargelegt worden.[1]) 1744 gab es in Hamburg wieder einen Zimmermeister Peter Marquard.[2]) Faulwasser erwähnt fünf andere Marquards, — alles Verwandte des Baumeisters Peter, die sämtlich in Hamburg als Bauhandwerker tätig waren.[3]) Sehr wahrscheinlich unterhielten wenigstens einige von ihnen sächsische Beziehungen. Denn auch dort wird Bautätigkeit von Leuten namens Marquard erwähnt.[4]) — Der Preysche Plan zur St. Georger Kirche wurde Adami in Dresden zur Begutachtung vorgelegt. Wie schon erwähnt, hat die Emporenführung des Adamischen Gegenentwurfes die größte Ähnlichkeit mit der der Michaeliskirche; auch der Turm dieses Entwurfes, der seinerseits viel Übereinstimmung mit dem von Bähr 1726 in Hohnstein erbauten aufweist, wurde von Sonnin als Muster zu einem seiner Michaelisturmentwürfe benutzt. Der Zimmerpolier des Bauhofes, Abraham Beyer, der anfangs 1754 ein Dachmodell für die Michaeliskirche eingereicht hatte, wurde mit diesem zur Begutachtung nach Dresden geschickt. Er brachte außer vielen anderen Entwürfen Dresdner Baumeister auch die schon erwähnte Skizze Georg Schmidts mit, die mit ihrem über den Hauptkranz aufragenden Muldenscheitel vielleicht den hannöverschen Baumeister Heumann zu seinem gleichartigen Entwurfe veranlaßte.

Daß eine gewisse Parallelität der baugeschichtlichen Entwicklung längs der Elbe in dieser Zeit erkennbar ist, braucht also durchaus nicht zu verwundern. —

Die Art und Weise, wie sich Sonnin und seine Zeitgenossen, selbst der bedeutende Konstrukteur Heumann, der Aufgabe der Dach- und Deckenbildung gegenüber stellten, beweist, daß die Folgerichtigkeit, mit der die Grundrißform aus den gegebenen Verhält-

---

[1]) S. S. 15, Anm. 4.

[2]) H. St.-A. Bauhofsprot. B, pag. 563.

[3]) MK., 1901, 177.

[4]) Schneeberg, 1673. Steche, 8, 37.

nissen heraus entwickelt ist, den Baumeistern selbst nicht völlig bewußt war.

Der Dresdner Hofzimmermeister Reusse, der sich ausführlich mit der Dachaufgabe beschäftigte, verstand die eigenartige Pfeilerstellung überhaupt nicht; er wollte das ehemalige Langhaus wiederhergestellt wissen und dieses durch ein in der Längsaxe abgewalmtes Satteldach äußerlich kenntlich machen.[1]) Heumann, dessen Projekt endlich zur Ausführung kam,[2]) stellt ebenfalls in der Decke die Einheit des Langhauses wieder her. Diesem wurde die in zwei entfernte Teile zerlegte Querhausdecke völlig untergeordnet; die beiden Teile bestehen je aus einer Verbindung von Tonne und Kugelkalotte, deren Scheitel in Kämpferhöhe der Langhausmulde liegt. Somit wurde das Grundrißverhältnis in der Decke geradezu umgekehrt.

Aber schon gleich im ersten gemeinsamen Dachentwurf wurde das „magnifique carré" der Vierung durch Überhöhung ausgezeichnet; ebenso in Sonnins beiden Einzelentwürfen, von denen einer über der Vierung sogar eine Kuppel mit Laterne vorsieht, die übrigens der der Rellinger Kirche auffallend ähnlich gewesen zu sein scheint.[3])

Daß aber eine solche Vierungsbetonung, wenn sie sich auch nicht so weit von dem Grundrißmotiv entfernt wie der Heumannsche Gewölbeplan, ein Aufgeben des ursprünglichen Querhausgedankens bedeutet, kann nicht geleugnet werden.

Als schließliches Ergebnis dieser Raumbetrachtung ist auszusprechen, daß die Planaufstellung für die Michaeliskirche nicht als der Erfolg einer einseitigen Verstandesbemühung, sondern als eine triebhafte Verdichtung aller aus der vorhergehenden Entwicklung möglichen Einflüsse, nach Maßgabe der örtlichen Bedingungen, aufzufassen ist. Nicht Einsicht allein noch bloße Willkür

---

[1]) Faulwasser, MK., 1901, 67.

[2]) Nach den Heumannschen Zeichnungen hatte der Zimmermeister Behn ein großes Modell herzustellen, Faulwasser, MK., 1901, 71. Dieses scheint nach Beginn des Dachbaues nochmals beanstandet worden zu sein. Denn am 11. Febr. 1757 erhalten der Zimmermeister Ficker und der Werkgesell Beyer das Commissorium, „daß sie ungesäumt das von dem Dachstuhl zu der Großen St. Michaeliskirche verfertigte Modell in Augenschein zu nehmen, und Ein jeder von ihnen der Löbl. Deputation zum Michaelitischen Kirchenbau, ihr schriftliches Videtur dahin mitzutheilen hätten, ob sothanes Modell mit den beliebten Rissen in allem übereinkomt". H. St.-A. Bauhofsprot. D, pag. 287.

[3]) Vgl. das über Dose und die Rellinger Kirche früher Gesagte; ob und welcher Art Abhängigkeit vorliegt, muß dahingestellt bleiben.

sind geeigenschaftet, ein Kunstwerk hervorzubringen. Beiden hat sich eine nicht begreifbare, selbsttätige, oft unbewußte Geistesarbeit zuzugesellen, die mit unablässiger Regsamkeit urteilend, ordnend und aufbauend am Werk ist. Dieser aufnehmende, verbindende und neuschaffende Vorgang im Geiste des Künstlers entzieht sich fast jeder Einwirkung durch Vernunft oder Willen und gewährleistet eben dadurch den ununterbrochenen Zusammenhang der kunstgeschichtlichen Gesamtentwicklung.

10.

Als das Brandunglück von 1906 Kirche und Turm zerstörte, ergriff Bestürzung und Trauer fast die gesamte Bevölkerung von Hamburg. Wer in späteren Tagen die Zeitungsauslassungen über die Feuersbrunst durcharbeiten sollte, wird erstaunen, mit welcher fast heftigen Innigkeit der Verlust in allen Volkskreisen empfunden und beklagt wurde. Er wird gleichzeitig feststellen, — was von den Miterlebenden bei der ersten Feuerkunde augenblicklich gefühlt wurde, — daß diese herzliche Trauer vor allem dem Turme galt, dem wuchtigen Wahrzeichen über der Elbe; ja, er wird selbst aus dem doch schon abgewogenen und ausgeglichenen Niederschlage der Volksempfindung, der sich in den Zeitungsspalten aufbewahrt findet, heraushören, daß vielen der Turm bis zur Unentbehrlichkeit lieb schien, daß sie den Verlust des Kirchenhauses mit Freuden verschmerzt hätten, wäre dadurch der Turm zu retten gewesen. Und dieser Empfindung vermochten sich selbst solche nicht zu erwehren, die den unübertrefflichen Kunstwert des Kirchenraumes voll zu würdigen wußten.

Dies Gefühlsverhältnis ist umsomehr bemerkenswert, als der Turm zu allen Zeiten scharf absprechende Kunstkritik erfahren hat, während jeder einigermaßen verständige Beurteiler die hohe Raumschönheit der Kirche uneingeschränkt zugeben mußte.

Die Gründe für diese besondere Anhänglichkeit der hamburgischen Bevölkerung an den Michaelisturm sind mit Worten nicht leicht darzulegen; aber wohl keiner, der das Stadtbild von Hamburg oft und dauernd auf sich wirken ließ, wird auf den Gedanken kommen, nach diesen Gründen zu fragen. — Eine künstlerische Eigentümlichkeit, die namentlich Festungen und Uferstädten eigen ist, besitzt auch Hamburg in deutlicher Ausprägung: die einheitliche und gleichsam sinnbildliche Geschlossenheit der Gesamtstadterscheinung. Nicht bei allen Großstädten ist es möglich, sie von

Abb. 20.

Turm der Michaeliskirche in Hamburg.

außen her in einem Blickfelde bildmäßig zusammenzufassen. Nur bei wenigen Städten ist der Charakter dieses Bildes so entschieden ausgesprochen, daß er auch von verschiedenen Standpunkten aus in seiner wesentlichen Wirkung der gleiche bleibt, also gewissermaßen als Quintessenz der bildlichen Stadtdarstellung überhaupt aufgefaßt werden kann. Dies trifft für Hamburg in hohem Maße zu; mag man von der Uhlenhorst her über die Alsterfläche weg das Stadtbild betrachten, mag man die Elbe heraufsteuernd das allmähliche Auseinandertreten der Türme, Schornsteine, Werftgerüste und Häusermassen beobachten, oder mag man von irgend einem Punkte rings im holsteinischen und hannöverschen Lande das Bautengedränge überschauen: eine sich überall gleichbleibende, entschiedene Physiognomie der Stadtansicht formt sich bei längerem Hinblicken als abgekürzte Darstellung, als Sinnbild der Freien und Hansestadt Hamburg, aus Rauch und Nebel heraus.

Daß diese gleichmäßige, einheitliche Bilderscheinung hauptsächlich auf der „Hochgestalt“ der Türme beruht, bedarf keiner Erwähnung. Unter den sechs hohen Türmen Hamburgs aber war der von St. Michael schlechthin der Herrschende. Man kann von Gewohnheitschätzung sprechen, wenn aus einem Kranze von Türmen dieser oder jener ausfällt und vermißt wird. Der Michaelisturm war aber nicht ein Beliebiger von vielen. Er war der Allüberragende, — der Wasserwart, der Nächste der See, — und zugleich von allen Türmen Hamburgs der formenkräftigste und wuchtigste. Durch seinen Verlust erst wurden die übrigen Türme zu „beliebigen“; — vorher zwang seine übermächtige Größe sie zu einer wohlgeordneten Gruppe um sich herum. — —

Aber der Michaelisturm selbst?

Bis zur Firsthöhe des Kirchendaches reicht ein quadratischer steinerner Unterbau, durch gekuppelte Pilaster andeutungsweise gegliedert. Seinen Kranz bildet das Gesims mit Triglyphenfries, das an früherer Stelle zum Nachweis der Beziehungen zwischen Sonnin und Leonhard Sturm besprochen wurde; darüber ein Holzgeschoß mit übermäßig langen Pilastern; wieder ein Kranz, der diesmal einen Umgang mit Holzgeländer trägt; darauf der an den Vertikalkanten abgerundete gewaltige Uhrwürfel; über diesem der achtsäulige Rundtempel, der von einer ziemlich steilen Kuppel überdeckt wird; an diese sollten sich nach Sonnins Plan allerlei Figuren anlehnen. Die Kuppel trägt, nicht unähnlich einer Pickelhaube, eine geschweifte Spitze, die verschiedentlich zu abfälligen Urteilen Anlaß gegeben hat. In der Tat ist eine solche Anpassung der Kuppel-

form an den Vertikalismus des Turmgedankens ungewöhnlich und überraschend, wenn auch nicht beispiellos. Schon die Kuppellaterne des Sansovino auf St. Giorgio dei Greci in Venedig[1]) zeigt eine solche spitzenartige Ausstrahlung, und ebenso ist der Kuppelturm des Escorial zu Madrid[2]) mit einer Helmspitze bewehrt.

Oberhalb des Triglyphenkranzes war der ganze Turm in Holz konstruiert und mit Kupfer verkleidet.[3]) Fahrlässige Hantierung der Handwerker, die mit teilweiser Neudeckung beauftragt waren, führte das Brandunglück von 1906 herbei.[4])

Die einzelnen Architekturformen des Turmes kommen angesichts der riesenhaften Wucht der Gesamtmasse kaum in Betracht und sind bereits früher besprochen worden. Hier bleibt nur noch zu untersuchen, ob sich der Bau nach seiner großen Anlage und Gliederung in eine oder mehrere Entwicklungsreihen einstellen läßt, oder wie er sich zu den sonst geltenden Turmbaurichtungen verhält.

Dabei müßte in erster Linie ein Überblick über Herkunft und Entwicklung des Holzkupferhaubenturmes überhaupt gewonnen werden. Da aber in dieser Frage vorerst nur allgemeine und vorläufige Annahmen ausgesprochen werden können, muß ich mich hier darauf beschränken, meine Vorstellung vom geschichtlichen Verlauf der Holzkupferhaubenturm-Entwicklung kurz anzudeuten, für die Begründung dieser Ansichten aber auf eine andernorts erscheinende Arbeit zu verweisen.[5])

Das allgemeine Zurücktreten der Gotik im europäischen Kunstleben zu Ausgang des 15. Jahrhunderts prägte sich u. a. auch im Vordringen einer neuen Turmform aus: der Zwiebel oder welschen Haube. Diese neue Form gewann ihre edelste und folgerichtigste Ausbildung dort, wo sie im Material des Holzkupferbaues zur Ausführung kam.

Holzkupfertürme hatte schon das ganze Mittelalter gebaut; doch bleibt diese Technik während des Vorherrschens der Gotik im allgemeinen auf die Backsteinländer beschränkt. Die gewaltigen Kupferpyramiden der alten Ziegeldome von Bremen, Lüneburg,

---

[1]) 1538. [2]) Juan de Herrera, 1597.

[3]) Vgl. Faulwasser, MK. 1886, 26 ff., Tabb. 5 u. 7, MK. 1901, 81 ff., Tabb. 16 u. 18.

[4]) Über die Entstehung des Feuers vgl.: Bericht des Branddirektors Westphalen betr. den Brand der Mk., Hbg. 1906, 16 f.

[5]) Mein Aufsatz: „Der Ursprung des Haubenturmes“ soll demnächst in der vom Bezirksbauinspektor Dr. F. Hirsch-Bruchsal herausgegebenen Ztschrft. f. Gesch. d. Architektur erscheinen, (II. Jahrg.).

Lübeck u. a. sind großartige Vertreter dieser zahlreichen Gattung. Der statisch wie ästhetisch hervorragend günstige Baugedanke der Durchbrechung oder Durchsicht blieb auf Türme kleinsten Maßstabes, auf Dachreiter, Firsttürmchen u. dergl. beschränkt.

Die mit der Renaissance aufkommende Form der Zwiebel- oder Haubentürme, die im Holzkupfersystem ihr eigentliches Material erkannte, verbreitete diese Turmbauweise weit über ihre alten Grenzen hinaus; verkupferte Holzhauben finden sich fast überall in Mitteleuropa, selbst in den Ländern des reinen Werksteinbaues, in denen die Gotik ihre Türme vom Fundament bis zur Kreuzfahne gemauert hatte. Die Ausbreitung der Turmhaube über alle Kulturländer und die außerordentliche Geschwindigkeit, mit der sie diesen Eroberungszug vollführte, zwingen zu der Anerkennung, daß hier eine der ganz großen weltgeschichtlichen Kunstbewegungen vorliegt, — wie etwa die folgestrenge Durchbildung des spitzbogigen, gerippten Kreuzgewölbesystems, oder wie die Übernahme und Wiederbelebung antiker Bauglieder, — eine der Bewegungen, die gleichsam mit eigener Lebenskraft vordringen und für den einzelnen Künstler und sein Schaffen geradezu Schicksal und Notwendigkeit werden.

Die Herkunft dieser Bewegung vermögen wir bis jetzt weder zeitlich noch örtlich noch in ihrem ursächlichen Zusammenhange zu begreifen. Vielen galt die neue Turmform schlechthin als „holländisch“. In so einfacher und ausschließender Form läßt sich diese Meinung keinesfalls aufrecht erhalten. Vielmehr ist deutlich zu erkennen, daß in der Wiege der neuen Kunst, in Italien, auch für die Haubenform der Türme alle Elemente vorgebildet bereit lagen. Die Turmhaube ist nichts weiter, als die in größtem Maßstab übernommene und der neuen Stellung angepaßte Kuppellaterne. Wenigstens gilt dies für die durchgebildete, mehrfach geöffnete Turmform, die in Südost- und Mitteldeutschland sehr früh zu hoher Reinheit des Umrisses und zu feinfühligem Massengleichgewicht ausgestaltet wurde. — Die starkunterschnittene, ungefüge Zwiebelknolle, die selten an Durchsichttürmen auftritt, sondern in der Regel als massiger Abschluß von Steintürmen verwendet wird, — man denke an das großartige Beispiel der Münchener Frauentürme,[1]) — scheint nicht in diesen Entwicklungszusammenhang zu gehören. Gerade die Zwiebelform, die auf Bildern schon sehr früh nachweisbar ist,[2]) läßt sich am schwersten örtlich festlegen. Denn sowohl

[1]) 1530.

[2]) Rogier v. d. Weyden, Hans Memling, Meßkircher Altar, Albrecht Dürer, Albrecht Altdorfer.

in den Alpengegenden wie in den Niederlanden ist sie vorherrschend, während sie in weiten Zwischenstrecken jener edleren und reicheren Form der Laternenhaube das Feld läßt.

Bei einer Scheidung und Bewertung dieser zwei Turmbaurichtungen verdient ein Umstand höchste Aufmerksamkeit: jene Zwiebelhaube, die sich vom italienisch-klassischen Formengefühl am weitesten entfernt, erfreut sich überall da besonderer Geltung, wo man das Turmganze in bizarrer, launenhafter Weise aufzulockern und mit den entferntesten, zum Teil abenteuerlichen und putzigen Putzgliedern auszustatten liebt. Der Ursprung dieser Bauweise läßt sich, wie erwähnt, nicht angeben. Doch ist nicht zu verkennen, daß in den Niederlanden und in allen Gegenden mit niederländischem Einflusse diese Kompositionen bevorzugt wurden.

Jene andere Turmart, die dem Streben nach einheitlicher Gesamtwirkung und reinem Linienflusse ihren Erscheinungscharakter verdankt, erreicht eine durchgeführte Einheit auch in der Materialbehandlung, und eine hohe Vollkommenheit darin, dies Material nach seinen besonderen Eigenschaften und Vorzügen zur Geltung zu bringen. Und diese Turmbaurichtung weist nicht nur stilistisch, sondern auch geschichtlich, und zwar mit einwandfreien Belegen, nach Italien zurück.

Die früheste und zugleich vollkommenste Entfaltung dieser formenreinen und materialsicheren Turmbaurichtung begegnet uns in Schlesien; und hier war es die mannigfach bezeugte Tätigkeit von Italienern, die jene für ihre Zeit durchaus neuen und stark selbständigen Turmgebilde hervorbrachte.

Die entscheidenden Bauwerke für diese Frage sind Schloß und Rathaus in Brieg, seit 1547 von Jacopo Barr und seinem Schwiegersohne Bernardo Niuron errichtet. Für diese Bauten und für die ganze fast unübersehbare, wertvolle Reihe, die von ihnen abhängig ist, gilt die Formel:

„Ein Italiener, der gezwungen ist, mit dem Material und den Bauleuten des Holz-Kupfersystems zu arbeiten, entwickelt innerhalb dieser Bedingungen die in der Bauweise seines Landes vorliegenden und teilweise schon ausgebildeten Möglichkeiten zu Schöpfungen, die dem Formgedanken und dem Baustoffe gleicherweise Rechnung tragen.“ —

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, diese beiden Turmbaurichtungen in ihrer Entwicklung und Wechselbeziehung weiter zu verfolgen oder das Auftreten neuer Sonderrichtungen aufzusuchen

und nachzuweisen. Vielmehr wird es Zeit, die eigentümliche Erscheinung des Michaelisturmes wieder ins Auge zu fassen.

Äußerlich verrät dieser Turm zu keiner der beiden Baurichtungen Beziehung. Von der lebhaft und nachdrücklich geschwungenen Zwiebelkurve findet sich nicht die geringste Andeutung. Aber auch der Laternengedanke, der in den vier anderen Turmentwürfen Sonnins bestimmend ist,[1]) fehlt. Der Michaelisturm ist eigenartig, bis zu einem gewissen Grade selbständig; er zeigt das Ergebnis der unverkennbaren Bemühung, mit denkbar einfachsten Mitteln auch in sehr großem Maßstabe zu wirken: Prisma, Würfel, Säulenrund und Kuppel, — diese vier Ausdrücke erschöpfen den für die große Wirkung wesentlichen Formenaufwand vollständig: eine Anordnung, die in ihrer Einfachheit, — man möchte sagen: Einfalt, — recht gut als aprioristische Kombination gefunden sein könnte. In der Tat ist vorher nirgends in solchem Maßstabe mit so geringen Mitteln eine solche Wirkung versucht oder gar erreicht worden. Und nachher? Eine gewisse Verwandtschaft in der Beschränkung zeigt der Turm der Klosterkirche zu Trebnitz in Schlesien, der allerdings bis zu größerer Höhe aus Mauerwerk besteht; aber die Kunstwirkung dieser Leistung ist vergleichsweise ärmlich und verschwindend.[2])

Wenn also der Turm in seiner Gesamtmasse als einzigartig gelten muß, so äußern sich doch an seinen Teilformen die notwendigerweise vorhandenen Beziehungen.

Wie weit die Durchbildung der Schmuckformen von Leonhard Sturm abhängt, wurde an früherer Stelle dargelegt.

Als Ganzes bietet der Aufbau unterhalb des Uhrwürfels keine auffällige Eigentümlichkeit. Die etwas unvermittelte Selbständigkeit eben dieses Uhrwürfels weist deutlich auf die genau entsprechende Behandlung dieses Baugliedes am Altonaer Trinitatisturm. Während jedoch der Altonaer Baumeister[3]) das Uhrgeschoß nicht mit dem übrigen Turmkörper in Einklang zu setzen vermochte, zeigt die ästhetische Massenverteilung des Michaelisturmes befriedigendes Gleichgewicht.

Daß der Altonaer Turm von Sonnin besonders geschätzt wurde, weiß Lübkert zu berichten:[4])

„Die Kirche zur Heil. Dreifaltigkeit . . . darf in aller Weise den schönsten und herrlichsten Kirchen Niederdeutschlands an die

[1]) Faulwasser, MK. 1901, 87, Abb. 46.

[2]) Hans Lutsch, Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Prov. Schlesien, Breslau 1886, II, 579; neu erbaut 1789.

[3]) Jakob Bläser, 1688—1694. [4]) Statistik 144.

Seite gesetzt werden. Auch durch ihren Thurm ist sie eine wahre Zierde der Stadt; denn derselbe ist architektonisch so edel angelegt, und ausgeführt, daß der berühmte Sonnin, Erbauer der Hamburger Michaeliskirche, wenn er vor dieser Kirche vorbeiging, den Hut abgenommen haben soll."

Wenn also die Formenbetrachtung über die Entwicklungszusammenhänge wenig Aufschluß gibt, so läßt sich geschichtlich eine gewisse Verbindung mit der Vergangenheit auch für den Michaelisturm herstellen. Denn durch den Altonaer Trinitatisturm gewinnen wir den Anschluß an die Glanzzeit des hamburgischen Turmbauwesens und an die Tätigkeit eines der bedeutendsten Turmbaukünstler überhaupt: des Peter Marquard.

Für Hamburg wurde durch Marquards Turmbauten der Einschlag der schlesisch-sächsischen Formengebung gewonnen, die ihrerseits für den deutschen Turmbau als die reinste Quelle klassischer Kunst anerkannt werden muß. Marquard fand in Hamburg eine ganze Generation von Türmen „niederländischen"[1]) Geschmackes vor:

Leichhaus der Jakobikirche, Haube von 1565;[2])
Jakobiturm von 1587;[3])
Nikolaiturm von 1591—1593[4]) und die
Gertrudenkapelle.

Die von Marquard geschaffenen Hamburger Türme zeigen eine wesentlich anders, edler, entwickelte Gestaltung:

Katharinen, 1648—1658;
Nikolai, 1657—1658;
Michaelis, 1665—1669;[5])

von diesen Türmen ist nur noch der von St. Katharinen erhalten, — ohne Zweifel seine formedelste Schöpfung; es darf als ein besonderes Glück betrachtet werden, daß gerade dieser Turm doppelt auf unsere Zeit gekommen ist.[6]) Der von Nikolai verrät in seiner Zwiebel-

[1]) Die Begründung dieser Ausdrucksweise wird der obengenannte Aufsatz: „Urspr. d. Haubent" bringen. — Über Marquard s. Hamburg. Künstlerlex. 161.

[2]) Vom Meister Gerdt aus Köln. J. Faulwasser, Jakobikirche, Hbg. 1894, 23.

[3]) S.: Hamburgs fünf Hauptkirchen, Hbg. 1906, 84, Abb. zu S. 70. (Die Herkunft der beachtenswerten Turmspitze, die im gleichen Jahre, 1587, bei St. Nikolai in Lüneburg aufgebracht wurde, vermag ich nicht anzugeben. Wilh. H. Mithoff, Kunstdenkmm. u. Altertt. im Hannöverschen, Hann. 1877, 152 u. Tab. I.)

[4]) Gottfried Gesius, Turmpredigt, Hbg. 1657. C. Mönckeberg, Nikolaikirche, Hbg. 1846, 186. Abb.: Hamburgs fünf Hauptkirchen, Hbg. 1906, zu S. 28.

[5]) Abb.: Hamburgs fünf Hauptkirchen, zu SS. 63, 28, 108.

[6]) Marienkirche in Zwickau; siehe oben Abschnitt 1, S. 15, Anm. 4.

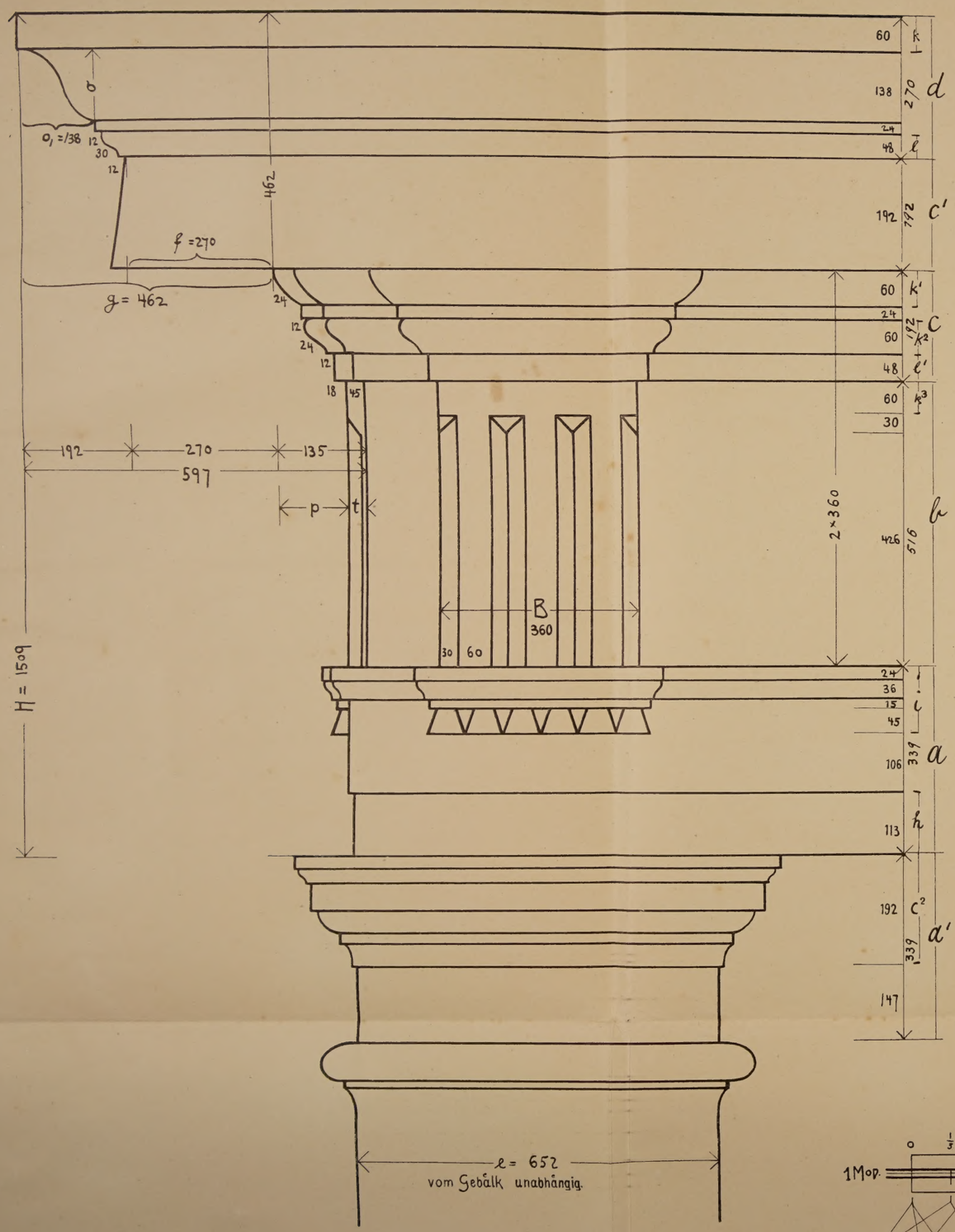
kurve und in der Verwendung von Kugeln als Traggliedern, der von Michaelis in seinem etwas trockenen Schematismus leise aber deutlich, daß der Meister im Laufe der Zeit auch die in Hamburg bereits vorhandenen Türme auf sich wirken ließ. — Eben der Katharinenturm diente dem Erbauer des Altonaer Trinitatisturmes unverkennbar zum Vorbild.

Höchst ungewöhnlich, wie erwähnt auch von Sonnins andern vier Turmentwürfen abweichend ist die Behandlung der Bauteile oberhalb des Uhrgeschosses. Die der Kuppellaterne mehr oder minder angenäherte Bauform, die sich sonst an entsprechender Stelle findet, ist hier zu einem kuppelgedeckten, achtsäuligen, völlig offenen Monopteros ausgebildet. Erinnert man sich, daß das Säulengebälk in seiner Grundfläche als Achteck konstruiert und nur für den äußeren Anblick mit einer Kreisverschalung umgeben ist,[1]) so drängt sich unwillkürlich ein Vergleich dieses Pavillons mit dem des Magdeburger Rathauses auf.[2]) Auch die vielgeschmähte Kuppelspitze fände in Magdeburg wenigstens andeutungsweise ihr Vorbild. Ob hier in der Tat eine Reiseerinnerung nachwirkte, muß dahingestellt bleiben.

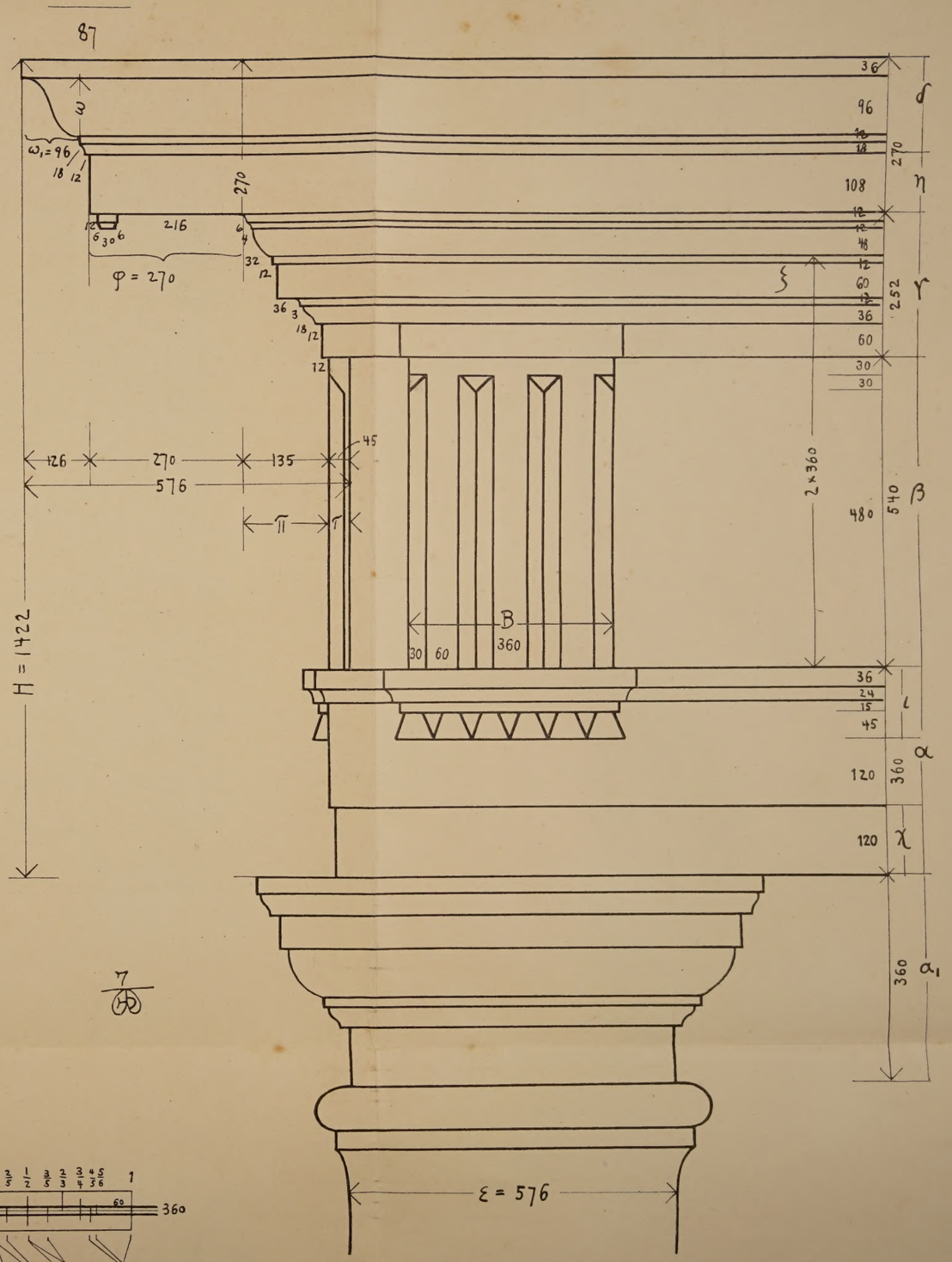
[1]) Faulwasser, MK. 1901, 90 u. Tab. 18.
[2]) Erbaut 1691 – 1698.

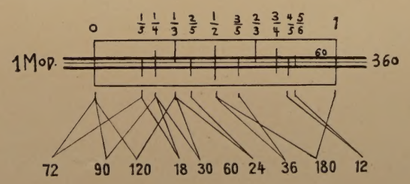
Druck von G. Kreysing
: : in Leipzig : :

So


60
138
24
48
192
60
24
12
24
12
60
48
18
45
60
30
24
36
15
45
106
113
192
147
339
339
d
c'
c
b
a
h
c²
a'
σ
σ₁=138
12
30
12
462
f=270
g=462
192
270
135
597
p
t
B
360
30
60
2×360
426
516
H = 1509
l = 652
vom Gebälk unabhängig.

St


87
36
96
108
60
36
60
30
30
24
36
15
45
120
120
δ
η
γ
β
ι
α
χ
α₁
ω
ω₁=96
18
12
270
216
12
6
3
0
6
6
4
32
12
36
3
18
12
72
φ = 270
ξ
126
270
135
576
45
π
r
B
360
30
60
2×360
480
540
252
360
H = 1422
ε = 576


0
1/3 1/4 1/3 2/5 1/2 3/5 2/3 3/4 4/5 5/6
1
1Mod.
60
360
72
90
120
18
30
60
24
36
180
12

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01845 4237